H
1377
-1-

N. 46.

von Halder
N. 4775.

Viro illuſtri, omnibus Titulis majori
D^no^ IOANNI MICHAELI À LOEN
quem Musæ colunt, Virtutes celebrant,
ſcripta ſuper Æthera ponunt,
hanc ipsius Imaginem

d. d.
Servus humillimus
Ph. Henr. Hutterus

Des

Herrn von Loen
geſammlete
Kleine Schrifften:

Beſorgt und heraus gegeben
von
J. C. Schneidern.

Erſter Theil.

Dritte Auflage.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Mit Röm. Kayſerl. Königl. Pohln- und Churfürſtl. Sächſiſch. Allergnä-
digſt- und Gnädigſten Privilegiis verſehen.

Franckfurt und Leipzig.
Zu finden bey Philipp Heinrich Huttern.

WIr FRANZ von GOttes Gnaden Erwehlter Römiſcher Kayſer, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, und zu Jeruſalem König, Hertzog zu Lothringen und Bar, Groß-Hertzog zu Toſcana, Fürſt zu Charleville, Marggraf zu Nomeny, Graf zu Falckenſtein; ꝛc. ꝛc. Bekennen offentlich mit dieſem Brief, und thun kund allermänniglich, daß Uns Philipp Heinrich Hutter Buchhändler in Unſer und des Heil. Reichs-Stadt Franckfurt in Unterthänigkeit zu vernehmen gegeben, was maſſen Er Joh. Michaels von Loen geſammlete kleine Schrifften in octavo zu ediren angefangen hätte; mit unterthänigſter Bitte, wir zu Abwendung des ihme ſchädlichen Nachdrucks Unſer Kayſerl. Privilegium Impreſſorium auf zehen Jahr über gedachte Schrifften ihme zu ertheilen gnädigſt geruhen wolten; Wann wir dann gnädiglich angeſehen ſolch-angedeutete ziemliche Bitte, auch die Unkoſten, Fleiß und Arbeit, ſo bey gemeldten Schrifften anzuwenden ſeynd; So haben Wir ihme die Gnad gethan, und Freyheit gegeben, thun auch ſolches hiermit wiſſentlich in Krafft dieſes Briefs alſo und dergeſtalten, daß Eingangs ernannter Philipp Heinrich Hutter obgedachte Joh. Michaels von Loen geſammlete kleine Schrifften in offenen Druck auflegen, ausgehen, hin und wieder ausgeben, feilhaben, und verkauffen laſſen möge, auch ihme ſolche niemand ohne ſeinen Conſens, Willen und Wiſſen innerhalb denen nächſten zehen Jahren von dato dieſes Briefes anzurechnen, im Heil. Röm. Reich nicht nachdrucken, und verkauffen ſolle, weder in dieſem noch einem anderen Format, unter was geſuchten Schein das immer geſchehen mögte. Und gebieten darauf allen und jeden Unſern und des Heil. Reichs Unterthanen und Getreuen, inſonderheit aber allen Buchführern, Buchdruckern, Buchhändlern, Buchbinderen und Buchverkauffern bey Poen fünff Marck löthigen Golds, die ein jeder, ſo offt er freventlich hierwider thäte, Uns halb in Unſere Kayſerl. Cammer, und den andern halben Theil mehrgedachtem Philipp Heinrich Hutter oder ſeinen Erben und Nachkommen ohnnachläßlich zu bezahlen verfallen ſeyn ſolle, hiermit ernſtlich und wollen, daß ihr noch einiger aus Euch ſelbſt oder jemand von Euertwegen, obangeregte Schrifften innerhalb den beſtimmten zehen Jahren nicht nachdrucket, diſtrahiret, feil habet, umtraget oder verkauffet, noch auch ſolches anderen zu thun geſtattet, in keine Weiß noch Weeg, alles bey Vermeydung Unſerer Kayſerl. Ungnade, und obbeſtimmter Straff der fünff Marck löthigen Goldes, auch Verliehrung deſſelben Euren Drucks, den vielgedachten Hutter und deſſen Erben, oder deren Befehlshaber, mit Hülff und Zuthun eines jeden Orts Obrigkeit, wo ſie dergleichen bey euch und einem jeden finden würden, alſo gleich aus eigenem Gewalt, ohne Verhinderung männiglichs zu ſich nehmen, und damit nach ihren Gefallen, handlen und thun mögen. Jedoch ſolle er Philipp Heinrich Hutter fünff Exemplaria bey Verluſt dieſer Unſer Kayſerl. Freyheit zu Unſerm Kayſerl. Reichs-Hof-Rath zu lieferen, und dieſes Privilegium voran drucken zu laſſen, ſchuldig und gehalten ſeyn. Mit Urkund dieſes Briefs beſiegelt mit Unſerm Kayſerlichem aufgedruckten Secret-Inſiegel, der geben iſt zu Wien den

zehenden Novembris Anno Siebenzehundert Funffzig, Unſers Reichs im Sechſten.

FRANZ (L. S.)

Vt. R. J. Graf von Colloredo. mppria.

Ad Mandatum Sac. Cæſ. Majeſt. proprium.

J. J. Hayeck von Waldſtätten, mppria.

DEr Aller-Durchleuchtigſte, Großmächtigſte Fürſt und Herr, Herr Friederich Auguſt, König in Pohlen, des Heil. Röm. Reichs Ertz Marſchall und Chur-Fürſt zu Sachſen, ꝛc. auch Burggraf zu Magdeburg ꝛc. hat auf Philipp Heinrich Hutters, Buchhändlers in Franckfurt am Mayn, beſchehenes unterthänigſtes Anſuchen, gnädigſt bewilliget, daß er des von Loens geſammlete kleine Schrifften unter höchſtgedachter Sr. Königl. Maj. und Churfürſtl. Durchl. Privilegio drucken laſſen und führen mögen, dergeſtalt, daß in Dero Churfürſtenthum Sachſen, deſſelben incorporirten Landen und Stifftern kein Buchhändler, noch Drucker obermehntes Buch in denen nächſten, von unten geſetzten dato an, zehen Jahren, bey Verluſt aller nachgedruckten Exemplarien und bey dreyßig Rheiniſchen Gold-Gülden Straffe, welche denn zur Helffte der Königl. Rent-Cammer, der andere halbe Theil aber ihm, Huttern verfallen, weder nachdrucken, noch auch, da daſſelbe an andern Orten gedrucket wäre, darinnen verkauffen und verhandeln, worgegen er mehrgemeldtes Buch fleißig corrigiren, aufs zierlichſte drucken und gut weiß Pappier darzu nehmen zu laſſen, auch ſo offt es aufgeleget wird, von jedem Druck und Format zwantzig Exemplaria in Sr. Königl. Maj. und Churfürſtl. Durchl. Ober-Conſiſtorium, ehe es verkaufft wird, auf ſeine Koſten einzuſchicken ſchuldig und diß Privilegium niemanden ohne höchſtgedachter Sr. Königl. Maj. und Churfürſtl. Durchl. Vorwiſſen und Einwilligung zu cediten befugt ſeyn ſoll; Geſtalt er bey ſolchem Privilegio, auf die bewilligte zehn Jahr geſchützet und gehandhabet, auch, da dieſen jemand zuwider handeln, und er um Execution deſſelben anſuchen würde, ſolches ins Werck gerichtet und die geſetzte Straffe eingebracht werden ſoll; Jedoch daß er, und zwar, bey Verluſt des Privilegii, längſtens binnen Jahres-Friſt den Druck zu Stande bringe, und ſowohl von jetziger, als auch von jeder künfftigen neuen Auflage die oben geſetzte Anzahl der Exemplarien richtig liefern; Immittelſt, und zu Urkund deſſen iſt dieſer Schein, bis das Original Privilegium ausgefertiget werden kan, und ſtatt deſſelben, in Sr. Königl. Maj. und Churf. Durchl. Kirchen-Rath und Ober-Conſiſtorio unterſchrieben und beſiegelt, ausgeſtellet worden, welchen er durch den beſtallten Bücher-Inſpectorn, Chriſtian Ernſt Haubalten, denen Buchhändlern zu inſinuiren, widrigenfalls die Inſinuation vor null und nichtig erkannt werden ſoll. So geſchehen zu Dreßden, am 16. Novembris Anno 1750.

(L. S.)

L. G. Graf von Holtzendorff.

Chriſtian Friedrich Taucher S.

Dem

Dem
Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn,

HERRN
Anton Ulrich,

Herzogen
Zu Sachſen, Jülich, Cleve und Berg, auch Engern und Weſtphalen, Landgrafen in Thüringen, Marggrafen zu Meiſſen, Gefürſteten Grafen zu Henneberg, Grafen zu der Marck und Ravensberg, Herrn zu Ravenſtein,

Des St. Hubertsorden Rittern und Seniorn des ganzen Durchl. Herzogl. Sächſiſchen Hauſes.

Meinem Gnädigſten Herzog und Herrn.

Durchlauchtigſter Herzog,

Gnädigſter Herzog und
Herr!

Die Kühnheit Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht gegenwärtige kleine Schrifften unterthänigſt zuzuſchreiben, weiß ich mit nichts, als mit der hohen Gnade zu entſchuldigen, deren Sie mich bisher zu würdigen geruhen. Ich ſchätze ſolche über alles; und ich habe ſchon lange Zeit auf eine Gelegenheit gewar-

tet, wo ich die Ehrfurcht öffent-
lich an den Tag legen könnte, wel-
che ich vor Dieſelben hege. Die
Ausgabe dieſer kleinen Schriff-
ten gibt mir nün um deſto mehr
Anlaß hierzu, je mehr ſich die-
ſelben an und vor ſich ſelbſt von
Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht
eine gnädigſte Aufnahme verſpre-
chen dörfen. Der Herr Verfaſ-
ſer iſt einer der vornehmſten Lieb-
haber der Künſte und Wiſſen-
ſchafften in dieſer Stadt, welche ih-
rem Vaterlande auſſerhalb durch
Wiz und Geiſt volle Schrifften
Ehre und ſich ſelber, zu ihrem
Ergezen eine Beſchäfftigung da-
mit machen, dasjenige, was ſie
in der Welt geſehen und beobach-
tet haben, zu Papier zu bringen.
Der Beyfall, welchen deſſelben
Schrifften bisher gefunden haben,
rechtfertigt ſowohl, als die Sachen,
die in dieſer Sammlung enthal-
ten

ten ſind, meine zuverſichtliche Hoffnung einer großmüthigen Aufnahme.

Sollte ich alſo wohl nöthig haben mein Unterfangen durch mehrere Gründe zu vertheidigen, da ſich die unternommene Sache bey Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht leicht ſelbſt beliebt machen kann, und ich es über dieſes mit einem der großmüthigſten Fürſten zu thun habe, deſſen leutſeliges und huldreiches Bezeigen ihn auch unter den erhabenſten Perſonen vor andern unterſcheidet und ihm auſſer dem Glanz des hohen Standes ſo viele Vorzüge machet.

Ich bin einer von denen, welche Gelegenheit gehabt haben, Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht groſſe und würdige Eigenſchafften, ſeit dem Sie unſre Stadt mit Ihrer hohen Gegenwart beehren, erkennen zu lernen und zu be-

bewundern. Und ich werde nicht aufhören, die wahrhafftig fürſtlichen Tugenden eines ſo erhabnen Prinzens zu verehren, ſo lange ich die gnädigſte Erlaubniß behalte, mich mit der ehrerbietigſten Obliegenheit und unſterblicher Ehrfurcht nennen zu dörfen,

Durchlauchtigſter Herzog

Ew. Hochfürſtl. Durchl.

Meines gnädigſten Herzogs und Herrn

unterthänigen Knecht,

Philipp Heinrich Hutter.

Vorbericht

des Herausgebers.

Da ich die Ehre habe, gegenwärtige Schrifften der gelehrten Welt vorzulegen, ſo iſt es ein Glück vor mich, daß ich von dem ganzen Vorhaben nicht erſt weitläuftige Rechenſchafft geben darf. Zween Umſtände überheben mich dieſer Pflicht: Vors erſte, daß dergleichen Art Schrifften allemal von der gelehrten Welt wohl aufgenommen werden; vors zweyte, daß die Schrifften Sr. Hochwohlgebohrnen des Herrn von Loen durchgängigen Beyfall gefunden haben, welche bisher ohne Vorſetzung deſſen

Na-

Namens heraus gekommen ſind. Von beyden Stücken könnte ich wichtige Zeugniſſe anführen, wenn es nöthig wäre. In Anſehung des letztern darf ich mich nur auf die unter der Aufſicht des Herrn von Loen vor kurtzem heraus gegebene allgemeine Reiſegeſchichte berufen, welche ſowohl wegen der innern, als äuſſern Beſchaffenheit allerwegen wohl aufgenommen worden iſt.

Seit dem ich die Ehre habe, den Herrn von Loen zu kennen, iſt mir verſchiedenes von Deſſelben kleinen Schrifften bekannt worden. Alles was ich davon geſchrieben zu ſehen bekam, war ſo beſchaffen, daß es meine Neubegierde nach mehrern erwecken muſte. Ich hatte mir alſo ſeit einiger Zeit die Mühe gegeben, dieſen Herrn bewegen zu helffen, daß Er die Ausgabe ſeiner kleinen Schrifften erlauben möchte. Da mir nun endlich die

Beſorgung dieſes Geſchäfftes iſt gegönnet worden, ſo übergebe ich nun hiermit ſolche Schrifften der gelehrten Welt mit vielem Vergnügen und hoffe, daß ſie eine ſo geneigte Aufnahme finden werden, als es ihre innere Beſchaffenheit verdienet.

Man kann dieſe Sammlung als ein moraliſches Malereycabinet anſehen, in welchem ſich viele Kenner mit eben ſo groſſem Ergezen umſehen werden, als in einem Zimmer voller Gemälde von den gröſten Meiſtern. Dieſe moraliſche Schildereyen ſind in drey Abſchnitte abgetheilet. Die eigne Abbildung des Herrn Verfaſſers in ſeiner Jugend iſt zur Einleitung voraus geſetzt. Er hat dadurch zeigen wollen, daß man ſich erſt ſelbſt ſoll erkennen lernen, ehe man ſich wagt andre zu beurtheilen. Der erſte Abſchnitt enthält lauter Abſchilderungen moraliſcher Caractere. Im zweyten

ten Abſchnitt kommen Abbildungen würcklicher Perſonen vor. Und in dem dritten Abſchnitt ſind Abſchilderungen verſchiedener Höfe enthalten. Wenn man die Vergleichung dieſer Schrifften mit einem Malercabinet fortſetzen wolte, ſo könnte man ſagen, der 1. Abſchnitt, wenn man des Herrn Verfaſſers eigne Abbildung in ſeiner Jugend ausnimmt, enthielte idealiſche; der 2. Abſchnitt aber würckliche Perſonen: jene, wie ſie aus der allgemeinen Vorſtellung der Natur, dieſe aber, wie ſie aus der beſondern Vorbildung ſind entlehnt worden. Und der 3. Abſchnitt begreiffet hiſtoriſche Gemälde in einer reichern Zuſammenſetzung in ſich.

Alle dieſe verſchiednen Abſchilderungen hat der Herr Verfaſſer nach der Natur verfertiget: das iſt, er hat in der Welt die Urbilder davon angetroffen und gekannt. Unter den Caracteren befinden

finden ſich liebenswürdige und häßliche. Wer die Welt kennet, wird eben dergleichen Vermiſchung davon angetroffen haben. Es kommen einem Geitzhälſe, Wollüſtige, Hochmüthige, Müſſiggänger, galante Generale, Eigenſinnige, Trunckenbolde, Wanckelmüthige, Scheinheilige, Zanckſüchtige, und dergleichen vor. Man müſte aber auch wenig Menſchenliebe beſitzen, wenn man nicht ſagen wollte, daß man noch immer einen Eraſt, einen Tiron, einen Liberio, einen Sophronime, einen Philintes, einen rechtſchaffenen Geiſtlichen, eine wahre Hoheit, einen würdigen Fürſten, einen wahren Helden ſehe. Aus allen Caracteren, welche der Herr von Loen abgeſchildert hat, leuchtet deſſelben groſſe Kenntniß der Menſchen und ſeine Einſicht in die wahre und geſunde Sittenlehre hervor.

Was den zweyten und dritten Abſchnitt betrifft, ſo iſt zu vermuthen, daß der Herr Verfaſſer vielerley Arten von Leſern durch ſeine natürliche Abſchilderung hoher und berühmter Perſonen, wie auch verſchiedner der anſehnlichſten Höfe einen ungemeinen Gefallen erwieſen habe. Er ſchildert nichts ab, als was er ſelber gekannt und ſo befunden hat. Er macht hierdurch den Nutzen, welchen er aus allen ſeinen Reiſen, ſeiner Erfahrung, ſeinem Umgang und Kenntniß der groſſen Welt gezogen hat, allgemein. Jedermann wird mit den abgeſchilderten Perſonen genauer bekannt, und erfährt manche beſondre Umſtände von ihnen, die man in den gewöhnlichen Büchern, welche der politiſchen und gelehrten Geſchichte gewidmet ſind, nicht leicht antreffen kann. Und von den Höfen erlangt man keine ſo genaue Einſicht, als wenn man ſelber einen Zutritt daſelbſt gehabt hätte. In

dem kurtzen Vorbericht zu dem dritten Abſchnitt hat der Herr von Loen ſich wegen der Freyheit mit welcher er von hohen Perſonen geſchrieben hat, verantwortet: Und wer das Glück hat, denſelben näher zu kennen, findet ein viel zu edles, erhabnes und rechtſchaffenes Weſen an ihm, als daß er ſich mit ſatyriſchen, gehäßigen und anzüglichen Abſchilderungen, abgeben ſolte. Seine Gemüthsbeſchaffenheit widerſpricht allen Einbildungen, die man doch hierinnen machen könnte. Er liebet die Wahrheit und es kann ihm keine Sache von der Welt weder zu niederträchtigen Schmeicheleyen, noch zu gehäßiger Verachtung verleiten. Er iſt ſtets gefliſſen, in allen Handlungen die Pflichten des rechtſchaffenen Mannes zu erfüllen. Hiernächſt iſt zu bedencken, daß die abgeſchilderten Perſonen bereits meiſtens aus dieſer Welt gegangen und daß die Höfe nicht anders abgemahlt ſind, als wie ſie zu denen Zeiten beſchaf-

ſen wären, wo ſie der Herr Verfaſſer beſucht und ſeine Anmerckungen niedergeſchrieben hatte.

Von des Herrn Verfaſſers Art zu dencken und zu ſchreiben habe ich um ſo viel weniger Urſache in dieſer Vorrede etwas zu ſagen, jemehr dieſelbe bereits der gelehrten und artigen Welt ſchon bekannt und einen durchgängigen Beyfall erhalten hat. Die Materien dieſer kleinen Schrifften haben an und vor ſich ſchon Gelegenheit gegeben, eine lebhaffte und aufgeweckte Schreibart zu gebrauchen, welche dem Herrn Verfaſſer ohne diß natürlich iſt.

Ich kann alſo dieſe Vorrede beſchlieſſen, um nicht eine Sammlung kleiner Schrifften, durch einen langen Vorbericht zu verſtellen.

Geſchrieben zu Franckfurt am Mayn,
in der Oſtermeſſe 1750.

Der Herausgeber.

Verzeichniß

der Schrifften, welche in dieſer Sammlung enthalten ſind.

Abbildung des Herrn Verfaſſers in ſeiner Jugend. S. 8

II. Abbildung eines vollkommenen Mannes. 13.

III. Der gelehrte Weiſe. 28

IV. Der Herr von Zankwitz. 30

V. Der Geitzhals. 33

VI. Der Wollüſtige. 41

VII. Der Empfindliche. 44

VIII. Der Hochmuth. 47

IX. Die wankelmüthige Flavia. 51

X. Die närriſche Ehre. 54

XI. Der fromme Teufelsbanner. 61

XII. Der Müßiggänger. 65

XIII. Die Trunkenheit. 69

XIV. Der vernünfftige Soldat. 74

XV. Zwey ungleiche Weltweiſen. 76

XVI. Der galante General. 80

XVII. Der Edelmann. 82

XVIII. Die Eigenſinnigkeit. 88

XIX. Die Freygebigkeit. 101

XX. Der Witz. 109

XXI. Der Poet. 116

XXII. Die ſcheinheilige Frau. 121

XXIII. Der Geiſtliche. 128

XXIV. Die wahre Hoheit. 137

XXV. Der Fürſt. 148

XXVI. Der Held. 165

Zweyter Abſchnitt.

I. Abbildung des Königs in Polen. 187

II. Abbildung des Feldmarſchalls Grafen von Flemming. 195

III. Der

III. Der unglückliche Gelehrte am Hof, oder einige Nachrichten von dem Freyherrn von Gundling. 198

IV. Abbildung des Profeſſor G * * 218

V. Der Abt, Graf Buquoi. 221

VI. Der Graf von Spork. 246

VII. Der Herr von Beſſer. 254

VIII. Nachricht von dem General Coſander, Freyherrn von Göthe. 258

IX. Der Königlich Polniſche und Churſächſiſche Miniſter im Rheiniſchen und Fränckiſchen Craiß, Herr Steinheil. 265

X. Abbildung des Herrn Abt Schannats. 278

XI. Abbildung des Grafen von Zinzendorff. 290

Dritter Abſchnitt.

I. Der Kayſerliche Hof. 5

II. Der Königlich Preußiſche Hof. 22

III. Der Hof zu Dreßden. 39
IV. Das Kayſerliche Cammergericht. 67
V. Regenſpurg. 70
VI. Der Franzöſiſche Hof, nebſt dem Caracter der Franzoſen. 78
VII. Der Staat von Holland. 106
VIII. Die Schweitz. 129
IX. Reiſebeſchreibung nach Savoyen und Turin. 142

Moraliſche

Schildereyen

nach dem Leben gezeichnet.

Solaque, quæ poſſit facere & ſervare beatum

Horat. L. I. Ep. 6.

An einen guten Freund.

Mein Herr,

Ich ſende Ihnen hier meine moraliſche Schildereyen. Sie wiſſen, daß ich ein groſſer Liebhaber von Gemälden bin. Nichts kann mich mehr ergötzen. Weil ich aber den Pinſel nicht ſelbſt zu führen weiß, ſo habe ich meine Schilderkunſt mit der Feder probiren wollen. Viele von dieſen Schildereyen ſind ſchon in meiner Jugend und auf meinen Reiſen von mir verfertiget und nur hin und wieder ein wenig ausgebeſſert worden.

Ich habe theils alles in der Ordnung der Zeit gelaſſen, theils aber bin ich gar keiner Ordnung gefolget, um der Veränderung der Vorwürffe und Bilder nichts von ihrer Annehmlichkeit zu entziehen. Man hält ſich nicht gern lang an einer Sache auf. Die Natur ſelbſt entdecket uns in der Mannigfaltigkeit ihre Schönheit. In einer Gallerie von Gemälden hängen geiſtliche und weltliche Sachen unter einander. Hier ſiehet man einen alten Kopf von Rimbrand, dort einen ſpielenden Cupido von van Dyck. Hier hängt ein Bauren Stück von Breugel, und dort ein Aufzug der Götter von Raphael. Hier ſieht man die ritterliche Thaten des Don Quichotten von Coypel, und dort die Siege des groſſen Alexanders von le Brun. Hier erblicket man den ſterbenden Seneca von Rubens, und dort die reitzende Venus von Titian. Kurz, Landſchaften, Schlachten, Blumen, Thiere, Menſchen, alles iſt unter einander. Hier in dieſer moraliſchen Bilderſammlung ſieht es eben ſo aus: Alles iſt unter einander, doch ſo, daß ein jedes Original ſich beſonders betrachten läßt.

Wann es der Character eines ehrlichen Mannes mit ſich bringt, dasjenige zu ſagen, was er glaubet, daß zur Verbeſſerung der menſchlichen Sitten und des gemeinen Wohlſtandes dienen könnte, ſo wird man mir hoffentlich die Freyheit, nach der Natur zu ſchildern, um ſo viel

viel weniger verdenken, weil ich bey der Liebe zur Wahrheit und bey dem redlichen Eifer das Gute zu befördern, meine Ausdrücke dergeſtalt zu mäßigen geſucht, daß dadurch niemand möchte perſönlich beleidiget oder verunglimpfet werden. Ich habe deswegen mit Fleiß die Namen derjenigen unterdrücket, deren Ebenbild nur laſterhafte und lächerliche Exempeln vorſtellen, und mir im Gegentheil daraus eine Freude gemacht, den Tugenden und Verdienſten berühmter und vortrefflicher Leute Recht wiederfahren zu laſſen.

Theophraſt unter den alten und la Bruyiere unter den neuern Schrifftſtellern, haben die Kunſt, Sitten und Menſchen zu ſchildern, vortrefflich verſtanden; und noch muß man überhaupt denen Franzoſen darinnen vor andern Völkern den Vorzug laſſen. Die Abbildungen eines S. Evremond und eines Fenelon ſind lauter Meiſterſtücke; Sie bezeugen eine tiefe Einſicht in der Erkänntniß der Menſchen. Solchen groſſen Meiſtern habe ich mich zu folgen befliſſen. Wie weit mir dieſe Unternehmung in einer Sprache geglücket, welche noch nicht alle nöthige Geltung der Wörter und Ausdrücke hat, die zu der moraliſchen Mahlerey gehören, darüber kann ich mir nicht viel ſchmeicheln.

Unſere heutigen Sittenlehrer haben, wenn ich es ſagen darf, durch ihre allzuweitgetriebne Lehre der Temperamenten und derſelben allzugenaue Beſtimmung, darinnen mehr Verwirrung als Vortheil gebracht: Man hat ſich bemüht die

Caractere in ein ſyſtematiſches Lehrgebäude zu bringen und nach demſelben die Menſchen zu beurtheilen. Kluge Leute aber, welche die groſſe Welt, die Menſchen und die Sitten etwas genauer, als die Herren Gelehrten auf hohen Schulen haben kennen lernen, bedienten ſich dieſer Methode niemals, wann ſie von den Höfen und ihren vornehmſten Staatsmännern einen Abriß machten: Sie ſchilderten alles nach dem Leben und ſetzten ihre Kunſt allein darinnen, die Aehnlichkeit der Originalien zu treffen, ſie hielten ſich mit bloſſen Kunſtwörtern nicht auf: Sie ſuchten das Verdächtige, das Gezwungene und das Zweydeutige, von dem natürlichen, einfältigen und zaſammenhängenden Weſen der Menſchen zu unterſcheiden: Sie verglichen ihre Art zu reden und zu denken mit ihren vornehmſten Neigungen, welche ſie durch Handlungen zu erkennen gaben; und damit war die Schilderey fertig.

Die meiſten dieſer Aufſätze ſind von mir in franzöſiſcher Sprache verfertiget worden, ſie haben deswegen in ihren Wendungen und Ausdrücken etwas von der Art dieſer Sprache behalten, welches doch hoffentlich die Reinigkeit unſrer teutſchen Sprache nicht ſchänden wird.

Da ich anfieng mich den Wiſſenſchaften zu ergeben, fand ich ein weites Feld vor mir. Ich ſah mich in völliger Freyheit. Ich ſtrich von einer Gegend in die andre und hielte mich auf, wo mir es gefiel. Nichts ſchien mir reitzender

als die Wahrhrit. Ich ſuchte ihr allenthalben mit verwegnen Blicken nachzuſpüren. Ich war hurtig und übereilte mich oft: Ich brachte deswegen meine Gedanken zu Papier; ich ſahe daß ich ohne dieſes Mittel ſolche nicht wohl mit einander verbinden konnte. Meine Aufſätze wuchſen mit Hauffen. Ich zeigte ſolche einigen von meinen guten Freunden. Dieſe waren theils unwiſſend, theils gelehrt, beyderſeits aber ſo höflich, daß ſie lobten, was ſie von mir laſen. Ich habe ein menſchliches Gefühl, und ich müſte ſehr heuchlen, wann ich leugnen wolte, daß mir ihre Höflichkeit nicht gefallen hätte. Verſchiedene von dieſen Aufſätzen kamen darauf, wiewohl ohne Vorſetzung meines Namens, unter die Preſſe. Die Verleger waren damit zufrieden; ſie fanden müßige Leute, die ſolche laſen, und ich bekam auf ſolche Weiſe einen Beruf zu ſchreiben.

Ich bin u. ſ. w.

I.

Abbildung des Verfaſſers in ſeiner Jugend.

Unum hominem age, præter ſapientem autem nemo unum agit. Cæteri multiformes ſumus; modo frugi videbimur & graves, modo prodigi & vani; mutamus ſubinde perſonam & contrariam ei ſumimus, quam exuimus. Hoc ergo a te exegi ut qualem inſtitueris præſtare te talem usque ad exitum ſerves. *Sen.*

Da ich mich unterfange andre Menſchen zu ſchildern, ſo iſt Ihr Zumuthen gerecht, daß ich mich erſt ſelbſt ſchildern ſoll. Ich kann ſolches leicht. Ein Menſch, der ſich einbildet, ſo aufrichtig zu ſeyn wie ich, muß nichts geheimes und nichts zweydeutiges haben. Er muß ſich ſelbſt kennen, ehe er andre beurtheilen will.

Wie ich ausſehe, das wiſſen ſie. Es wäre lächerlich, Ihnen zu ſagen, daß ich ſolche Au-

gen, einen ſolchen Mund und eine ſolche Naſe habe, und ſo und ſo geſtaltet bin. Ich habe mich nicht ſelbſt gemacht. Ich bin dem Urſprung meines Daſeyns, dem groſſes Schöpfer, unendlichen Dank ſchuldig, daß er mich mit einer menſchlichen Bildung und einer vernünftigen Seele hat laſſen geboren werden. Mein Leib iſt geſund, und mein Geblüt iſt von Natur nicht ſchwermüthig. Niemand iſt ſinnreicher ſich zu vergnügen, als ich; wann anders nicht in Unordnung, grobe Säfte und ſtarke Leidenſchaften den leichten Umlauf des Geblüts verhindern. Sie ſagen, ich wäre zu gut. Dieſes Lob hat etwas ſchmeichelhaftes, in der That aber verweiſet mir ſolches verſchiedene Vergehungen und Leichtſinnigkeiten. Ich werde ſehr oft betrogen. Ich ärgre mich über mich ſelbſt und über mein dummes Gutſeyn, das iſt eine gedoppelte Plage. Ich bin offenherzig, ſchnell, übereilend, und liebe die Veränderung. Ich falle auf allerhand Dinge; finde ich dabey nicht dasjenige Vergnügen, welches ich mir eingebildet habe, ſo bin ich hurtig anders geſtellt. Das geringſte, ſo man mir in Weg leget, kann bey mir ein groſſes Vorhaben verändern. Ich gehöre unter die Zahl der Empfindlichen; ich wolte, ich wäre es nicht; allein ich bin nun einmal ſo. Ich will mich ſuchen zu verbeſſern, das iſt alles, was ich von mir verſprechen kann.

Wollen Sie noch mehr von meinen Fehlern wiſſen? Ich bin ſehr eitel: Ich liebe die Luſtbarkeiten, die Tänze, die Schauſpiele, die Geſell-

ſellſchafften, einegute Tafel, ſchöne Kleider und alles, was die Begierden junger Leute zu reitzen pflegt. Ich liebe zwar überhaupt ein gemächliches Leben, doch ſo, daß ich leiden kann, wann es zuweilen abwechslend und ein wenig unordentlich iſt. Ich liebe die Ruhe nach dem Gewühl, und die Stille nach dem Geräuſch. Ich bin aber dabey ein Feind von aller übertriebnen Luſt: Ich meide die Ausſchweiffungen einer wilden Geſellſchafft, und kann weder Unfläthereyen noch groben Scherz vertragen. Ich befleiſſe mich der Unſchuld bey einem ſehr freyen Weſen. Meine Lebensart iſt bey Leuten, die in ihren Manieren gezirckelt und abgemeſſen ſind, ein wenig unartig. Ich haſſe von Natur allen Zwang und wünſchte von ganzem Herzen, daß alle unnöthige und peinliche Ceremonien, durch ein allgemeines Reichsgeſetz abgeſchafft würden. Ich ehre die Menſchen nach ihren Verdienſten und nicht nach ihrer Geburt. Der Hochmuth der Groſſen iſt mir unerträglich. Ich betrachte die Höfe, wie das Fegfeuer der Redlichkeit, und halte die Vorzüge des Adels für eine Wahnſinnigkeit in der menſchlichen Geſellſchafft.

Weil man heutiges Tages ohne Heuchlen und Schmeichlen nicht leicht in der Welt empor kommen kann, ſo dürfte mein Glück allem Anſehen noch wohl ſehr mittelmäßig bleiben. Ich rede, wie ichs denke und öfters mehr, als ich ſoll. Ich haſſe keinen Menſchen, und freue mich ſo ſehr, wenn es andern wohl gehet, als ich Mitleiden verſpüre, wann ſie unglücklich ſind. Groll,

Miß-

Mißgunſt und Feindſchafft ſind bey mir ſolche Leidenſchaften, die ich aus bloſſer Gemächlichkeit, verabſcheuen würde, wenn auch mein Gemüth darzu die geringſte Neigung hätte. Ich kann vortrefflich vergeben, und wann das Chriſtenthum lauter ſolche Geſetze hätte, ſo könnte ich ein Heiliger werden.

Ich wolte ich dürfte ihnen nichts von meinem Hochmuth ſagen, Meine gröſte Tugend beſtehet darinnen; daß ich ihn ſelbſt haſſe, und ſeinen unruhigen Bewegungen alle Stärke meiner Vernunft entgegen ſetze. Sie werden denken, daß er ſehr groß ſeyn müſſe. Doch er iſt nicht allein dasjenige, was mich plaget. Zuweilen werde ich auch vom Geitz angefochten. Pfui! vom Geitz, werden Sie ſagen; wie kann eine ſo ſchnöde Neigung bey einem ehrlichen Menſchen ſich äuſſern? Nehmen ſie es, wie ſie wollen. Es iſt nicht anders. Ich habe überaus gern ſchöne Sachen, und liebe deswegen das Geld, um mir ſolche anzuſchaffen. Unſer Herr Thomaſius mag ſagen was er will. Wolluſt, Ehrgeitz und Geldgeitz können ſehr wohl beyſammenn ſeyn: Es hilfft ſogar eine Neigung der andern. Unſer lieber Lehrmeiſter ſchildert die Menſchen nach ſeinem Lehrgebäude, ich ſchildere ſie nach dem Leben und nach meiner eignen Erfahrung: Dieſe führet allezeit den Beweis mit ſich. Der Apoſtel Paulus ſetzet Augenluſt, Fleiſchesluſt und hoffärtiges Leben zuſammen in eine Reihe. Das Geld dienet dazu, um ſie alle zu vergnügen. Die Vernunft wehret ihren Aus-

ſchweiffungen, und die Tugend, beſonders diejenige, die der Glaube würket, gibt unſerm Herzen die ſchönen Empfindungen der Weisheit. Ich bin in der Schule dieſer hohen Sittenlehre. Die Fortgänge, die ich darinnen gemacht habe, ſind noch ſchlecht: Allein weil mir ihre Regeln ſowohl gefallen, ſo kann ich auch getroſt hoffen, darinnen weiter zu kommen.

II.

Abbildung eines vollkommenen Mannes (*) nach Anleitung der von dem Herrn von S. Evremond entworffenen Idée de la femme, qui ne ſe trouve point et qui ne ſe trouvera jamais. Siehe deſſen Oeuvres meleés.

Virtus, fama, decus divina humanaque pulchris
Divitiis parent, quas qui conſtruxerit, ille
Clarus erit, fortis, juſtus, ſapiens etiam et rex,
Et quicquid volet.

Horat. L. 2. Serm. Satyr. 3.

Unter allen Dingen, die meiner Bewunderung in der Welt ausgeſetzet ſind, rühret mich nichts mehr, als die Vortrefflichkeit

---

(*) Dieſe Abbildung kann zum Entwurff einer ganzen Sittenlehre dienen.

keit der Tugend. Ich bin aber ſo unglücklich, daß ich meine Regungen über eine Sache meiſtentheils bey mir muß verſchloſſen halten, die man ſo wenig findet.

Es ſcheinet alſo etwas lächerliches zu ſeyn, von einem Menſchen eine Beſchreibung zu geben, den man nirgendwo antrifft. Doch hat es der Herr von S. Evremond gewaget, uns eine Abbildung von einem vollkommenen Frauenzimmer darzuſtellen, ſo kann es mir um ſo viel weniger verdacht werden, wann ich meinen Gedancken das Vergnügen gebe, ſich bey dem Bild eines vollkommenen Mannes aufzuhalten. Es kann ſolches allenfalls zu einem Muſter dienen, ſich ſelbſt darnach zu verbeſſern.

Es wird mir erlaubt ſeyn, zu deſto glücklicherer Ausführung meines Vorhabens, von dem edlen Melintes diejenigen Vorzüge zu entlehnen, die ihm GOtt, die Natur und ſeine Tugend gegeben haben, um das Bild eines vollkommenen Mannes deſto nachdrücklicher und lebhaffter zu entwerffen.

Die äuſſerliche Geſichtsbildung eines Menſchen iſt eine verborgene Schrifft der Natur, ſie hat allerdings ihre gewiſſe Beziehung auf den gantzen Menſchen. Wenn wir dieſe Sprache verſtünden, ſo könnten wir viele Geheimniſſe leſen. Wer entziefert uns die verwirrte Zahl in einen Brief, ohne darzu den Schlüſſel zu haben? Wer wolte ſagen dieſe Zahlen hätten nichts zu bedeuten?

Die gantze Natur hat einen wundervollen Zuſammenhang: das mindeſte Stäubgen reget ſich nicht ohne Urſache, die Urſache aber hat wieder eine andre Urſache, die auf ſie wircket und einflieſſet. Alſo beweget das Waſſer die Luft, und dieſe hinwiederum das Waſſer; beyde aber beweget das elementariſche Feuer, in welchem gleichſam der erſte Stoß zu allen Bewegungstrieben ſcheinet verborgen zu ſeyn. Nichts entſtehet von ungefähr: eines folget immer aus dem andern; dieſe Aufeinanderfolgung der einzelen Theile macht die Haltung und den Zuſammenhang im Gantzen. Die allerkleinſten Dinge, die kaum unſer Auge faſſet, ſind in dieſer Ordnung dergeſtalt mit eingeflochten, daß ſie in Anſehung ihrer eine gleiche Bewegungsurſache nöthig haben.

Dieſer wundervolle Zuſammenhang aller Dinge, da eines auf das andre wircket, auf daſſelbe folget, und die Urſache von der Entſtehung eines andern iſt, bringet uns überhaupt einen Begriff von der Gröſſe des göttlichen Verſtandes bey, der alles nach gewiſſen Regeln beſtimmet, und ſowohl in den kleinſten als in den gröſten Dingen, ſeine Weisheit und ſeine Güte offenbaret.

Die Geſtalt des Melintes bekräfftiget alles, was wir hier von dem Zuſammenhang der Dinge geſagt haben. Die Augen, deren blitzender Mittelpunct mit einem klar durchwirckten Stern umzogen, und mehr feurige als wäſſerige Theil-

gen

gen haben, zeigen eine der glücklichſten Vermiſchung der Elementen. Ihre Stralen ſind voller Geiſt und Leben; ihre Blicke ſind reitzend und holdſelig, und die zarte Decke, welche ſich über dieſelben aufſchlägt, läſſet uns in ihnen alle Bewegungen, die in ſeinem Hertzen vorgehen, deutlich beobachten. Hier ſpricht die Demuth, der Eifer und das Mitleiden: Hier lachet die Freude, die Hoffnung und die Liebe. Kurtz, man kann die Wahrheit ſagen, daß dem Melintes die Tugend und der Verſtand aus den Augen leuchten.

Auf ſeiner Stirne lieſet man eben ſowohl, als auf ſeinen Lippen und Wangen, eine gewiſſe Sprache, die man verſtehet, ja gar, die man fühlet, ohne daß man ſolche in Buchſtaben und Wörter verſetzen darf. Hier ſpricht der Geiſt, und entdeckt uns mehr, als der Mund ſelbſt, wenn er unſre Gedancken und Empfindungen offenbaren will.

Alle Züge in ſeinem Angeſicht zeigen eine ſo feine und ordentliche Bildung, daß der geſchickteſte Mahler ſie nicht vollkommener entwerffen könte. Es leuchtet daraus ein ſo edles und großmüthiges Weſen, daß man von ihm eingenommen wird, wenn man ihn nur ſiehet.

Melintes iſt nicht weniger auch wohl gewachſen: Alle ſeine Gliedmaſſen ſind gegen einander in einer vollkommenen Verhältnis. Er iſt ſchlanck von Leibe, ſtarck, gelenckſam und zu allen Leibesübungen überaus geſchickt. Seine Geberden

ſind natürlich, ſeine Stellungen ungezwungen, und alles, was er thut, begleitet eine gewiſſe Anſtändigkeit, die gleichſam ſeinen Handlungen einen neuen Werth beyleget.

Von der äuſſerlichen Geſtalt ſeines Leibes, komme ich auf die innerliche Beſchaffenheit ſeines Gemüths. Dieſe hat nichts verborgenes, nichts zweydeutiges. Melintes zeigt ſich in allen Dingen gleich redlich, gleich tugendhafft; Sein Verſtand macht ihn nicht allein das Gute erkennen, ſondern ſein Hertz läſſet ihn wircklich auch ſolches empfinden. Die Tugend iſt bey ihm ihre ſelbſt eigne Belohnung, und ſeine gröſte Glückſeligkeit beſtehet in dem ſteten Vergnügen ſolche auszuüben. Kein ſchnödes Laſter, keine übertriebene Luſt, keine unordentliche Begierden ſtöhren die Ruhe dieſes Weiſen. Er lebet mit ſeinem Zuſtande zufrieden: Der Genuß des Guten macht bey ihm den Werth der Güter aus. Auſſer dieſem Genuß düncken ihm alle Schätze und Reichthümer dieſer Welt gering, und unſres Beſtrebens unwürdig zu ſeyn.

Es iſt faſt eine gemeine Straffe der Reichen, daß ſie dasjenige, was ſie beſitzen, am wenigſten genieſſen. Harpax ſiehet keine Schätze in andrer Leute Händen, die er nicht mit begierigen Augen und einem ſeufzenden Hertze betrachtet. Er möchte gern alles haben, und alles verſchlieſſen. Er entziehet dadurch den Genuß nicht nur andern, ſondern auch ſich ſelbſt. Er beſitzet einen ſchönen Pallaſt, und wohnet in einem Winckel. Er hat den prächtigſten Hausrath; in ſeiner

ner Stube aber ſiehet man nichts als Rechentiſche und Schränke. Er hat die beſten Weine, er trinkt ſie aber nicht ehender, als bis ſie anfangen ſauer zu werden. Und alſo genieſſet Harpax nicht ſein eigen Gut, ſondern verwahret ſolches mit ängſtlichen Sorgen für lachende Erben.

Melintes hoher Geiſt weiß nichts von einer ſo niederträchtigen Neigung: Er gönnet gern andern ihren Reichthum, und freuet ſich, wenn es ihnen wohl gehet. Er hält es für eine Schuldigkeit, ſeine jährliche Einkünfte zum beſten des gemeinen Weſens auszugeben. Er verwendet ſolche auf Künſte und Wiſſenſchafften, er gönnet ſeinen Ueberfluß den Handwerckern und Arbeitsleuten; er hat eine Freude ihnen etwas verdienen zu laſſen; aber übernehmen dörfen ſie ihn nicht, denn er haſſet das Unrecht. Er will, daß ein jeder, der mit ihm zu thun hat, redlich und gewiſſenhaft handeln ſoll. Er weiß, daß keine Leute dem gemeinen Weſen ſchädlicher ſind, als ſolche, die keine Ehre und kein Gewiſſen haben.

Alle ſeine Ausgaben ſind ordentlich eingetheilet. Er ſucht ſich mit lauter ſolchen Dingen zu beluſtigen, welche Kunſt und Witz und Schönheit beleben. Er liebet in allem die Reinlichkeit, und ein ſinnreiches artiges Weſen. Sein Haußgeräth, ſeine Kleider, ſeine Kunſtſachen, ſeine Kutſchen und Pferde, ſeine Art Tafel zu halten; Alles hat ein gewiſſes Weſen, das gefällt, das rühret und das nicht ſowohl prächtig als reitzend und angenehm iſt.

Viele, die nicht die menſchliche Laſter und Tugenden zu unterſcheiden wiſſen, halten den Melintes für hochmüthig. Sie nennen dasjenige einen Ehrgeitz, was bey ihm die Wirkung eines guten Gemüths und eines erhabenen Geiſtes iſt: ſie ſagen, der äuſſerliche Glantz könnte keinen andern Urſprung haben, als die Liebe der Eitelkeit: ſie wollen, man ſoll den Uberfluß an die Armen geben, und ſelbſt armſelig leben. Allein dieſe Leute wiſſen nicht, daß es ein groſſes Uebel in der menſchlichen Geſellſchafft iſt, wenn man viele Arme hat. Dieſe Armuth wird durch nichts mehr genähret, als durch Scheinheiligkeit und Müßiggang. Arbeit und Ordnung im Gegentheil ſind die beſten Mittel, der einreiſſenden Armuth und ſchändlichen Betteleyen zu ſteuren. Nichts aber unterhält den Fleiß und die Arbeitſamkeit der Menſchen beſſer, als wann ein jeder einen ſolchen Aufwand macht, wie es ſein Vermögen mit ſich bringet. Der Arme muß ſparſam leben, und arbeiten, ſo wird er nie kein Bettler werden; und der Reiche muß nach Maßgebung ſeines Vermögens ſeine Ausgaben einrichten, ſo werden dadurch die Armen Mittel finden, ſich zu nähren. Wären keine Geitzhälſe, keine Müſſiggänger, und keine Verſchwender, ſo gäbe es auch keine Armen.

Ein Menſch muß in der Welt durch andre leben. Die Armen und Nothdürfftigen müſten im Elend ſchmachten, wann die Reichen und Begüterten ihnen nichts von ihrem Ueberfluß wolten zuflieſſen laſſen. Solten ſie aber ſolches thun,

thun, ohne ihnen Arbeit zu geben, ſo wäre dieſes dem gemeinen Weſen noch viel ſchädlicher. Wie ſollten aber alle Menſchen Arbeit bekommen, wann nicht Künſte und Wiſſenſchafften befördert würden; und was ſolte die Reichen bewegen, Gold und Güter zu verwalten, wann ſie nicht dadurch gewiſſe Vorzüge zu genieſſen haben? Die Natur iſt zwar mit wenigem zufrieden; allein ſie leidet auch einen unendlichen Zuſatz von Annehmlichkeiten. Gibt man dem Armen Brod, ſo gebe man ihm auch Arbeit, damit es ihm gedeihe; das iſt löblich. Man laſſe aber auch den Reichen die Vortheile ſeines Guts genieſſen; das iſt billig.

Der freygebige Melintes läſſet es an nichts ermangeln, was ſeinem Nebenmenſchen zur Aufnahme, und zur Nahrung dienen kan. Er gibt vielen Leuten etwas zu ſchaffen, die mehr ſeiner Hülffe bedürffen, als er ihrer Arbeit vonnöthen hat. Er thut nichts lieber, als ihnen, was ſie verdienet haben, bezahlen; und indem er darinnen ſein Vergnügen ſucht, andern etwas von ſeinen Gütern mitzutheilen, ſo gebraucht er zugleich alle nur mögliche Vorſichtigkeit, ſich ſtets in dem Stand zu erhalten, um andern nützlich, und niemanden beſchwerlich zu ſeyn. Nichts wird deswegen bey ihm liederlich verwahrloſet; nichts aus Ueppigkeit verdorben; nichts aus Leichtſinnigkeit verſchwendet, und nichts aus Geitz zurück behalten. Er verzehret zwar jährlich die Einkünfte, ſo ſeine Ländereyen ihm auswerfen, die Ländereyen aber an und für ſich ſelbſt,

ſucht er nicht nur weislich zu erhalten, ſondern auch ſo viel möglich, noch immer mehr und mehr zu verbeſſern, Viele meynen, da er ſonſt ein ſo treflicher Naturkündiger iſt, er müſſe den Stein der Weiſen beſitzen; denn man ſiehet gleichſam mit ſeinen Ausgaben ſeine Einkünfte wachſen; allein, wenn man betrachtet, wie klug er ſeine Sachen einrichtet, wie fleißig er dieſelben beſorget, wie vorſichtig er damit umgehet, und welche Ordnung er in allen Dingen beobachtet, ſo ſiehet man, daß die Sachen gantz natürlich zugehen, und daß GOttes Seegen in ſolche Mitteln bey ihm mit einflieſſet; welche ſich auf ſeine Geſetze gründen. So hält Melintes Hauß. Seine Sitten ſind eben ſo ordentlich. Er liebt zwar alle erlaubte Veränderungen und Ergötzlichkeiten; allein ſein Verſtand muß immerdar an denſelben den meiſten Antheil haben. Wo andere Menſchen ihre gröſte Luſt ſuchen, da hört insgemein die ſeinige auf; Was ihn ergötzen ſoll, muß ihm nicht nur gegenwärtig ein Vergnügen geben, ſondern auch dem künftigen nicht ſchaden. Es mus nichts albernes, nichts unflätiges, nichts ausſchweiffendes, ſondern etwas artiges, etwas angenehmes, und wirklich etwas gutes ſeyn.

Sein Umgang iſt ſo leutſelig und rührend, daß man ihn niemahls verläßt, ohne neue und lebhafte Eindrücke von ihm in ſeinem Gemüth zu behalten. Er weis in ſeinen Geſprächen unſre Gedancken ſo geſchickt aufzuſchlieſſen, und ihnen zu begegnen, daß man ungleich mehr Verſtand bey ihm als bey andern Leuten hat, deren

albere Reden uns öffters ſelbſt mit albern machen. Sein Wandel iſt ſo unſchuldig, ſo ehrbar, ſo ordentlich; ſeine Sitten ſind ſo gleichförmig, ſo natürlich, ſo angenehm, ſo aufrichtig; und ſein gantzes Weſen begleitet eine ſo hohe Weisheit, daß auch der Neid ſelbſt mit allen ſeinen ſinnreichen Einfällen nichts an ihm zu tadeln findet. Ja es iſt allerdings ein Kennzeichen von einem ſehr übel beſtellten Gemüth, wenn man für ihn nicht eine wirkliche Hochachtung empfindet. Da man im Gegentheil ſich und ſeine Handlungen nicht beſſer rechtfertiget, als wenn man ein Beyſpiel von dem Melintes darüber anführen kan.

Man glaube inzwiſchen nicht; daß alle dieſe Tugenden und Vollkommenheiten ein zuſammengeſetztes Gebäude von einem langwierigen Fleiß, und einer ſtrengen Sittenlehre; noch vielweniger, daß es bloſſe Gaben der Natur ſeyen, die mit dem Melintes wären gebohren worden; Wer ſo urtheilet, der kennet nicht die gefährliche Abfälle, wohin öffters die bloſſe Weltweisheit führet. Wir müſſen hier unſre Abhänglichkeit von einem höhern Weſen erkennen. Von GOtt kommt Erkänntnis und Wahrheit; Er allein leitet uns zum Guten, und erfüllet das Hertz mit Weisheit und Stärcke. Hier iſt das Geheimniß, wodurch Melintes alle ſeine herrlichen Gaben und vortreffliche Eigenſchafften erlanget. Es ſolte billig dieſes den Chriſten kein Geheimnis ſeyn; Allein, da wir leider meiſtentheils noch ſo weit davon entfernet ſind; ſo muß wohl folgen, daß wir entweder ſolches nicht wiſſen, oder nicht

wiſſen wollen; dann es iſt an und fůr ſich ſelbſt ein einfåltiges Ding. Es iſt der Glaube, der uns von Jugend auf gelehret wird, und der bey uns eben ſo wenig fruchtet, als ob wir von ihm nichts wůſten. Melintes hat davon den rechten Aufſchluß bekommen, und deſſen Kraft empfunden. Er iſt durch ein demůthiges und aufrichtiges Weſen, welches ihm das Lere und Mangelhafte aller menſchlichen Tugenden hat einſehen lernen, bis zu GOtt empor geſtiegen, von dem allein alle gute Gaben herabkommen.

In Anſehung der Religion hålt es Melintes nur allein mit dem allgemeinen chriſtlichen Glauben, nach der Einfůhrung des Stiffters; Er verachtet aber deswegen mit nichten die åuſſerliche Kirche: er erkennet bey ihren vielen Mångeln und Gebrechen, ihre Nothwendigkeit und ihren Nutzen. Alle Plåtze und Håuſer ſind wůrdige Tempeln ſeiner Andacht. Er findet allenthalben reitzende Vorwůrffe, GOttes Allmacht, Gůte und Weisheit zu loben, zu verehren und zu verherrlichen. Er weis nichts von Aberglauben und gottesdienſtlichen Werken. Der beſte Gottesdienſt, ſpricht er, iſt die Aufrichtigkeit, dasjenige zu thun, was der HErr will, das wir thun ſollen. Sein Wille iſt unſern Kråfften gemåß. Mehr fordert GOtt nicht von uns armen Menſchen. Die Trennungen und Zwieſpalten, welche die Chriſten durch das ſtets fortwåhrende Gezånke ihrer Geiſtlichen unter ſich nåhren, ſind ſchreckliche Gerichte, die wir uns durch unſern Unglauben und durch unſern Hochmuth zuziehen.

Me-

Melintes will, daß man nach dem Hauptgeſetze unſers Heilandes, welches die Liebe iſt, ſich einander dulden und einer des andern Fehler und Irrthümer ertragen ſoll. Im übrigen bezeiget er ſeinen Glauben durch ſeine Werke: Er iſt demüthig, liebreich, mildthätig, aufrichtig, mäſſig, liebet Recht und Wahrheit, und GOtt in allem was gut iſt.

Die Kräfte des Verſtandes zeigen ſich bey dem Melintes in gleicher Vortrefflichkeit: ſie dienen nicht allein, die Empfindungen und Erkänntniſſe ſeiner Seelen deutlich an den Tag zu geben, ſondern ſie ſind auch fähig in die Verborgenheiten der Menſchen und der Natur einzudringen, und ſolche mit einer lebhaften Scharfſinnigkeit zu entwickeln. Die Wiſſenſchafften koſten ihm nichts: er findet die Züge davon in ſeinem eigenen Verſtand eingegraben, und er braucht weiter nichts als Wörter, um ſie zu erklären. Eine Wahrheit bringet ihn auf die Spur einer andern; er entdecket in einer Reihe vieler Folgen, eine Menge von Wahrheiten, die er auf das geſchickteſte mit einander zu verbinden, und daraus ein ordentliches Lehrgebäude zu verfertigen weiß. Er beſitzet die Kunſt zu denken, ſo vollkommen, daß er niemahls einen Zwang ſpüret, einen Beweisgrund oder einen Vernunftſchluß zu finden, wo er ihn nöthig hat. Sein Gehirn iſt gleichſam eine Schatzkammer aller nur möglichen Vorſtellungen und Bilder, welche nie durch unordentliche Bewegungen der Nerfengeiſter, oder durch allzuhefftige Leidenſchafften, verwirret werden.

Mäßigkeit, Gelaſſenheit und Demuth ſind die Mitteln den Verſtand in ſeiner natürlichen Kraft und Munterkeit zu erhalten. Es iſt gewiß, daß unſre Unordnungen das Geblüt und unſre Affecten entzünden, und daß dadurch auch der beſte Verſtand in ſeiner Wirkſamkeit geſtöret, und öffters, wie in auſſerordentlichen Gemüths-bewegungen, gar unbrauchbar wird.

Aus der deutlichen Vorſtellung, die der Verſtand des Melintes fähig iſt, ſich von allen Vorwürffen zu machen, flieſſet deſſen ungemeine Beredſamkeit: ſeine Reden, ſeine Aufſätze, ſeine Schrifften führen die Deutlichkeit und die Ueberzeugung mit ſich; alles ſchmecket darinnen nach einem ſcharffen Witz, nach erhabenen Gedanken, nach edlen Empfindungen: Er zeichnet, er mahlt, er ſchildert alle Sachen ſo natürlich und ſo lebhaft, daß man ſich ſolche, als ob ſie gegenwärtig wären, vorſtellen kan. Er ſchreibet eben ſo leicht, als er denket, ja er hat öfters Mühe die Feder ſo hurtig zu führen, als ihm die Gedanken einſchlieſſen.

Niemahls hat man bey einem Menſchen einen lebhafteren Begriff, und eine bindigere Art zu ſchlieſſen wahrgenommen. Melintes hat dabey ſich ſeine Erfahrung in allen Vorfällen dermaſſen zu Nutzen gemacht, daß ihm wenig Sachen, die einem in der Welt vorzukommen pflegen, fremde ſcheinen. Er kennet die Menſchen, ihre Leidenſchafften, ihre Art zu denken, ihre heimliche Bewegurſachen; ja es iſt als ob er ihnen aus den

Augen

Augen leſen könnte, was ſie leiden, was ſie für Anſchläge machen, und was ſie vor ihm am meiſten zu verbergen ſuchen.

Weil er ſelbſt niemahls nichts böſes denkt noch vorhat, ſo braucht er keine politiſche Klugheit ſich zu verſtellen. Seine Aufrichtigkeit ſich ſo zu zeigen, wie er iſt, macht ihm allezeit Ehre; und da er jedermann liebet, jedermann wohl begegnet, und jedermann ſich gefällig zu erweiſen trachtet; ſo müſte man ſich ſehr wundern, wie er doch Feinde haben könnte, wenn man nicht wüſte, daß die Böſen keine andere Urſache des Haſſes nöthig haben, als wenn man gut iſt.

So genau er die Laſter der Menſchen kennet, und ſo empfindlich ihn auch ihre Bosheit rühret, ſo ſucht er doch immer alles zum Beſten zu deuten, oder zu entſchuldigen; niemahls wird er von jemand übel ſprechen: es ſey dann, daß er ein Zeugnis der Wahrheit zu geben hat, oder jemanden vor böſen Menſchen warnen muß. Man trauet ſeinen Worten ohne Handſchrifft und ohne Eydſchwur. Wenn er mit jemanden einen Handel vorhat, ſo überlegt er ſo genau des andern Nutzen, als ſeinen eignen. Er handelt lieber gar nicht, wann er ſiehet, daß der andere dadurch Schaden leiden muß. Er iſt ein Feind aller Zänkereyen, und ſuchet, ſo viel an ihm iſt, Frieden zu halten, mit jedermann. Wenn man ihn beleidiget, ſo ſucht er ſolches zu vergeſſen; und wenn er ja ſich rächet, ſo geſchiehet es durch eine gewiſſe Unachtſamkeit, welche denen die

ihm übel wollen, das Vergnügen beraubet ihm Verdruß zu machen. Er bezeiget eine gleiche Kaltſinnigkeit in Anſehung deſſen, was die Leute von ihm reden. Es iſt kein beſſeres Mittel, ſagt er, die böſe Nachrede zu wiederlegen, als nichts böſes thun. Weil er nun auch zugleich allen Schein des Böſen behutſam zu meiden ſucht, ſo entziehet er ſich dadurch allem Verdacht und allem Argwohn.

Bey einer ſo ruhigen und vergnügten Lebensart iſt Melintes in allen Zufällen gefaßt. Sein Herz achtet die zeitlichen Dinge nicht höher, als ihre Flüchtigkeit, und ihr geringer Werth es verdienet. Er betrachtet dieſes gegenwärtige Leben als einen Durchgang in das Zukünftige. Er gebrauchet die zeitlichen Güter als Mitteln zu den himmliſchen zu gelangen. Er will nichts als was GOtt will. Der Glaube und die tiefe Ergebenheit ſeinen eignen Willen dem Willen GOttes zu unterwerffen, erfüllet ſein Herz mit Gelaſſenheit, mit Demuth und mit ſtetem Troſt. Der Tod komme wann er will, ſo iſt er ihm nicht zuwieder; und ſein Leben daure, ſo lang es wolle, ſo iſt es ihm angenehm.

Noch eines: Melintes verheyrathet ſich nicht. Soll ich davon die Urſache angeben? Vielleicht ſiehet er voraus, daß die Sorgen einer weitläuftigen Haushaltung, die Mühe Kinder zu erziehen, und die Eigenſinnigkeiten eines Weibes, ihn aus dem Stand der Ruhe verſetzen würden, deren er jetzo genieſſet; Er fürchtet vielleicht daß es ihm ſchwerer

fallen

fallen würde, im Eheſtand ſo unſchuldig, ſo tugendhaft und ſo weiſe zu ſeyn, als im ledigen Stand. Es ſtreitet in der That gegen die Begriffe ſo vieler vereinigten Tugenden, welche einen vollkommenen Menſchen ausmachen, durch ſo vielerley Dinge, als der Eheſtand nach ſich ziehet, nicht zerſtreuet, und in die gemeine Schwachheiten der Menſchen mit eingezogen zu werden; zumahl da man, ſobald man eine Frau nimmt, ſchon durch zweyerley Willen beherrſchet wird, die ſelten in gleichen Abſichten miteinander übereinſtimmen. Geſetzt aber, es ereignete ſich für einen Weiſen das ſeltne Glück, daß ſeine Frau vernünftig mit ihm ein Hertz und eine Seele hätte, ſo machen doch der Anhang der Verwandten, die Beſchwerlichkeiten der öffentlichen Laſten, die Sorgen der Nahrung, die heranwachſende Kinder, die Treuloſigkeit des Geſindes und allerhand plagende Wohlſtands-Ceremonien, einem ehrlichen Mann ſo viel zu ſchaffen, daß er nicht ſelten darüber aus der Uebung ſeiner Weisheit und Tugend gebracht, und gleich andern genöthiget wird, unrichtig zu dencken und menſchlich zu fehlen. Es haben daher viele dafür gehalten, daß ein Philoſoph, d. i. ein Liebhaber der Weisheit, nicht heyrathen müſte. Socrates behauptete zur Uebung ſeiner Gedult das Gegentheil; Allein es iſt allezeit beſſer, wenn man der Gedult nicht nöthig hat.

III.

Der gelehrte Weiſe.

Gaudet virtus teſtes ſibi jungere Muſas.

Claud.

Eraſt hat viele Vorzüge, die ihm die Natur verliehen, aber noch weit mehrere, welche er ſich durch ſeinen Fleiß und durch ſeine Tugend erworben hat. Seine Geſtalt hat nichts einnehmendes, noch rührendes. Er gefällt nicht ehe, als bis er redet. Sein Körper iſt nicht groß, und ſeine Glieder haben nichts von der Gelenkſamkeit, die man an einem geſchickten Tänzer bewundert. Sein Weſen iſt ſteif, und ſeine Manieren haben etwas gezwungenes, wann er artig thun will. Er hat ſchwarze, tief im Kopf liegende kleine Augen. Sein Geſicht iſt mager, und ſeine Farbe gelblich braun. Er hat eine ziemlich groſſe Naſe, aufgeworffene Lefzen, ein ſpitziges Kien, und eine breite Stirne. Wann er lacht, ſo ſcheinet er ein wenig albern, ja ſelbſt ſeine Freundlichkeit hat nichts anmuthiges, wann er nicht zugleich ſpricht. Im übrigen ſtimmen ſeine Handlungen genau miteinander überein; Er iſt ſich immer gleich, ſtets ernſthaft, ſelten luſtig, niemahls ausſchweifend. Man ſolte ſagen, er habe nur allein Verſtand und keine Leidenſchaften; So ſehr hat er durch ſeine Weisheit jenen geſtärkt und dieſe geſchwächt. Er iſt aber deswegen mit nichten

unem-

unempfindlich. Wie könnte er ſolches ſeyn, und ſo viel Verſtand haben? Ein Menſch, der kein Gefühl hat, pflegt auch nicht zu denken; da im Gegentheil die Scharfſinnigkeit mit der Zärtlichkeit des Gefühls auf das genaueſte verbunden iſt. O wie viele Mühe koſtet es hier, Herr von ſeinen Gemüthsregungen zu ſeyn, und ſolche nach der Weisheit einzurichten! Eraſt ſcheinet alle ſeine Wiſſenſchafften nach dieſem Endzweck hinzulenken. Er beſitzet ſich vollkommen. Er verſtattet denen äuſſerlichen Dingen nicht mehr Eindruck in ſeinem Gemüthe, als es die Vernunft für gut befindet. Er hat bey einem tiefſinnigen Witz alle nur mögliche Wiſſenſchafften, und dieſe hat er nicht allein für ſich, ſondern für die ganze Welt; dann er theilet ihr ſolche durch ſeine gelehrte Schrifften mit. Wer das Glück hat, mit ihm umzugehen, der iſt gleichſam bey ihm in einer ſteten Schule. Alles was er redet, ſind Anmerkungen und Entdekungen über die Sachen welche vorkommen. Er hat dabey nichts von dem ſtolzen, eigenſinnigen, und phantaſtiſchen Weſen, womit ſich in der Welt ſo viele Gelehrte pflegen verächtlich zu machen, und die gleichſam aufhören, geſelliche Menſchen zu ſeyn, ſobald ſie anfangen mit Wiſſenſchafften ſich anzufüllen. Nein, Eraſt iſt leutſelig, und beobachtet in allem den Wohlſtand und eine gute Lebensart; ob man gleich nicht von ihm ſagen kann, daß er auch galant und nach Hofmanier zugeſtutzet ſey; noch vielweniger daß er die Gabe beſitze, dem Frauenzimmer aufzuwarten, und ihm allerhand artige Tändeleyen vorzuſagen. Hier, muß ich

es bekennen, iſt Eraſt nicht gelehrt, nicht aufgeräumt, und wie man die Leute nennet, kein Galant homme. Seine Freunde lieben ihn je mehr ſie ihn kennen lernen, und die Welt bewundert ihn, je mehr ſie ſeine Schrifften lieſst.

IV.

Der Herr von Zankwitz.

- - - - Pone veſanos precor
Animi tumores, teque pietati refer.

Sen. in Teb.

Der Herr von Zankwitz iſt ein unerträglicher Mann. Das Verhängnis hat mich auf eine Zeitlang zu ihm gebracht, damit ich eine neue Art der Gedult lernen möchte. An Geſprächen fehlt es bey ihm niemahls, denn er fraget einem über alles, was ihm einfällt. Wie man ſeine Meynung ſagt, ſo iſt ſie nicht recht; will man ſich erklären, ſo wird er ungedultig; will man ihm Einwürffe machen, ſo wird er zornig; will man durchaus eine andre Meynung behaupten, ſo wird er raſend. Er ſchreyet, er turnirt, er ſchmeiſst auf den Tiſch; er iſt ganz auſſer ſich. Wie! einem Mann etwas zuwider ſprechen, der es beſſer wiſſen muß? welcher Frevel! Es iſt ein ſolcher gefährlicher Irrthum, nicht ſeiner Meynung zu ſeyn, daß ſeine ganze chriſtliche Liebe darüber zum Mitleyden aufgefordert wird.

Will man ſeine Gunſt erlangen, ſo muß man nichts wiſſen, alle Menſchen verachten und ihn allein bewundern. Weil ich mich befleiſſe, mir den Umgang mit allen Menſchen ſo erträglich zu machen, als es möglich iſt, ſo gebrauche ich bey ihm alle Beſcheidenheit im Reden. Ich bediene mich faſt nur der Redensarten der Pyrrhoniſten. Ich ſage nie, ich habe dieſes oder jenes geſehen, oder gehöret, ſondern mich dünket, es ſcheinet, es kan ſeyn: Doch, auch da komme ich offt übel bey ihm an. Wie, ſpricht er, Sie wiſſen gar nichts: Sie haben keine gewiſſe Principia: ſo lernen die jungen Leute in Halle. Da müſſen Thomaſius und Gundling herhalten. Sage ich ein Wort zu ihrer Vertheidigung, ſo laufft dem weiſen Mann die Galle über. Die Windmacher, die Markſchreyer, die Ignoranten, daß ich bey ſeinen Worten bleibe, ſind alsdann die Titeln, womit er das Gedächtnis dieſer wackern Leute beehret. Ich muß ſie ſchelten laſſen; dann ſie werden mirs doch nicht zumuthen, da ſie nun beyde in der Ewigkeit ſind, daß ich mich ihrentwegen noch mit dem Herrn von Zankwitz herum balgen ſoll. So eifrig er heut auf dieſe ſchilt, die man lobet, ſo erbittert wird er morgen andre ſchelten, die man ihnen entgegen ſetzet. Der zureichende Grund ihn bös zu machen, iſt blos allein dieſer, wenn man von jemand gutes ſpricht. Ich rühmte einsmals das ſchöne Werk des Herrn Ludewigs über die güldne Bulle. Ich ſagte, wie mich dünkt, ſo hätten die Herren Thomaſius und Gundling allzuviel Eiferſucht gegen ihn blicken laſſen. Herr von Zankwitz machte darauf

groſſe Augen, und runzelte die Stirn. Was! ſprach er voller Eifer: ſie waren alle drey Schulfüchſe. Die Geſchäffte machen Leute; wer die Rechte wiſſen will, der muß in einem Tribunal ſitzen, der muß Urtheile abfaſſen, und ein paar hundert Ballen Acten durchblättert haben: Vor dieſem gab es andre Leute; die neuern ſind elende Copien von guten Originalien; weiter nichts.

Auf ſolche Art widerſpricht der Herr von Zankwitz alles, was man ihm ſaget; Er hadert mit allen Menſchen, und das von Morgen bis zum Abend bey dem Aufſtehen, bey dem Schlafengehen, in den Geſellſchafften, mit einem Wort, allenthalben.

Er behält kein Geſinde über ein viertel Jahr: Weib und Kinder aber, ſind bey ihm am übelſten daran. Dieſe können ihm nicht ausweichen. Er verfolgt ſie im ganzen Haus, mit ſtetem Keiffen; und wenn ſie meynen, ſie wolten es ihm recht machen, ſo treffen ſie es am wenigſten. Ihre beſte Verantwortung iſt, ſich gar nicht zu verantworten; und doch hilft ihnen auch dieſe Eingezogenheit nicht; dann er will man ſoll ihm antworten; thun ſie dieſes, wie ſie es thun müſſen, ſo iſt die Hadermühle bey ihm im Gang, und höret nicht ehender auf, als bis ihn Zorn und Eifer und Aergernis dergeſtalt erhitzen, daß er rothes Pulver einnehmen und ſich zu Bette legen muß.

V.

Der Geitzhals.

Nullus argento color eſt avaris
Abditæ terris inimice lammæ
Crispe Salluſti, niſi temperato
Splendeat uſu.

Horat.

Einen groben Geitzigen nennet man einen Geitzhals. Vermuthlich kommt dieſes Wort von dem gierigen Federvieh, welches alles mit heiſſer Begierde hinunter ſchlucket, und nicht zu erſättigen ſcheinet, wenn es auch gleich den Kropf ſchon angefüllet hat. Ein Geitzhals muß nothwendig reich ſeyn, ſonſt ſchickt ſich dieſe Benennung nicht für ihn.

Das Verlangen nach Gütern iſt ein allgemeiner menſchlicher Affect, der an und für ſich ſelbſt ſowohl gut als bös ſeyn kann. Alle Menſchen, nur die liederlichen Verſchwender ausgenommen, ſuchen etwas vor ſich zu bringen. Wann nun dieſes auf eine anſtändige Weiſe, und durch erlaubte Mitteln geſchiehet, ſo iſt dieſe Neigung nicht böſe. Denn durch eine weiſe Anwendung der Güter kann man ſeinen Zuſtand verbeſſern, und vielen Menſchen gutes thun.

Ein Geitziger liebt das Geld, um reich zu ſeyn, und ein vernünftiger um es zu genieſſen. Ohne

dieſen Genuß hat das Geld keinen Werth. Es iſt demnach die gröſte Thorheit viele Güter zuſammen zu bringen, ohne ſich und andern davon den Genuß zu gönnen. Dieſes iſt eigentlich Geitz. Die Heil. Schrifft nennet ihn die Wurzel alles Uebels, weil daraus die gröſten Laſter und Unordnungen entſpringen.

Es iſt keine Sünde, zu welcher ein Geitziger nicht könte gebracht werden: und es iſt faſt kein Verderben in der Welt, welches er nicht anſtiftet.

Die gröſten Geitzhälſe ſind, in einem gewiſſen Sinn, die Fürſten und Gewaltigen auf Erden. Ihre Begierde immer noch mehr zu haben, iſt nicht zu erſättigen. Sie machen ſich ſogar einen Ruhm daraus, Städte und Länder wegzunehmen, und das ganze menſchliche Geſchlecht zu plündern. Der Geitz hat alſo die gröſten Laſter gezeuget und die Tyrannen erhoben.

- - - Quid non mortalia pectora cogis
Aura ſacra fames?

Nach dieſen Ländersüchtigen Geitzigen, die nimmer genug haben, kommen ihre Bedienten und Kriegsleute, welche ihren Herren den Raub und die Beute helfen zujagen, und deswegen ihren Antheil davon, ſo gut ſie können, mit zu erhaſchen ſuchen.

Die kleinen Geitzhälſe, die man insgemein für die gröſten hält, ſind die Kaufleute. Was thun ſie nicht, um reich zu werden? Gewiſſen, Ehre, Ruhe, Gemächlichkeit, Freunde, Vaterland, alles, ſagt man, wäre ihnen feil; Allein man thut ih-

ihnen zu viel. Ihr Geitz iſt lange nicht ſo gefährlich, als der Geitz der Länderſüchtigen Groſſen. Er iſt vielmehr an und für ſich ſelbſt noch für das gemeine Weſen nützlich und vortheilhafft. Ohne Geitz würde die Handlung viel zu träge und zu langſam ſeyn. Er muß alſo die Handelsleute beleben und ihnen die Gewinnſucht einflöſen. Hier hat der Geitz im gemeinen Weſen ſeine Verdienſte: denn die Handlung iſt die Ausſpenderin aller zum Leben und zur Annehmlichkeit gehörigen Güter. Sie iſt die Freundin der Völker, und das Band des geſelligen Lebens. Die Kaufleute ſuchen alſo die Reichthümer auf eine erlaubte Art. Wiſſen ſie nicht allezeit den Gebrauch davon, ſo iſt dieſes ein Fehler, den ſie mit andern Menſchen gemein haben. (*)

Der Bauer iſt dasjenige unter den Menſchen, was der Eſel unter den Thieren iſt. Er muß alle Laſten tragen, er muß die Schätze der Natur andern in das Haus ſchleppen, ſich ſelbſt aber mit rauhem Futter begnügen. Man findet alſo unter dem armen Landvolk den wenigſten Geitz: bringt es durch ſeinen Fleiß, und durch ſeine Arbeit etwas vor ſich, ſo nimmt es der Herr ihm weg. Wo alſo ein Bauer die Woche etwas zurück leget, ſo verſäufft er ſolches andächtig auf den Feſttägen und erſtickt in den Dünſten von Bier und Brandewein die traurige Betrachtung ſeines Elendes.

(*) S. freye Gedancken zur Verbeſſerung der menſchlichen Geſellſchafft IV. Sammlung II. was man mit dem Geld machen ſoll.

Sagt mir nichts von den Richtern, Beamten und andern dergleichen ehrwürdigen Perſonen: dieſelben würden keine ſo freudige Erben hinterlaſſen, wenn ſie nicht ſo viel traurige Kläger machten. Man ſagt, ſie lieſſen ſich beſtechen; ich glaube es von den wenigſten, dann wo die Sache ruchbar würde, lieffen ſie Gefahr, daß man ſie abſetzte; aber Geſchenke zur Beförderung der lieben Juſtitz, dieſe mögen wohl die meiſten nehmen, wenn man ihnen ſolche aus bloſſer Erkenntlichkeit, und auf eine anſtändige Art durch Weiber, Kinder und Geſinde höflich beyzubringen weiß: ſie ſelbſt haben ihre Ehre viel zu lieb. Zudem ſo hat die Gewohnheit gewiſſe Formalien bey den Gerichten eingeführet, die ihnen genug einbringen: die Leute die viele Proceſſe haben, ſind ohnedem ſchon halb, wo nicht ganz verdorben. Warum ſolten alſo die Rechtsgelehrten von einem Gut, das im Streit liegt, nicht ſo viel Nutzen ziehen, als die Aerzte von einem Kranken, den ſie ſeiner Sünden halber unter ihre Züchtigung bekommen.

Wie machen es inzwiſchen die Künſtler und Gelehrten? O fürwahr, die Wiſſenſchafften haben ſchlechte Einkünffte. Der Geitz findet hier allzuwenig Nahrung. Wann ſie nicht dabey ein wenig Handlung und Schacherey treiben, ſo bringen dieſe ehrliche Leute nichts vor ſich. Sie ſchreiben Bücher und machen Zuſchrifften an die Groſſen, die nichts von ihrem Latein verſtehen: ſie erſinnen Lobgedichte, und erheben ſie in die Zahl der Götter. Hier giebt es Helden und Heilige genug;

nug; dem ungeachtet bleiben dieſe höfliche und ſinnreiche Gelehrten arm. Der Geitz darf ſich bey ihnen vor der Nothdurfft nicht regen. Es iſt zu verwundern, wie ſich noch Leute finden, die ein ſo elendes Handwerck treiben mögen, da ſie doch wiſſen, daß dabey nichts aufzuſtecken iſt. Man müſte ſich denn unter den Schutz der Kirche oder der Proceßgöttin begeben. Denn hier giebt es noch feine Einkünfften.

Inter nos ſanctiſſima divitiarum
Majeſtas & ſi funeſta pecunia templo
Nondum habitas nullas nummorum ereximus aras.
Juvenal.

Doch es iſt noch eine Art, des Geitzes, der den Gelehrten gemein iſt; dieſes iſt der Ehrgeitz. Eine Begierde, die eben ſo unerſättlich iſt, als der Geldgeitz. Ja es iſt faſt ein Geitz, wie der andre, nur mit dem Unterſcheid, daß der eine mit Wind und Einbildung ſich nähret, der andre aber etwas wirkliches zu ſeinem Gegenſtand ſich erwehlet. Im übrigen aber koſten ſie gleiche Mühe und gleiche Sorgen, dasjenige zu erhalten, was ſie vergnügen kan.

Wann ein Poet ein Gedichte durch die Stirne ſchwitzet, ſo iſt die beſte Vergeltung ſeiner Arbeit, die ſüſſe Vorſtellung, daß man es bewundern werde. Wenn er nun das Glück hat, eine ſtarke Einbildungskraft zu beſitzen, ſo iſt er im Stand ſelbſt ſeinen Geitz zu vergnügen, und durch ſolche ſchmeichelhafte Vorſtellungen ſich unendlich zu bereichern. Allein wie derjenige, der viele Güter beſitzet, in ſteter Gefahr lebet, beſtohlen zu wer-

den, ſo muß auch der ehrgeitzige Gelehrte gewärtig ſeyn, daß andre ſein Vergnügen ſtören, wann ſie durch ihre Tadelſucht ihm diejenige Ehre rauben, die er ſich bey ſeinem Werk verſprochen hat. Er thut alſo beſſer, wann er mit ſeinem Ehrgeitz auch ein wenig Geldgeitz verknüpfet, damit er allenfals nicht in Gefahr kommen möchte, Hungers und Kummers zu ſterben.

Solte ich einen rechten Geitzhals abmahlen, ſo wüßte ich mir niemand zu einer ſolchen Abſchilderung beſſer vorzuſtellen, als den Limax. Er arbeitet Tag und Nacht, und ſiehet aus, wie die Leute, von denen man ſagt, daß ſie aus den Gräbern kämen: Blaß, mager, ausgezehrt und leicht wie ein Windhund. Er hat eine gezwungene Freundlichkeit, und einen ſchalkhaften Blik, um die Leute zu hintergehen. Seine Augen haben weder Feuer, noch ſonſt eine lebhafte Miſchung: ſie ſind finſter und erdig. Eine ſpitzige Naſe nebſt kleinen eingezogenen Lefzen mit einem rothbärtigen Kien: Sehet da ſein Ebenbild.

Crine ruber, niger ore, brevis pede, lumine luſcus,
Rem magnam præſtas, Zoile, ſi bonus eſt

ſagt Martialis.

Limax iſt ein fleißiger Kirchengänger, ſtill, eingezogen, ehrbar, mäßig, keuſch, was ſag ich? Nein; entweder muß die Schrifft ſich geirret haben, daß ſie den Geitz für die Wurzel alles Uebels angibt, oder man thut dem Limax unrecht, daß man ihn geitzig ſchilt. Doch, zieht ihm die Larve weg, ſo wird die Schrifft recht haben. Er iſt der gröſte Heuchler; er erlaubt ſich alle Sünden,

den, wann ſie ihm nichts koſten, und wann er Geld ſiehet, ſo ſind ihm auch ſeine Güter feil. Nöthiget ihn auf ein Gaſtmahl, ſo wird er ſich auf drey Tage ausfüttern. Locket ihn mit einem Geſchenke, ſo wird er alles, ja ſelbſt ſein Vaterland verrathen. Stöſſet ihm ein Armer auf, ſo erſchrickt er. Ach ſeufzet der chriſtliche Mann, iſt dann keine Policey in dieſer Stadt, daß einem allenthalben die Betteleute ſo anlauffen.

Er klaget immer über die böſe und Nahrungsloſe Zeiten. Er ſchilt auf die Obrigkeiten, daß ſie die Mißbräuche nicht abſchaffen, und keine beſſere Anſtalten machen, um wohlfeiler zu leben; und gleichwohl iſt ſein Aufwand ſo gering, daß, wo lauter ſolche Leute in einer Stadt wären, man alle Wirthshäuſer und Handwerksleute abſchaffen müßte. Er trinkt zu Hauſe Waſſer und iſſet keine Speiſe ehender, als wann ſie verachtet iſt. Er ſpottet der neuen Moden, und hält ſich allein für einen vernünftigen Mann, weil er das Herz hat das Alterthum in ſeinen Kleidern zu ehren.

Im Handeln preſſet er den Leuten die Seele aus dem Leibe; er kauffet nichts, als was man ihm unterm Preiß läſſet, und darüber der Verkäuffer ſich vielmahls des Teuffels verheiſſet, daß er an ihm verlieren müßte. Er hat tauſend Ränke die Leute zu vervortheilen, und zu betrügen, doch ſo, daß man ihm darüber keinen Proceß an Halß werfen kann; dann er fürchtet ſich vor den Advocaten, wie vor den böſen Engeln, weil ſie mehr Geld für einen Bogen zu ſchreiben, als die Schuhmacher

für ein paar Schuhe fordern. Das ſind abſcheuliche Leute. Er leihet Gelder aus, doch nicht anders, als auf hohe Zinſen und gegen wichtige Unterpfånder, von welchen er ſich immer etwas ausbehålt. Er weis in allen Dingen den Leuten etwas abzukargen, und rechnet mit niemand ab, ohne leichte Mǘnze zu hohem Aufwechſel dabey zu gebrauchen; wo ihn nicht gar der Henker reitzt, die Ducaten zu beſchneiden, und falſche Mǘnze bey den Juden einzuwechſeln. Man iſt mit ihm betrogen, man mag es machen, wie man will. Er ſchåmt ſich keiner Knickerey und Niedertråchtigkeit; und wann er nur dem weltlichen Richter entgehen kann, ſo denkt er mit dem lieben GOtt ſchon zurecht zukommen.

Limax iſt ledigen Standes: er fǘrchtet ſich vor einer Frau ärger, als vor dem Satan. Wer wolte es ihm verdenken? Die Pracht und die Eitelkeiten der Weibsbilder ſind dem ehrlichen Mann ein Greuel. Wie ſolte er ſein ſo ſauer erworbenes Gut auf reiche Stoffe, auf Spitzen und auf Jubelen verſchwenden? Limax iſt ſo thòricht nicht. Daß GOtt erbarme, ſpricht er, wer ſolte ſich noch mit Weib und Kindern belåſtigen, da man Mühe hat, allein bey ſo ſchlechten Zeiten, als ein ehrlicher Mann durch die Welt zu kommen. Limax hat recht, die Zeiten ſind ſchlecht, denn die Geitzhälſe reiſſen alles zu ſich: man hat Mühe ein ehrlicher Mann zu ſeyn. Niemanden wird ſolches ſchwerer, als dem Limax. Guarini ſagt:

Queſti beni mortali
Altro non ſon che mali
Men ha chi piu n'abonda
E poſſeduto è piu che non poſſiede.

VI.

Der Wohllüſtige.

Certa quidem tantis cauſa eſt manifeſta ruinis,
Luxuriæ nimium libera facta via eſt.

Propert. L. III.

Nie habe ich einen artigern und gefälligern Menſchen geſehen, als den Philander. Alles ſprach, alles lebte an ihm. Er gefiel ſobald man ihn nur ſah: ſeine Augen ſtrahlten von einem lebhaften Feuer, und auf ſeinen Lippen vereinigten ſich die Grazien, ſobald er anfieng zu reden. Der Glanz ſeiner Schönheit verblendete die Weiſen, und man mußte ihm hold ſeyn, ohne zu wiſſen, ob er auch die geringſte Hochachtung verdiente. Man war ungewiß, ob er beſſer mit ſeinem Worten, oder mit ſeinen Blicken ſich ausdrückte.

Kein Menſch wußte ſich netter zu kleiden, und anſtändiger zu geberden. Er hatte etwas überaus gefälliges und ſchmeichelhaftes in ſeinem Weſen, doch ohne alle Niederträchtigkeit, ohne allen Zwang. Alles war an ihm natürlich und voller Lebhaftigkeit.

Sobald er ſich in Geſellſchaften zeigte, regte ſich das Blut der Schönen, und es ſchien eine kleine Zauberey mit unterzulauffen, daß ſie ihm alle zu gefallen ſuchten. Alle ſeine Neigungen giengen

auf die Schwelgerey und Wohlluſt. Sie treiben ihn ſo weit, daß er aus dem glůcklichſten Menſchen der allerunglůcklichſte wurde.

Solte man ſagen, daß ein einziges Laſter darzu genug wåre? Der artige, der liebenswůrdige Philander war den Weibsbildern ergeben. Er verfůhrte ſie, und ſie verfůhrten ihn. Alle Vorſtellungen dargegen waren vergebens. Er ſchlug öffters in ſich ſelbſt, und verdammte ſeine Lebensart; Allein die Feſſeln der Gewohnheit waren bey ihm ſtark; er dachte vernůnftig, und that thörigt. Sein Hertz war gut, und ſein Wandel bös. Grauſame Schwachheit! welche der lebhafteſte Verſtand nicht überwinden konnte.

Philander beſaß alle Vortheile eines glůcklichen Menſchen, und wurde von einer ſchåndlichen Leidenſchafft hingeriſſen. Er war der großmůthigſte Freund, der angenehmſte Verſchwender, der aufgeråumteſte Kopf. Er war gewohnt im Reichthum und im Ueberfluß zu leben. Er meynte nicht, daß ſeine Gůter zu erſchöpffen wåren. Auf einmahl jagten ihn ſeine Schulden von Hauß und Hof, und er ſtarb in ſolchen Umſtånden, als wåre er nie reich geweſen.

Seinen Caracter kan man aus folgenden Reimen, die er einsmahls ſelbſten an mich geſchrieben, abnehmen: ſie ſind eben nicht durchgehends regelmåßig, ſie ſind aber deſto natůrlicher, und entwerffen mit vieler Artigkeit ſeine muthwillige Art zu denken.

Rempli

Rempli de rats comme â l'ordinaire,
Je me jettai ſur ma rattiére,
Bien connu ſous le nom de fauteuil,
Reverend heritage de mon bisaieul.
Là d'une main appuiant la tête,
Je reflechis ſur la vie coquête
Que menent ici maint filles et garcons.
Je m'en ſcandaliſai, avec raiſon;
Mais comme auſſi Dame Nature
Se touve en tems priveé de pature;
Peut on, ſans crime et ſans chagrin,
Lui refuſer ſon petit entretien?
Quoi qu'en diſent nos viellards,
Jl me ſemble, qu'a cet egard,
Jls ont bien tort.
J'en appelle à tout esprit fort.
Vous me direz: mariez Vous.
J'y conſens de bon coeur; mais beau Sire!
Peut on à moins que d'etre archi fou
Se marier ſeul. Céſt bien pour rire.
Je ne ſuis pas dans le païs auſtral,
Ni de la race hermaphroditienne;
Que nous decrit le Sadeur, l'animal! (*)
Ma foi il n'y a raiſon qui tienne.
Jl en faut deux pour faire mariage
Et trois bien ſeurs en fait de cocuage

Cela

(*) Unter dem Namen Jaquez Sadeur hat einer eine Reiſebeſchreibung im Franzöſiſchen, unter dem Titel: Nouveau voiage de la terre auſtrale, heraus gegeben, worinnen er vorgibt, daß er ein Land entdeckt habe, worinnen lauter Hermaphroditen wären ꝛc.

Cela ſoit dit en paſſant, par avis
A ceux qui n'ont jamais pareille choſe oui.
Que deviendrai je, aimable garcon,
Sur certain point, ou ma raiſon,
S'égare et ſe perd ſans ceſſe?
Helas! faut il pour étre homme de bien,
N'avoir ni jeu, ni belle, ni rien,
Et ſe damner à force de triſteſſe?

VII.

Der Empfindliche.

Atras pellere curas miſerasque querelas
Non poſſe, potentia non eſt.

Boeth. L. III.

Ich weiß nicht, ob ich mehr die Empfindlichkeit loben oder ſchelten ſoll. Ein Menſch, der nicht empfindlich iſt, hat kein ſchönes Gefühl, keine erhabne Meynungen, keine groß-müthige Gedanken: allein wie ſehr hat man ſich nicht auch mit empfindlichen Leuten in acht zu nehmen? wie leicht ſind die beleidiget? wie ſchwer iſt ihre Freundſchafft zu erhalten? Es iſt wahr, ſie haben Verſtand, ſie ſind die angenehmſten Leute im Umgang, ſie ſprechen mit Nachdruck und mit Scharfſinnigkeit; Sobald man ſich aber nur ein wenig mit ihnen vergißt, ſo verziehen ſie ihre Bildung, ſie werden kaltſinnig, ihre Lehrhaftigkeit läſſet nach; man merket, daß ſie etwas verdroſſen hat, und man ſcheuet ſich doch ſie darü-

ber

ber zu befragen. Wer kann alle Worte auf die Wagſchale legen? Wer kan ſich in allem ſo genau in Acht nehmen, daß einem nicht einmahl ein unüberlegter Gedanke, eine freye Redensart, oder eine Unachtſamkeit in Beobachtung des Wohlſtandes und der äuſſerlichen Geberden entfahren ſolte? Ein kleiner Zufall, ein einziges Wort; ja, nur eine Mine iſt genug, bey ihnen das gröſte Vorhaben, und den wichtigſten Plan zu verändern. Fürwahr, die Empfindlichkeit gehet zu weit, wann ſie einem alle Kleinigkeiten übel nehmen will. Allein, Kleinigkeiten wie ihr wolt; Eben dieſe unachtſame Kleinigkeiten, ſagen ſie, entdecken eine Geringmachtung. Man ſiehet daraus, wie es andre mit uns meynen. Was man liebet, das pflegt man auch zu ehren. Es ſind gewiſſe Merkmale der Gleichgültigkeit, wenn man nicht ſo viele Aufmerckſamkeit hat, demjenigen, was man liebet, zu gefallen.

Ein empfindlicher Menſch ſchicket ſich nicht nach Hof. Er wird ſelten ein groſſes Glück machen. Sylvander hat ein gutes Herz, er iſt großmüthig, er iſt tugendhafft, allein er iſt dabey empfindlich. Er würde ſich weit beſſer empor bringen, wenn er ſolches nicht wäre. Man muß in der Welt etwas vertragen und ſeine Empfindlichkeit bezwingen können.

Es ſind gewiſſe Laſter, die uns angenehm, und gewiſſe Tugenden die uns verdrüßlich machen. Sylvander ſiehet allzugenau auf die Umſtände,

wo es um die Sache gilt. Wer ſich nicht verſtellen kann, der kann auch nicht ſich in die Zeiten und Menſchen ſchicken. Wie will er alſo ſein Glück machen! Er iſt voller Redlichkeit, und darum verdrieſt ihn alles, wobey man Liſt und Ränke gebrauchet. Er iſt empfindlich wenn man ihm nur eine Unwahrheit ſagt. Wie vielem Leiden iſt er nicht dadurch unterworffen, da, wie die Schrifft ſagt, alle Menſchen Lügner ſind? Er kann ſich die Menſchen nicht ſo böß einbilden, als ſie ſind, weil er gut iſt; (*) und er wird von ihnen hintergangen, ſobald er ihnen trauet. Sonſt iſt er ſcharfſinnig genug, ihre heimliche Ränke und ihr unächtes Weſen zu entdecken. Vergebens ſucht er alsdann ſeinen Verdruß zu verbergen. Alle Züge ſeines Geſichtes ſind Verräther ſeiner innerlichen Empfindlichkeit. Er heuchelt nicht ein wenig, wie es der Wohlſtand öfters erfordert, und beſitzt in dieſer Art eine ſo anzügliche Beredſamkeit, daß man ihm ſolche ſo wenig für gut halten kann, als er die Fehler andrer zu entſchuldigen weiß. Er will, die Leute ſollen tugendhaft, gerecht und aufrichtig ſeyn. Dieſes aber findet er nicht in der Welt. Er muß ſich demnach des Umgangs mit derſelben entſchlagen, oder lernen gleichgültiger ſeyn. Das erſte iſt ihm nicht zu rathen, und das andre nicht von ihm zu hoffen. Wie will ein ſolcher Menſch in der Welt ſein Glück machen?

Trübes

(*) Ut quisque eſt vir optimus, ita difficillime eſſe alios improbos ſuſpicatur. Cic. L. I, Ep. I.

Trübes Leiden zarter Seelen,
Die ſich durch Empfindung quälen.
So viel Neigung, ſo viel Pein.
Glücklich, wer in allen Fällen,
Sich der Ruh kann zugeſellen,
Und bey ſich zufrieden ſeyn.

Will man unter Menſchen leben,
Muß man wiſſen nachzugeben:
Gar zu zärtlich tauget nicht.
Fehler, Menſchen, Sitten, Zeiten,
Können keine Tadler leiden,
Klug iſt der, den nichts anficht.

VIII.

Der Hochmuth.

Urit miſerum gloria pectus.

Sen. Trag. 10.

Der Hochmuth bedeutet eigentlich ſo viel als ein hoher Muth, der uns zu groſſen und herrlichen Thaten antreibet. Er trachtet nach Ruhm und Ehre, und ſuchet allein, was ſchön, was gut und was erhaben iſt. Dieſes war eigentlich die Gemüthsbeſchaffenheit der tugendhaften Heiden. Wir als Chriſten müſſen allerdings ſchon zu einem ziemlichen Grad der Religion gelanget ſeyn, wann wir das Gute, aus Liebe zu dem Guten ſelbſt, und aus einem ſo heiligen

gen Gefühl verrichten, daß wir die Ordnung GOTTes darinnen preiſen und verherrlichen können.

Der Hochmuth, von welchem hier die Rede iſt, hat einen thörigten Urſprung, und macht die Menſchen eben ſo unglücklich als der Geitz. Er treibet alles in eine verkehrte Einbildung; er verurſachet bey dem Menſchen einen ſo lächerlichen Wahn von eignen Verdienſten und Vortrefflichkeiten, daß er ſich weit über das Ziel miſſet, und allen andern Geſchöpffen ſeines gleichen vorziehet.

Es war ein ſo unglückſeliger, als närriſcher Hochmuth, welcher das Geſchöpffe antrieb, dem Schöpffer gleich zu werden. Er hat beydes Engeln und Menſchen geſtürzt: ſie waren beſtimmt, die ſeligſten Weſen zu ſeyn. Nun liegen jene mit Ketten der Finſternis gebunden; dieſe aber ſchwärmen zu ihrer eignen Qual noch immer in den thörigſten Leidenſchafften herum, und pflanzen das eingeſogene Gift des Hochmuths auf ihre Nachkommen.

Der Hochmuth eignet ſich alles zu, und gebraucht auch gar den Geitz ſelbſt zu ſeinen Abſichten: ſeine Tugenden ſind die Peiniger ſeiner Einbildung, und ſeine Laſter die Peitſchen der Menſchen. Durch den Hochmuth ſind die Monarchien aufgekommen, und die Menſchen, welche die Natur gleich erſchaffen hat, in die Knechtſchaft gerathen; durch ihn iſt der Zank, die Zwietracht, der Raub, der Krieg, das Morden und alle Grau-

Grauſamkeit in der Welt entſtanden: durch ihn iſt die Heiligkeit der Religion in einen ſchnöden Götzendienſt verwandelt worden: durch ihn quälen ſich die Menſchen in dieſem Leben und verdammen ſich nach dem Tod: er formiret den unglücklichſten Zuſammenhang der allerelendeſten Leidenſchafften.

Ein Hochmüthiger macht ſich allen Menſchen zum Feind. Nichts kan den Ehrgeitz vergnügen: Alles bringt ihn auf: Alles entzündet ſeine Wuth: er iſt nimmer ruhig, ſtets voller Anſchläge, ſtets empfindlich, ſtets ungedultig. Man kann ihm nicht Ehrerbietung genug erweiſen; die geringſte Nachläßigkeit beleidiget ihn; ein ungleiches Wort ſetzet ihn in Eiffer, und eine Verachtung macht ihn raſend. Wer kann einen ſolchen Menſchen lieben? Er misfällt, je mehr er andre zwingen will ihn zu bewundern: es koſtet ihm ein Hauffen Mühe und Verdruß, ſich haſſen zu machen, da im Gegentheil ein beſcheidener Menſch gefällt, ohne daß er ſich deswegen bemühet.

Es gibt eine Art des Hochmuths; die nicht ſo wild und ungeſtümm iſt; ja es gibt ſogar Leute, die aus Hochmuth demüthig ſind, die ſich zu verſtellen, und unter dem Schein der Sanftmuth und der Leutſeligkeit ihren Ehrgeitz zu verbergen wiſſen. Dieſe Leute haben Witz, Vernunfft und Einſichten: ſie wiſſen, daß die Demuth mehr Eindruck gibt und beſſer gefällt, als ein hochmüthiges und aufgeblaſenes Weſen, daß nothwendig die Eigenliebe anderer Menſchen

gegen uns aufbringen muß: Sie wiſſen alſo ihren Hochmuth unter der Larve der Demuth zu verſtecken. Sie empfinden aber eine Beleidigung oder Verachtung um ſo viel ſtärker, je weniger ſie ſolchen blicken laſſen: ſie vergeben alles öffentlich: heimlich aber rächen ſie ſich gewiß. Dieſes iſt eigentlich der Caracter der Scheinheiligen.

Noch giebt es eine Art des Hochmuths, welchen die Tugend auf gewiſſe Weiſe ſelber verurſachet, und auch ſelber zugleich verabſcheuet. Dieſer iſt der Hauptfeind der weiſeſten und frömmſten Leute. Sie fühlen und empfinden ihre Vorzüge, ihre Stärcke des Geiſtes, ihre Einſichten; Sie empfinden darüber ein Wohlgefallen an ſich ſelbſt: ihre Eigenliebe nähret ſich mit dieſen ſchmeichelhafften Vorſtellungen: Sie werden ihre eigne Götzen, und ſtreuen ſich ſelbſt den Weyhrauch auf den Altar ihrer Einbildung. Dieſer Hochmuth wird um ſo viel gefährlicher, je weniger man ihn verſpüret und demſelben die nöthige Demuth entgegen ſetzet. Man hat deswegen Urſache, auf ihn acht zu haben: die heimlichen Bemühungen nach Lob und Ehre, zuſammt der Unruhe, Empfindlichkeit und Eifferſucht, welche dieſe Neigungen bey uns verurſachen, geben ihn deutlich zu erkennen: Ein Weiſer wird ſeiner nicht ſo bald gewahr, ſo fühlet er ein inneres Grauen; und wie könnte er ihn ohne dieſe Empfindung entdecken? Er weiß, daß er ein armes und bedürftiges Geſchöpfe iſt, und daß dieſe Verehrung ſeiner ſelbſt eine Art von einer Abgötterey iſt, welche

ihn

ihn aus der Abhänglichkeit von GOtt ſetzt. Er weiß, daß er auſſer dieſer Abhänglichkeit nicht einen Augenblick ſicher iſt, in die gröſten Thorheiten und Verwirrungen zu gerathen.

Man bemerket öffters an den berühmteſten und vortrefflichſten Leuten, daß ſie, wann ſie auf ihre eigne Kräffte ſich zu viel einbilden, in das alberne und lächerliche verfallen; inſonderheit wenn ſie von ihren eignen Thaten und Wiſſenſchafften reden. Dieſes rühret einzig und allein daher, weil ſie ſich nicht zu beſcheiden wiſſen, demjenigen die Ehre zu geben, dem ſie allein gebühret, und deſſen Geiſt die Weiſen immer deſtomehr demüthiget, je mehr Gaben er ihnen mittheilet. Paulus ſagt deshalben ſehr ſchön: Wer ſich rühmen will, der rühme ſich des HErrn. 1. Cor. X, 17. Von dem alle gute und vollkommene Gaben herkommen, als von dem Vater des Lichts. Jac. I, 17.

IX.

Die wankelmüthige Flavia.

Difficilis, facilis, jucundus acerbus & idem
Nec tecum poſſum vivere nec ſine te.

Martial.

Flavia iſt ein Weibsbild, welches die Natur uns zum Räthſel hervorgebracht hat. Alles widerſpricht ſich bey ihr. Sie ändert in einem Augenblicke Farbe, Minen und Geberden,

und dieſes ſo offt und ſo merklich, daß man immer meynet eine andre Perſon vor ſich zu haben: ſie iſt ein wahrhaffter Cameleon; man entdeckt an ihr einen ſcharffen Witz, einen groſſen Muth eine erhabne Art zu denken. Was ſag ich? Nein: ſie iſt albern, ſie erſchrickt vor einer Mücke: ſie weis nicht was ſie ſaget. Wie ſolte ich Flavia ſchildern können? Welches Geſicht muß ich von ihr abzeichnen? Sie ſiehet anders aus wann ſie aufſteht, anders, wann ſie den Thee getrunken hat, anders, nach dem Mittagseſſen, anders nach dem Caffee, anders, wann ſie in Geſellſchafft, und anders, wann ſie allein iſt. Alle dieſe Veränderungen folgen ſo hurtig auf einander, daß es unmöglich iſt, ſich einen Begriff von ihr zu machen. Ihr Gemüth leidet die allergeringſte Eindrücke der äuſſerlichen Vorwürffe. Ja ſie braucht dieſe nicht einmal. Ihre Einbildungen ſind darzu genug. Wie ihr ſolche einſchieſſen, ſo verändern ſich ihre Gedanken, ihre Neigungen, ihre Empfindungen und ihre Geberden. Sehet Flavien in Geſellſchafft: ſie iſt aufgeräumt, luſtig und ausſchweiffend: alles iſt an ihr voller Geiſt und Leben. Ich verlaſſe ſie ein wenig. Ich komme wieder; ſie hänget den Kopf, ſie ſeufzet, ſie weinet. Was fehlet ihr, was drücket ihr zartes Herz mit einem ſo tiefen Kummer? Was iſt ihr begegnet? Nichts: fraget ſie nicht: ſie lacht, ſie ſcherzt, ſie iſt ausgelaſſen muthwillig. Die ganze Welt muß ihrem ſinnreichen Geſpött herhalten: ſie macht Abriſſe, ſie ſchildert, ſie ſtellt die Leute nach dem Leben vor. Wie! wer, Flavia? Ich beſuche ſie

den andern Tag: ſie ſagt kein Wort: ſie ſpricht mit niemand, ſie beantwortet alles mit Ja und Nein: auf einmal ſehe ich ihre Lebhafftigkeit wieder kommen; allein auf eine andere Art: ſie iſt angenehm, holdſelig, ſchmeichlend, O ich betrüge mich: ſie iſt nichts weniger; ſie macht ein finſtres Geſicht; ſie zürnet über alles: Doch nun iſt ſie in ihrem Geſchicke: ſie hat ein Buch in der Hand: ſie lieſet, ſie iſt gantz andächtig; ich glaube gar ſie betet. Ja, ja, es iſt die Flavia, ich irre mich nicht mehr. Man ſaget mir, ſie ſey eitel und leichtſinnig. Sehet, doch wie kann dieſes ſeyn? Ich komme mit ihr in Geſellſchafft und ſie iſt es würklich.

Ich werfe den Pinſel weg: es iſt unmöglich, man kann Flavia nicht ſchildern: ſie hat alle Caracteren: nein, ſie hat gar keinen: ſie braucht ihre Tugenden um ihre Schwachheiten zu zeigen, und entdeckt bey ihren Schwachheiten ſo viel Witz, daß man ſie bewundern muß. Soll man ſie lieben? Soll man ſie haſſen.

Die Klugheit räth uns keins von beyden,
Wohl aber Flavien zu meiden.

X.

Die närriſche Ehre.

Miſſerima eſt omnino ambitio honorumque contentio.

Cit. de Offic. L. I.

Aus dem Hochmuth entſtehet die närriſche Ehre: ſie zeuget in einem ſchwachen Gehirne diejenige lächerliche Einbildung, welche den Menſchen zu den gröſten Thorheiten verleitet. Nebucadnezar, der ſtoltze Beherrſcher des groſſen Babels, wolte, daß ſein Volk vor ſeiner Bildſeule niederfallen ſolte. GOtt nahm deswegen den Verſtand von ihm. Er wurde wie ein Vieh, er floh vor den vernünftigen Geſchöpfen und fras das Gras von den Feldern. Seſoſtris, der mächtigſte König in Egypten, begieng die Narrheit und lies vier gefangene Fürſten vor ſeinen Wagen ſpannen und ſich damit als einen hochmüthigen Gecken zum Schauſpiel ſeines Volcks herum fahren. Alexander, der groſſe Länderbezwinger, fiel aus Hochmuth auf den thörichten Einfall, ſich als einen GOtt verehren zu laſſen; dieſe Narrheit machte ihn in der gantzen Welt ſo verächtlich, als ſeine Heldenthaten berühmt.

Empedocles, Ariſtoteles, Zeno, ja ſelbſt der ſchmutzige Diogenes, waren von einer närriſchen Ehre angeſteckt. Dieſer letztere begieng

die ſeltſamſten Ausſchweiffungen, um ſich dadurch von allen Menſchen zu unterſcheiden. Wie lächerlich bekümmert ſich nicht der berühmte Cicero, um dasjenige, was die Welt nach ſechs hundert Jahren nach ſeinem Tode von ihm ſagen würde? Finden wir nicht noch heut zu Tage die meiſten Thoren unter den Gelehrten, weil ihre Einbildung, die ſie von ſich und ihren Wiſſenſchafften haben, ſie insgemein ausſchweiffen macht. Man unterſtehe ſich nicht, an ihren Schrifften etwas auszuſetzen, ſonſt wird man ihrer Schmähſucht ſich preis geben müſſen. Wenn man den Frieden liebt, ſo muß man ja dieſen Leuten nicht widerſprechen. Sie werden dieſen Frevel zu rächen ſuchen: ſie müſſen Recht haben, wenn auch gleich die Kirche und das gantze gemeine Weſen darüber in Unruhe und ins Verderben gerathen ſolte. Dieſes bringt ihre verzweifelte Ehre ſo mit ſich.

Die närriſche Ehre ſtürtzet die gantze Welt in Unordnung, ſie raſet ſowohl in den Palläſten, als in den niedrigſten Hütten. Der gröſte Lotterbube, der nichtswürdigſte Schaum eines Menſchen, ſetzt ſeinen Huth auf das eine Ohr, knirſcht mit den Zähnen, reibt die Hände und drohet den zu erwürgen, der ihn nicht für einen braven Kerl halten will. Er will lieber hundert tauſendmal des Teufels ſeyn, als einen Schimpf auf ſich ſitzen laſſen. Man trete dem berauſchten Vieh nicht zu nahe: es ſchmeiſſet in ſeiner Wuth alles zu Boden, ſo bald es nur ſeine Ehre beleidiget glaubet. Man ſage mir

doch, worinn der Ehrenpunct von ſolchem tollen Menſchen beſtehe?

Doch, was ſehe ich? Hier rauffen ſich ein paar Edelleute mit einander. Der Kampf iſt hitzig: ſie brechen einander die Hälſe. Wie! warum das? Was hat Anlaß zu ihrem Streit gegeben? Ein Wort, ein ungereimtes Wort, das einer von ungefehr gegen den andern heraus geſtoſſen hat, und das nicht mehr bedeutet, als der Wind, den einer mit dem Huth macht, wenn er ihn abziehet. Als ich neulich in die Stadt kam, lief das Volck häufig zuſammen; ich hörte einen groſſen Lermen in einem Wirthshauſe: ein Burger war daſelbſt mit dem andern in Streit gerathen, weil er hochmüthig behaupten wolte, daß er beſſer mit ſeiner Flinte ſchieſſen könnte, als der andre mit ſeiner Büchſe. Ein ſo wichtiger Streit konnte nicht anders, als mit blutigen Köpfen entſchieden werden.

Ich gehe weiter: Ich komme in ein Hauß, wo zwey Weibsbilder einander bey dem Eingang eines Zimmers ſich wegen des Vortritts verehren. Eine jede wolte aus Höflichkeit dasjenige der andern einräumen, was ſie ſich aus Gerechtigkeit ſelbſt zueignete: Beyde waren ungefähr von gleichem Rang; beyde gleich bedürftig und gleich hochmüthig: der Rang war hier ſchwer zu entſcheiden; man hätte die Sache auf Univerſitäten ſchicken müſſen, wann ich mich nicht ins Mittel geſchlagen hätte. Ich meynte den Zwiſt damit zu ſchlichten, indem

ich der Aelteſten den Vortritt zuerkannte. Ich traf es ſchlecht: keine wolte die Aelteſte ſeyn. Ich veränderte alſo hurtig meinen Spruch; nein, ſprach ich, die Schönſte folgt der andern: raſch ſprang die eine der andern vor, um nicht für ſo hochmüthig angeſehen zu ſeyn, daß ſie ſich für die Schönſte hielte.

Wer entwickelt uns hier die feine Denckensart des andern Geſchlechts. Deſſen Empfindlichkeit iſt ungemein, wenn von den Vorzügen der Schönheit geſprochen wird. Man ſchelte ein Frauenzimmer ſonſt lieber ich weiß nicht was; nur dieſes Ehrenpünctgen laſſe man unberühret, wo man nicht eine groſſe Feindſchafft ſich auf den Hals laden will. Darinnen aber übertrifft uns dieſes zärtliche Geſchlecht: wir machen uns eine Ehre aus unſerm Hochmuth; die Schönen aber wiſſen, daß ihnen die Demuth beſſer läßt. Die Männer rächen ſich öffentlich, die Weiber heimlich. Beyde ſuchen ihre Ehre in dem, was andre Leute von ihnen halten. Die Männer treiben ihre Rache bis auf Blut und Morden; die Weiber aber ſind menſchlich geſinnter, ſie verabſcheuen das Blutvergieſſen, und bedienen ſich gegen ihre Verächter keiner andern Waffen, als ihrer Zungen.

Das traurlichſte bey dem Ehrenpunct iſt dieſes, daß er die Leute nöthiget, unmäßig viel von ſich ſelbſt zu halten, und dieſe Einbildung gegen andre mit Leib und Leben zu verfechten. Wenn

groſſe Herrn nicht tapfre Kriegshelden ſind, wenn ſie die Wuth der Waffen hemmen, eine Belagerung aufheben, ihrem Feind in einer Schlacht weichen, ein Land mit rauben und plündern verſchonen, um gerecht, um großmüthig zu ſeyn, ſo laufft dieſes wider ihre Ehre. Hundert tauſend Menſchen jämmerlich umkommen zu laſſen und ins Elend zu ſtürtzen, ſind für eine ſolche Ehre nur ein geringes Opffer. Die gantze Welt würde nicht zu viel ſeyn dieſem erſchrecklichen Wahngeſpenſt ein Genüge zu leiſten, welches die Natur erzittern und die Menſchen zu reiſſenden Thieren macht.

Alle andre Laſter in der Welt haben noch ihre gewiſſe Beziehung auf den Genuß eines ſcheinbaren Guts. Der Geitz hat Schätze und Reichthümer; und die Wolluſt die Ergötzung der Sinnen zum Endzweck: ſie fühlen beyde etwas würckliches und weſentliches; der Hochmüthige allein iſt ein bloſſer Phantaſt: ſeine Glückſeligkeit beſtehet nur in leeren Hirnbildern, in ſpaniſchen Lufftſchlöſſern, in verwirrten Träumen. Mit einem Wort in der Einbildung. Er leidet deswegen alle Wiederwärtigkeiten und Drangſalen des Lebens, und läſſet ſich wohl gar darüber todtſchieſſen. Kein Menſch hat alſo von dergleichen aberwitzigen Einbildungen den geringſten Vortheil: ſie wiederſtreben den Empfindungen der Menſchlichkeit, und dienen zu nichts, als die Menſchen unter einander aufzureiben und ſich ſelbſt in das Verderben zu ſtürtzen.

Die wenigſte Menſchen in der Welt haben einen rechten Begriff von der Ehre: ſie hafftet auf edlen und grosmüthigen Thaten: ſie gründet ſich auf Tugend, auf Weisheit, auf Wiſſenſchafften, auf Gaben des Himmels und der Natur. Kurtz, auf lauter ſolche Vorzüge, die den Menſchen vor andern ein Anſehen und einen Ruhm erwerben. Dieſe Ehre kann nicht durch böſe Nachreden verletzet, am allerwenigſten aber durch Rache und Blutvergieſſen gerettet werden: ſie hafftet auf unſern Thaten; ſie ziehet ihren Werth aus ſich ſelbſt; ſie fragt nicht nach der Leute Reden; ſie macht die Lügen zu Schanden; ſie braucht keiner Ehrenrettung; ſie vertheidiget ſich, wann ſie ſich nur zeiget: Muta perorat.

Das Turniren, Fluchen, Hauen, Stechen, Sengen, Brennen, Morden und dergleichen, alles dieſes iſt nicht die Eigenſchafft der wahren Ehre, ſondern eines verruckten Kopfes, den man in einer wohlbeſtellten Republick, zur allgemeinen Sicherheit, einſperren ſolte. Wahre Helden und groſſe Seelen wiſſen nichts von dergleichen Ausſchweiffungen. Ihre Thaten machen ihren Ruhm, und die böſen Nachreden erhöhen denſelben, indem ſie Anlas geben, ihre Tugend deſto genauer zu unterſuchen und bekannter zu machen.

Man erzehlet von dem tapfern Admiral Ruyter folgende Begebenheit: Ein großſprechender Franzos rühmte ſich einſt bey ihm ſeiner

Hel-

Heldenthaten. Er war ſo verwegen, daß er ſogar den Admiral heraus forderte, um ſeine Tapferkeit gegen ihn auf die Probe zu ſetzen: dem Admiral kam dieſes Zumuthen, als einem vernünftigen Mann, ſehr unſinnig vor. Er wolte den Franzoſen anlauffen laſſen; er beſtellte ihn in einen Garten: der Franzos erſchien zu beſtimmter Zeit. Er hatte einen groſſen Raufdegen an der Seite. Der Admiral aber war nur mit einem kleinen Hirſchfänger bewehret. An ſtatt alſo vom Leder zu ziehen, lies er ſeinem Gegner einen brennenden Lunden überreichen, und ſprach zu ihm: Sehet hier, mein Herr, die Waffen, womit wir unſern Vorzugsſtreit ausmachen wollen. Ich habe meinen Ruhm nur auf der See erlangt, wo man mit dergleichen Dingen zu kriegen pflegt. Hier unter eines jeden Füſſen lieget eine Tonne Pulver. Wer unter uns das meiſte Hertz hat, der zünde ſolche am erſten an. Der Franzos zog darauf zurück, und wolte ſeinen Muth nicht weiter gegen den Admiral in Verſuchung führen. Es hat alſo der Poet hier wohl recht geſagt:

Heu mihi quam vana eſt ſpes hæc & gloria famæ
Pro fama morimur heu pudor! usque fame
Stet ſua per totum virtutis gloria mundum
Recte vive Deo; cætera fumus erit.

Sabiuns.

XI. Der

XI.

Der fromme Teufelsbanner.

Vocibus ergo ſacris jam dæmones invoco puros.

Virgil.

Herr von W** war von H** gebürtig, und von wohlhabenden Eltern. Er war ein einziger Sohn, und als ein ſolcher auch ſehr zärtlich erzogen. Der Stoff mochte wohl an ihm geſund ſeyn; allein wie viele Mütter haben nicht ihre Kinder aus Liebe ſchon zu tod gefüttert, oder wenigſtens ihnen ihr Geblüt auf Lebenslang durch lauter Naſchwerck und Süſſigkeiten verdorben? Dem guten Herrn von W** war es eben ſo ergangen. Er war immer krank, doch ſo, daß er dabey wohl as, trank und ſchlief. Ich kannte ihn in Halle: er war in die Philoſophiam occultam gerathen, und hatte weder Mühe noch Koſten geſparet, um in der Magie, Caballa, Chiromantie und dergleichen verborgenen Wiſſenſchafften die rareſten Bücher und Manuſcripta ſich zuzulegen. Worauf verfällt man nicht, wenn man ein dickes und ſchwermüthiges Geblüt hat! Herr von W** hatte ein blaſſes, hagres und melancholiſches Geſicht. Er ſah mit fürchterlichen Blicken um ſich herum, nicht anders, als ob er immer Geiſter bemerckte. Mit einem Wort, er glich viel dem Becker auf

der bezauberten Welt. Ich machte ihn eines Tages ſehr vertraulich. Er zeigte mir ſeine magiſche und cabaliſtiſche Schrifften, unter andern auch eine Geiſterbeſchwörung. Der Eifer und der Unglaube hatten mich aufgebracht. Ich warff mich über ihn her, riß ihm die Beſchwörung aus den Händen; er hinter mir drein; eine Treppe auf, die andre nieder; mein Lehrmeiſter in der Zauberey war bereits Athem los. Die Leute im Hauſe kamen ihm zu Hülffe, und machten, daß ich dem beängſtigten Menſchen ſein fürchterliches Papier wieder geben muſte. Der ehrliche Mann verſicherte mich auf ſein gutes Gewiſſen, daß wo ich nur die erſten Beſchwörungsworte abgeleſen hätte, ſo würden die Geiſter erſchienen ſeyn, und mich übel handthieret haben. Ich verlohr alſo durch dieſen bezeigten Frevel faſt auf einmal die Vertraulichkeit meines Philoſophen. Ich gewann aber dadurch ſolche bald wieder, indem ich ihm alle Dippgen und Grübgen auf meinen Nägeln zeigte, mit dem Bedeuten, daß ich zu dieſer Wiſſenſchafft einen beſondern Beruf zu haben ſchien, und deutlich bemercket hätte, daß niemahls mein Wechſel ehender anzukommen pflegte, als bis das weiſſe Dippgen auf dem Finger des Mercurs, die Mitte des Nagels erreichet hätte. Er gab mir darauf auch einigen Unterricht, wie man die Träume beurtheilen, wie auch aus andern Vorfällen und Umſtänden wahrſagen könnte. Er hatte darinnen etwas rechts gethan, und es ſchien noch der Geiſt der alten Chaldäer und egyptiſchen Weiſen auf ihm

zu

zu ruhen. Er gab mir über dieſe geheime Wiſſenſchafften allerhand Bücher, die ich mir aber nicht die Mühe nahm, zu durchleſen. Ich lernte nur die chiromantiſche Sprache und die vornehmſten Zeichnungen, um damit meine Kurtzweil zu haben; allein indem ich alſo damit mein Geſpötte trieb, fopten mich dieſelbe wieder nach ihrer Art. So daß ich von einem würcklichen Wahrſager kaum zwey Schritte mehr entfernet war. Im übrigen war der Herr von W** ein guter Menſch, der feine Studien beſas; er war aber immerfort dabey mit Einbildung und Hippochondrie gequält, welches ihn verleitete, daß er ſich einen eignen Artzt auf ſeinen Leib hielte, und demſelben eine jährliche Beſtallung gab; dargegen ihm dieſer ſo viel Recipe verſchrieb, daß es in ſeiner Studierſtube faſt wie in einer Apothecke ausſah. Gewiſſe Schwachheiten, die er begieng, möchten alſo mehr dem überflüßigen Gebrauch der Artzneyen, als ſeiner ſonſt guten Vernunft beyzumeſſen ſeyn.

XII.

Der Müßiggänger.

Nullus agenti dies longus hujus & officium eſt.

Sen.

Die Zeit iſt das Koſtbarſte was wir haben; ſie iſt unwiederbringlich und alſo unſchätzbar. Gleichwohl iſt nichts, das von den Menſchen weniger geachtet, und leichtſinniger

ſinniger in den Wind geſchlagen wird; die mei-
ſten Menſchen gebrauchen ſich derſelben zu ihrem
Verderben: ſie ſuchen ſolche mehr zu vertreiben
als zu Nutzen zu machen. Ja, wir bilden uns
ein, daß die Thorheiten die wir begehen, eine
gar feine Entſchuldigung erworben, wann wir
ſie einen Zeitvertreib nennen dürffen Es iſt
auch in der That das meiſte, was wir thun, nur
blos zum Zeitvertreib. Eſſen, Trincken, Spie-
len, Schertzen, Plaudern, Spatzierengehen,
ja ſelbſt die ernſthaffteſte Geſchäffte werden mit
dieſem ſchönen Namen beleget; gleich als ob
die Zeit dem Menſchen nur zur bloſſen Laſt auf-
geleget ſey, die er ſuchen müſte, ſich vom Halſe
zu wältzen. Warum wünſchen wir doch zu le-
ben, wenn uns das Leben ſelbſt eine Marter iſt,
deren Empfindung wir durch tauſenderley nichts-
würdige Dinge bey uns zu vertilgen ſuchen.
Wir haben den Genuß dieſes Lebens vermittelſt
der Zeit, warum tödten wir demnach die Zeit,
da wir ja nichts höher ſchätzen, als unſer
Leben? Welche ſeltſame Verwirrung von Nei-
gungen.

Lycidas iſt um nichts ſorgfältiger bemühet,
als um die Erhaltung ſeiner langweiligen Ta-
ge; er ſucht alſo dasjenige zu verlängern, was
ihm doch in der That am allerverdrieslichſten
iſt. Die Zeit fällt ihm ſo lange, daß er nicht
weiß, was er damit machen ſoll. Amtsgeſchäff-
te hat er nicht; Er lebet von ſeinen Renten.
Mit den Wiſſenſchafften hat er ſich auch
nicht viel eingelaſſen. Er hat darinnen den
Wohlſtand ſeiner Geburt beobachtet, war-
um

um ſolte er ſich den Kopf viel mit Nachſinnen und Studiren verbrechen? Er iſt ein Edelmann und hat es nicht nöthig. Er ſiehet ſich genug geehrt, wann er in ſeinem neu vergoldeten pariſer Schwimmer in der Stadt auf und nieder fähret, und ſich in prächtiger Kleidung, mit einer gnädigen Geſichtsmine den daſigen Einwohnern zeiget. Lycidas hätte alſo für nichts zu ſorgen, wenn er nur auſſer Gefahr wär ein ſo koſtbares Leben nicht zu verlieren. Billig ſolte der Tod einen Unterſcheid unter vornehmen und gemeinen Leuten machen; allein es iſt bekannt, der Tod weis gar nicht zu leben. Lycidas kommt demſelben durch ſeine weichliche Lebensart immer näher und da man ihn täglich über lange Weile klagen höret; Was Wunder, daß ſich der Tod über ihn erbarmet, und ihn wegnimmt, um ihm die Zeit zu verkürzen.

Es iſt etwas ſeltſames, daß der langweilige Lycidas die Eigenſchafft hat, auch allen denjenigen, die mit ihm umgehen, ſeine Krankheit mitzutheilen: Es iſt faſt unmöglich, lang in ſeiner Geſellſchafft zu ſeyn, ohne damit überfallen zu werden; und wo nicht zuweilen die Tobacksdoſe, ein wohlgeſchnittenes Kleid, ein neuer Auffſatz von Haaren und dergleichen, einem aus der Noth hülffe, ſo müſte man für langer Weile ſterben.

Wie ich von denen Leuten bin, welchen die Sparſamkeit der Zeit eine dem Geldgeitz ähnliche Neigung einflöſſet; alſo daß ich derſelben

ſtets wünſchte mehr zu haben, ohne davon etwas einzubüſſen; ſo ſpüre ich auch an dieſem ſo ſehr geliebten Capital einen merklichen Verluſt, ſo oft mich die Höflichkeit von dergleichen Menſchen mit einem Zuſpruch beehret, und immerfort einige Stunden abgezwacket; Ich habe ſchon oft gewünſchet, daß unſre Policey dieſen Zeit-dieben einige Geſetze vorkehren, und einer ſo ſchädlich eingeriſſenen Gewohnheit billigen Einhalt thun möchte.

Ich kenne noch eine andere Gattung von müßigen Leuten, welche etwas beſcheidener ſind, und zum wenigſten andern beſchäfftigten Leuten nicht ſo leicht beſchwerlich fallen, als Lycidas. Dieſe ſind gewiſſe ſehr übel geſittete und dick ausgemäſtete Menſchen, die für Faulheit ſich kaum ankleiden, noch ſich viel bey ehrbaren Leuten zu zeigen pflegen. Sie ſtecken faſt immer zu Hauſe, oder bey einem feuchten Bruder ihres gleichen. Sie ſind dabey unflätig, grob, und Helden im Eſſen und Trinken. Die viele Materie macht ſie ſchwer, verdroſſen, träg und untüchtig zu allen Verrichtungen, welche Geiſt und Leben erfordern.

Von einer ſolchen Leibes und Gemüthsbeſchaffenheit iſt Midas von Faulleben. Dieſer ehrliche Mann hat eine ſo groſſe Furcht vor der Zeit, daß er einen Theil davon blos allein mit dem Anliegen zubringt, wie er den andern will zunichte machen. Das erſte Mittel, womit er die Zeit zu tödten weiß, iſt der Schlaf: ſolchen

weis

weis er auf eine Art zu verlängern, daß er über die ganze Helfte ſeines Lebens damit verſchleiſſet.

Des Morgens wenn er aufſtehet, iſt ein ziemlich ſchmutziger Schlafrock die einzige Kleidung, worinn er ſich den ganzen Tag über einzuwickeln pflegt; es ſey dann, er werde zu einem Gaſtmahl gebeten; doch ſiehet er ſich wohl vor, mit ſeinen Kleidern keine neue Moden einzuführen, oder ſonſt der Reinlichkeit wegen ſich in einigen Zwang zu ſetzen.

Der Morgen wird erſtlich bey ihm mit Caffee trinken, und wo ſich dabey einige gute Freunde einfinden, mit einem Verkehrgen zugebracht; dabey vergiſſet er nicht mit dem edlen Kraut Toback, als dem rechten Sinnbild der Vergänglichkeit, die erſten Stunden des Tags in Rauch und Dampf aufgehen zu laſſen, bis endlich darüber die Mittagszeit herbey kommt.

Hier iſt nun Eſſen und Trinken bey ihm die wichtigſte Beſchäfftigung ſeines Lebens. Hier empfindet er erſtlich den koſtbaren Genuß der Zeit. Hier wünſchet er derſelben recht lang zu genieſen; Allein, ſobald kann Midas nicht mehr eſſen und trinken, ſobald überfällt ihn auch die lange Weile: er gähnet mit artigen Geberden, ſingt zum Zeitvertreib allerhand einfache Noten, wiſcht die Augen, ſpielt mit dem Hunde, oder keiffet mit ſeiner Köchin, weil ſie das Eſſen ſo ſchlecht zubereitet, daß er zu geſchwind davon iſt ſatt geworden.

Die Zeit nach dem Eſſen zu vertreiben iſt abermahl für den Midas ein neues Anliegen. Der Herr Syrpolityck, und der Herr von Würfelkorn ſind insgemein diejenigen die nach Tiſch ſich bey ihm einfinden, um demſelben die Zeit zu vertreiben. Dieſe pflegen ihm allerhand luſtige Begebenheiten zu erzehlen, damit er ſich eine Bewegung mit dem Lachen machen, und alſo das reichlich zu ſich genommene Mittagsmahl glücklich verdauen möchte. Man ſpielt dabey im Brett und in der Carte, und beräuchert zuſammen das niedliche Zimmer des Midas, welches vorhin ſchon wie eine Wachtſtube ausſiehet.

Der Abend kommt auf ſolche Weiſe glücklich herbey. Midas ſetzet ſich wieder zu Tiſch und füttert den hungrigen Magen mit ſo vieler Koſt, daß er ohne Gefahr wieder bis den andern Tag faſten kann.

Midas leget ſich darauf zu Bette; doch dankt er zuvor dem lieben GOtt, aus ſeinem Habermann, daß er ihn den Tag ſo glücklich hat überleben laſſen. Der darauf folgende Tag wird auf gleiche Art zugebracht. Zeit und Stunden verflieſſen. Die Tage eilen zum Ende und die Zeit, welche Midas zu tödten ſucht, tödtet ihn endlich ſelbſt. Die Wahrheit hat ihm ſchon folgende Grabſchrifft beſtimmet:

Hier liegt ein Edelmann begraben:
Die Zeit war ſeine gröſte Pein,

Drum

Drum konnt er länger nicht im Leben ſeyn.
Wilſt du mein Wandersmann
Von dem was er gethan,
Noch weiter Nachricht haben:
Er as, er trank, er ſchlief und ſtunde wieder auf.
Diß iſt ſein ganzer Lebenslauf.

XIII.

Die Trunkenheit.

Quid turpius ebrioſo, cui fœtor in ore, tremor in corpore! Qui promit ſtulta: prodit occulta: cui mens alienatur: facies transformatur. Nullum enim ſecretum, ubi regnat ebrietas.

INNOC. de Vilitate Condit. Humana.

Als ich unlängſt in Geſellſchafft verſchiedener anſehnlicher Raths-Glieder in Auguſta auf einem Gelach, welches man dort auf den Zünften zu geben pfleget, eingeladen wurde, fand ich daſelbſt, unter verſchiedenen anſehnlichen Gäſten, auch den gelehrten Profeſſor Altwitz.

Anfangs wurde die Ernſthafftigkeit der Republic, durch viele ehrbare Bezeigungen beſtens heraus geſetzt; wir verfügten uns darauf an eine mit vielen Speiſen angefüllte lange Tafel, aſſen und trunken, trunken viel, wurden geſprächich, offenhertzig, vertraulich; und als wir genug getrunken und geplaudert hatten, fieng

man an zu ſauffen. Ich hatte mir zu gutem Glück gleich Anfangs die Freyheit ausgebetten, und behielt demnach, ſo viel ich mich erinnere, meine fünff Sinnen in ziemlich guter Ordnung. Welch ein närriſches Schau-Spiel vor mich, da ich die andern meiſtens betrunken ſahe! Ich hörte Sachen, die man mir ſonſt kaum im Cabinet würde vertrauet haben; ich ſahe Handlungen, darüber diejenigen, welche ſolche verrichteten, ihre eigne Kinder beſtrafen; ich bemerkte Thorheiten, die nur allein denjenigen pflegten für gut gehalten zu werden, die man für wahnſinnig hält. Kurtz, ich fand daß mir jener Türk in Wien die Wahrheit ſagte, als er auf mein Befragen, warum er keinen Wein trinke, mir antwortete: Wein macht Narr.

Ich bewunderte inſonderheit die ſeltſamen Ausſchweiffungen des gelehrten Herrn Profeſſor Altwitzes: Vor dem Eſſen ſahe er nicht anders aus, als ein altes arabiſches Manuſcript, welches Wundergroſſe Geheimniſſe in ſich verſchloſſen hielte, und niemand zu entzieffern wuſte.

Seine catoniſche Ernſthaftigkeit, welche ſich in einem grauſamen Haarklumpen eingehüllet hatte, und dabey mit fürchterlichen Blicken, aus zweyen tief im Kopf liegenden kleinen Augen heraus ſahe, erweckte bey uns Anfangs eine gewiſſe Ehrerbietung, die bey mir doch kaum das Lachen zurück halten konnte; Ich fieng bey mir ſelbſten an die vorſichtige Natur zu tadeln,

daß

daß ſie dem Geiſt dieſes Mannes keine beſſere Wohnung eingeräumet hätte: Das ganze philoſophiſche Gebäude ruhte auf zwey neben ausweichenden krummen Beinen, die, wenn der Cörper mehr Materie als Geiſt hätte, ihn ſchwerlich würden tragen können. Seine Bildung, ſeine Leibesgeſtalt, ſeine Manieren, mit einem Wort, ſein ganzes Weſen, hatte einen ſo bündigen Zuſammenhang mit der Antiquitätenkammer, welche er im Kopf mit ſich herum führet, daß ich die genaue Uebereinſtimmung des Geiſtes mit den cörperlichen Theilen des Leibes, ſehr merklich beobachtete.

Dieſes gelehrte Orackel ließ ſich Eſſen und Trinken vortrefflich wohl ſchmecken, welches uns den Vortheil zuwegen brachte, daß er anfieng ein wenig munter zu werden, und ſein ſonſt finſteres Geſicht etwas aufzuheitern. Er lachte recht vergnügt; er zog den Mund von einem Ort bis zum andern; die Augen fügten ſich im Gegentheil ſo klein zuſammen, daß man ſie kaum mehr ſehen konnte. Dabey wurde nun der alten Geſchichtſchreiber und Poeten mit groſſem Ruhm gedacht.

Freundenſtein, ein luſtiger aufgeweckter von Adel, als er Altwitzen mit ſo vielem Eifer hörte Homerum, Heſiodum, Ariſtophanem, Lucianum u. ſ. f. heraus ſtreichen, wurde dadurch bewogen, ihm auf die Geſundheit dieſer wackern Leute eines zuzubringen. Altwitz that

ihm mit ſonderbarer Ehrerbietung Beſcheid. Die ganze Geſellſchafft nahm hierauf Anlaß, ihm bald auf dieſes, bald auf jenes Gelehrten Geſundheit ein Glaß Wein zuzutrinken, welche er alle mit gleichmäßiger Bezeigung von Verehrung und Hochachtung bis auf den Nagel ausleerte. Dieſe Kurzweil aber währte nicht lang; der Wein übermannte den Weltweiſen.

Niemahlen habe ich einem ſolchen Schauſpiel mit beygewohnet: Altwitz ſchrie und turnirte, daß man ihn über viel Häuſer hören konnte; ſein ſonſt melancholiſcher Geiſt gerieth von Freuden ganz auſſer ſich; er hatte vor ſich her auf den Tiſch eine zierliche Pfütze mit Wein gegoſſen, da er aus Vollheit das Maul nicht mehr zu finden wuſte: dieſe Pfütze gab ihm die gröſte Ergötzlichkeit, da er immer mit beyden Händen hinein patſchte, und ſeine Nachbarn tüchtig voll ſprützte. Alle dieſe gelehrten Artigkeiten wurden noch vermehrt durch das Lied: Cebiderunt in profundum, welches er mit Niederfallung des Kopfs, und andern kurzweiligen Geberden ſolo muſicirte; Endlich wurde er ganz raſend: Er verdrehte die Augen, ſchrie als ein Beſeſſener, und bekam damit das Tiſchtuch zu faſſen, welches er mit allem, was darauf ſtund, zu Boden riß; er ſelbſt aber fiel von ſeinem Stuhl als todt zur Erden nieder, und lag daſelbſt zwiſchen Teller, Schüſſeln, Gläſern, Leuchter, u. ſ. f. ohne einige Bewegung. Man trug ihn endlich nach einer Kutſche, ſchmiß ihn unten hinein, und

ſchleppte

ſchleppte ſolcher Geſtalt dieſes philoſophiſche Schwein in ſeinem Koth und Unflat nach Hauſe.

Ich muß bekennen, daß dergleichen Exempeln mir ganz abſcheulich vorkommen. Nichts deſto weniger werden ſie durch einen, ich weiß nicht welchen, barbariſchen Wohlſtande entſchuldiget, ja es heiſſet noch gar dem andern eine Ehre anthun, wenn man ihn ſolcher Geſtalt aller ſeiner Vernunft und Sinnen beraubet und wohl bezecht nach Hauſe ſchicket. Kann auch etwas wilders erdacht werden, als dieſe unſere teutſche Höflichkeit, vermöge deren wir einander um Geſundheit, Leib und Leben bringen und ſolches dem andern noch gar als eine Wohlthat und Ehre auf die Rechnung ſetzen dürffen? Welche Zeiten! Welche Sitten!

Es iſt zwar das leidige Vollſauffen bey Leuten von einem gewiſſen Rang, welche zu leben wiſſen, hin und wieder ſchon ziemlich abgekommen, als wo dergleichen Zwang durchaus nicht mehr gedultet, ſondern einem jeden die Freyheit gelaſſen wird, ſo viel zu trinken, als ihm ſelbſt beliebet; allein man findet dieſen ſo ſchädlichen Mißbrauch noch an verſchiedenen Orten, inſonderheit an ein und andern Fürſtlichen Höfen. Ich kann und mag hierinnen meinen ſo übel gearteten Landsleuten keines weges das Wort reden. Die Gewohnheit hat die ſchändlichſten Dinge eingeführet, und ſie deswegen ehrlich gemacht, weil die Groſſen und Vornehmen

men in der Welt ſich nicht ſchämen, die erſten Exempeln der Laſter zu geben.

Inter cauſas malorum noſtrorum eſt, quod vivimus ad exempla, nec ratione componimur ſed conſuetudine abducimur; quod ſi pauci facerent, nollemus imitari, cum plures facere cœperunt quaſi honeſtius, ſit, quia frequentius ſeqimur & recti apud nos tenet error, ubi publicus factus eſt.

Seneca.

XIV.

Der vernünftige Soldat.

Summos poſſe viros & magna exempla daturos
Vervecum in patria craſſoque ſub aere naſci.

Juvenal. Sat. X.

Tiron macht zwar vom Degen ſein Handwerk; er weis aber die Feder nicht minder geſchickt zu führen. Er hat etwas groſſes und edelmüthiges in ſeinem Weſen; man ehret ihn wenn man ihn ſiehet, und man muß ihn hochſchätzen, wenn man ihn nur ein wenig hat kennen lernen. Die Natur hat ihn geadelt und nicht der Stammbaum ſeiner Väter. Seine Tugenden ſind ſeine Ahnen und ſein eignes Wohlverhalten macht ihn rittermäßig. Er hat eine gründliche Vernunfft, einen hurtigen Begriff, eine lebhafte Beredſamkeit, eine reiche Erfindungskraft und ein glückliches Gedächtnis. Er hat ſo viel Witz und Scharfſin-

ſinnigkeit, daß er nothwendig einen Verächter der kleinen Geiſter und einen Spötter der herrſchenden Thorheiten abgeben muß. Er hat die muthwilligſten Einfälle von der Welt und verſteht die Kunſt die Menſchen nach dem Leben abzuſchildern. Er kann ihre Worte, ihre Geberden und alle ihre Minen nachahmen. Er macht eine ganze Geſellſchaft lachen, er ſelbſt aber ſiehet dabey ſo ernſthaft aus, als ob er eine Predigt hielte. Die Erfahrung hat ihn klug und ſein wiedriges Schickſal weiſe gemacht. Sein Muth hat ihn über alles erhoben; ſein Glück aber iſt allzumittelmäßig und weit unter ſeinen Verdienſten geblieben. Er hat ungefehr ein Paar hundert müßige Soldaten unter ſeinem Befehl, die er ſtets durch ein dutzend Prügelvögte muß in Ordnung zu halten ſuchen. Er hat eine ſolche Gewalt über ſie, daß er ſie wie ein Zauberer nach ſeinem Wink bewegen kann. Es koſtet ihm mehr nicht als ein Wort, eine raſche Handlung bey ihnen zu verurſachen und ſolche auch wieder mit einem Wort zu hemmen. Er iſt ſo ernſthaft, daß man ihn fürchten muß; ſobald aber befiehlt ihm nicht der Wohlſtand höflich zu ſeyn, ſo kann er jedermann durch einen freundlichen Blick einnehmen. Er iſt ſo leutſelig als ſtreng; dieſe beyden Eigenſchafften äuſſern ſich bey ihm, nachdem es Zeit und Umſtände von ihm erfordern. Er bezeigt durch ſein Beyſpiel, daß man ein guter Soldat ſeyn kann, ohne ſeinen Muth durch Wildheit, Wut und Fluchen an den Tag zu legen. Er hält dafür, ein rechtſchaffner Kriegsbefehlshaber müſte ſelbſt

die gröſten Exempeln von der Gerechtigkeit und der wahren Ehre geben, weil darinnen ſein ganzes Geſchäffte beſtehet, beyde zu erhalten und zu beſchützen.

XV.

Zwey ungleiche Weltweiſen.

Dignum laude virum Muſa vetat mori.

Horat. Lib. VI. Od. 8.

Sophaſter iſt ein Weltweiſer von der erſten Gattung. Seine Geſichtsbildung iſt voller Geheimniſſe. Alles iſt darinnen finſter. Er hat kleine tief im Kopf liegende Augen, und bedienet ſich faſt immer eines Fernglaſes. Er lacht beſtändig, ob er gleich faſt gar nicht redet, und wann er redet: ſo ſolte man meynen, er wüſte gar nichts. Er hat ein ſchlechtes Anſehen, und macht ſeinem Tanzmeiſter, der ihm die Verbeugung des Leibes und die Stellung ſeiner Füſſe gelehret hat, wenig Ehre. Wie daß die Natur, aus einem beſondern Eigenſinn, den weiſen Leuten insgemein ſo gebrechliche Hütten, und ſo alberne Bildungen mitgetheilet? Sophaſter hat einen ſchönen Geiſt, allein die Wohnung deſſelben iſt von einer lächerlichen Architectur. Die ſchönſten Kinder werffen ſich vor ihm in die Flucht und er hat nicht weniger Schrecken, wann er ſie von

von ungefehr erblicket. So wenig Verdienſte er aber bey dem Frauenzimmer hat, ſo viele hat er in der Philoſophie. Er iſt ein vortreff⸗licher Mathematicus. Er ſchreibet die beſte Practica. Er weis ganz eigentlich, wann ein Comet zum Vorſchein kommt, er kennet alle Einflüſſe der Planeten. Er hat die Urſachen von der Ebbe und Flut, von der Magnetnadel, die ſich ſtets nach Norden hinziehet, entdecket. Er hat das Viereck von dem Zirkel erfunden, und zeiget auf eine nie erforſchte Art, wie man Maſchinen und Räderwerck verfertigen ſoll, die in ſteter Bewegung fortlauffen. Er hat die Menſchen in der Sprache der Thiere unterrich⸗tet, und arbeitet würklich an einer Sprachlehre, vermöge deren ſich alle Völker einander werden verſtehen können. Er kennet die unendlichen Kleinigkeiten, welche als untrennbare einfache Theilgen die Cörper formiren, und wie ſie, durch einen wunderbaren Schwung der Wirbelwin⸗de ſich am erſten aneinander gehängt und die er⸗ſte Materie ausgemacht haben. Ihm ſind ſo⸗gar die unſichtbaren Geiſter, welche die Luft, das Waſſer, die Erde und das Feuer bewoh⸗nen, nicht unbekannt. Er iſt in allen cabali⸗ſtiſchen Wiſſenſchaften erfahren, und verſtehet die Magia der alten Caldäer und Egypter aus dem Grunde. Er kan wahrſagen und hat dabey den ganzen Himmelslauf in ſeinem Kopf. Es verirret ſich ſo leicht kein Planet, ſo weis er ihm bey den Fixſternen ſeine Stelle wieder an⸗zuweiſen. Er lieſet die Schrifften der orientali⸗ſchen Völker, wie das Teutſche, und unterhält

einen

einen beſtändigen Briefwechſel mit den gelehrten Leuten zu Peking, Mecha, Iſpahan Tetuan, Benarey und gros Cair. Er macht Anmerkungen über die Schrifften des Confucius, und erläutert die alten Ueberbleibſel des Averroes, des Trisgemiſts und des Zoroaſters. Mit einem Wort: er weis alles, aber nicht zu leben.

Liberio iſt auch ein Weltweiſer: er ſieht aber aus ganz andern Augen. Er iſt ſo artig als gelehrt, und weis ſowohl mit den Menſchen als mit den Büchern umzugehen. Sein aufgeräumtes Weſen, ſeine höfliche Maniren, und ſeine muntre Einfälle gefallen allen Menſchen. Man liebet ſeine Geſellſchafft, man ſuchet ſie, und wird nicht müde ihn anzuhören. Er iſt der angenehmſte Plauderer von der Welt: Er ſpricht von allen Dingen mit ſo vieler Anmuth als Lebhaftigkeit. Sein Witz weis ſich nach der Fähigkeit eines jeden, mit dem er ſpricht, herunter zu laſſen: er ſpielet mit den Kindern, ſcherzt mit dem Frauenzimmer, und ſpricht mit einem gemeinen Mann von Handwerksſachen nicht anders, als ob er zünftig wäre. Bey den Weiſen iſt er weis, bey den Gelehrten gelehrt, und bey den Soldaten ein Soldat. Ein allgemeiner Geiſt ſcheinet dieſen Philoſophen zu beleben. Er weis ſich in alle Umſtände, in alle Vorfälle und in alle Menſchen zu ſchicken. Liebenswürdige Weltweisheit! die ich allen Entdeckungen des Sophaſters von den Planeten und von den Einwohnern der Elementen weit vorziehe.

Libe-

Liberio iſt ſelbſt ein ſchöner Geiſt; er liebt deswegen auch die ſchönen Geiſter, inſonderheit wann ſie aus ſchönen Cörpern ſprechen. Allein die Geſprächkunſt mit den Geſchöpfen in den elementariſchen Reichen verſteht er gar nicht: Er kennet weder die feurig glänzende Salamander, noch die goldbringende Gnomen, noch die liebreitzende Sylphiden. Er kann wahrſagen wie ein Ziegeuner und verſteht gleichwohl von dieſer geheimen Kunſt nichts, als die leeren Nahmen. Hier macht er ſich ein Spiel mit der Leichtglaubigkeit des andern Geſchlechts; ſobald weis er nicht etwas von den Geſchichten einiger Schönen, ſo kann er ihnen prophezeyen, daß ſie darüber zittern und beben. In der Dichtkunſt iſt er ein andrer Anacreon. Er ſingt und trinkt trotz ſeinem berühmten Vorgänger. Seine Lieder ſind voller Schönheit und Feuer. Zuweilen fällt er ein wenig ſtark in das natürliche, allein wenn man ſich fürchtet, er wolte wie Petron, die Ehrbarkeit ſchamroth machen, ſo umhüllet er ſeine muthwilligen Einfälle mit einem ſo künſtlichen Schleyer, daß man ihm verbunden iſt, einen freyen Blick zu wagen, ohne die Ehrbarkeit zu verletzen.

XVI.

Der galante General.

Virtus non contingit animo niſi inſtituto & edocto & ad ſummum aſſidua exercitatione perducto.

Seneca.

Die Natur hat ihre Eigenſinnigkeiten: ſie allein zeugt Helden und witzige Köpfe: ſie ſpottet der menſchlichen Hoheit und bereichert öffters mit ihren ſchönſten Gaben die niedrigſten Menſchen. Die wenigſten groſſe Herren ſind durch ſich ſelber gros. Mancher Bauers Sohn, den das Schickſal hinter den Pflug geſpannet hat, würde öfters noch ein beſſerer Regent geworden ſeyn, als ſein Fürſt, wenn ihn Glück und Zufall in gleiche Umſtände gebracht hätten.

Als ich den General von * * das erſtemahl bey Hof erblickte, hielt ich ihn für einen neu angelangten pariſer Petit Maitre. Ich ſahe an ihm nichts männliches, nichts groſſes, nichts erhabenes. Er beſitzt wenig Geiſt, noch weniger Wiſſenſchafft, und gar keine Erfahrung in Kriegsſachen. Gleichwohl iſt er ein General, ein Staats-Miniſter, ja gar ein Held. So groſſe Dinge vermag die Gunſt eines Königs. Zum wenigſten beherrſchet ſie unſre Einbildung und macht, daß ſich die Dinge uns ſo vorſtellen

len, nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie der König will gelten machen.

Es iſt kein Handwerk, keine Kunſt und keine Beſchäfftigung in der Welt, welche nicht eine gewiſſe Unterweiſung und Erfahrung zum Grunde ſetzet. Der Herr Graf von ** iſt zum General worden, er weis ſelbſt nicht wie; er wird zu Geſandſchafften gebraucht, und kennet weder die Rechte der Groſſen, noch die Art wie man Geſchäffte zu behandeln pflegt; er kann ſeine Sachen weder ſchrifftlich noch mündlich vortragen, und wenn er nicht hochgräflich kühn und unwiſſend ſtolz wäre, ſo hätte er gar keine Eigenſchafft, die ſich für einen der gröſten Höfe in der Welt ſchickte. Er hört und ſieht ſich ſelbſt: er redet mit einem lang gezogenen Ton, und bereitet ſeine Zuhörer auf wichtige Dinge. Man hört immer: es kommen nichts als Wörter: Man hofft auf den Sinn und auf die Zuſammenfügung ſeiner Gedanken; Allein, vergebens. Wie ſoll er ſolche zuſammen fügen, da er gar nicht denket? Genug, er ſpricht. Was kann er dazu, daß ihn die Leute nicht verſtehen. Doch, was ihm an Gedanken fehlet, das erſetzt er reichlich durch Minen und Reverenzen. Dieſe macht er recht ſchön; und man müſte ſehr boshaftig ſeyn, wenn man etwas an den Verdienſten ſeiner Füſſe ausſetzen wolte, da ihm die Natur überhaupt zu einem hübſchen und artigen Menſchen gemacht hat. Allein, daß man ihn zu einem Ambaſſadeur und General gebraucht, dieſes iſt ein Irrthum des Hofs und

nicht der Natur; dann dieſe vermag es nicht, wann man nicht die Leute darzu gebrauchet, wozu ſie ſich am beſten ſchicken. Ich bin gewiß, daß Se. Excellenz einen vortrefflichen Tanzmeiſter abgegeben hätten. Vielleicht giebt es ſchlechte Tanzmeiſter, die beſſere Generale geworden wären. Allein dieſe Dinge gehören mit zu der verkehrten Welt. Diogenes meynte, man ſolte ihm deswegen, wann er ſtürbe, das Geſicht nach der Erden zukehren, damit, wann ſich die Welt wieder herum drehete, er mit demſelben obenhin zu liegen komme.

XVII.

Der Edelmann.

Tantane vos generis tenuit fiducia veſtri?

Virgil. Æneid. L. I.

Arimantes iſt ein ſchöner junger und wohlgehaltener Ritter. Der Adel leuchtet ihm recht aus den Augen; man könnte zur Noth auch ſeine ſechszehen Ahnen darinn erblicken, im Fall ſein Stammregiſter ſolte verlohren gehen. Der Nahme ſeiner Vorfahren findet ſich noch in den Nachrichten der alten Turnire, und in den Geſchichten von den Creutzzügen. Sein Vater wolte lieber bedürftig leben, als ſeinen Adel durch eine reiche Burgerheyrath beſudeln, durch welche er ſeine Sachen hätte gut machen und ſeinem alten Hauſe einen neuen Glanz beylegen können.

Alle

Alle ächte und wahrhaftige Edelleute, die von gleichem Alterthum und von gleicher Armuth waren, billigten dieſe Grosmuth; und dieſer hochadeliche Vater wuſte es ſeinem wohlgebohrnen Sohn für keine geringe Glückſeligkeit anzurechnen, daß er das Blut ſeiner Vorfahren, welche das heilige Land mit hatten einnehmen helffen, ſo rein und unbefleckt auf ihn gebracht hatte. Es ereigneten ſich zwar zuweilen gewiſſe Umſtände, da Arimantes lieber gewünſchet hätte, daß ſein Vater nicht ſo gar eckel geweſen wäre. Er muſte einige Morgen Land verſetzen, um ſich ein wenig zu kleiden und die Welt zu ſehen. Er kam nach * *. Ein alter Kriegsbefehlhaber der mit ihm verwandt, und ein ſo vernünftiger Mann, als gut von Adel war, führte ihn in dieſer groſſen Stadt herum, und zeigte ihm die ſchönen und prächtigen Häuſer ihrer beglückten Einwohner. Arimantes ſahe mit Verwunderung, daß ein mittelmäßiger Burger hier eine beßre Wohnung hatte, als die meiſten Edelleute auf dem Land. Dieſes verdroß ihn heimlich; er muſte faſt die Vorzüge ſolcher Leute beneiden, die er zu verachten vermeynte.

Nach einigen Tagen brachte ihn ſein Freund auch in Geſellſchafft. Er hatte ſich auf das beſte angekleidet. Die Haare waren in Buckeln gelegt, und mit Puder reich beſtreuet: ein langer Schwanz hieng ſehr zierlich zwiſchen den beyden Achſeln herunter und ſchlug ihm im Gehen ſanft wieder den Rücken; Er hatte ſilberne

Knöpfe auf dem Kleid, einen ſchönen bordirten Hut und ſeidene Strümpfe; kurz, er war ſo nett und wohl ausſtaffirt, daß er ſich ſelbſt gefiel.

Allein, ſein ganzer Aufzug hies nichts gegen die Pracht derjenigen Herren, die er in der Geſellſchafft antraf. Ihre Kleider ſchimmerten von Gold und Silber: die Weſten waren von reichem Zeug, und ihre aufgekrollte Köpfe ſtritten mit den künſtlichen Haarlocken der Damen um den Vorzug. Alles war reich und prächtig; Die ſchönſten Kleider, nebſt dem Glanz der koſtbarſten Edelſteine zierten hier auch die heßlichſten Geſichter. Eine Menge Wachslichter vermehrten ihren hell leuchtenden Schein, indem ſie ſich in die groſſe Spiegelgläſer und cryſtallene Wandleuchter abwarffen. Der Boden in den Zimmern war von Nußbaumen-Tafelwerk, und ſo glatt, daß Arimantes mit bebenden Knien ſeine Verbeugen und Reverenzen machte, um nicht auf die Naſe zu fallen.

So viele Pracht, ſo viel Reichthum, ſetzte den Arimantes in die äuſſerſte Verwunderung. Er fand ſich ſo geſchmeidig, und ſo demüthig vor einem ſo glänzenden Adel, daß er nicht wuſte, wie er ſich dabey geberden ſolte. Ach! hätte er gewuſt, wo er wäre, er hätte ſich ſo weit nicht vergeſſen; allein ſein edles Herz muſte dieſesmahl etwas leiden.

Der

Der Caffee wurde mit verzuckerten Früchten und Backwerck herum gegeben. Man zog darauf die Carten, um die Spieltiſche zu beſetzen. Arimantes, der ſich nicht unterſtund, mit ſolchen ſchamerirten Leuten ein Spiel zu wagen, entſchuldigte ſich damit, daß er noch bey der Gräfin von* * die Aufwartung zu machen hätte. Vermuthlich verſprach man ſich weder von ihm, noch von dem alten Officier, der ihn begleitete, einen groſſen Gewinnſt; man lies ſie beyde gehen, ohne ſie im geringſten zu nöthigen, daß ſie bleiben ſolten.

Was dünket Sie, mein Herr, fragte der Officier unter Wegs den Arimantes, von unſerm hieſigen Adel? Es müſſen auſſer Zweiffel, Leute von ſehr hohem Stande ſeyn, antwortete dieſer mit einiger Verwirrung, ſie müſſen zugleich groſſe Reichthümer beſitzen; ich habe nie ſo viel Pracht beyſammen geſehen. Was den Reichthum betrifft, erwiederte der Officier, ſo kann man dieſes von den meiſten ſagen, daß ſie viel Geld haben. Ihr Herkommen aber iſt ſo gros nicht: Sie ſind faſt alleſamt, auſſer einem oder zweyen, Edelleute von Carl den VI. Man ſieht ſie deswegen auch noch immer in Furchten, daß man etwas gegen ihren Adel möchte einzuwenden haben. Sie ſind auf tauſenderley Art beſorgt, ihren neuen Stand bekannt zu machen. Ihre Kutſchen, ihre Libereyen, ihr Silbergeſchirr, ihr Porcellain, ja ſogar ihre Ofenfüſſe, und die Halsbänder von ihren Hunden, müſſen Zeichen und Urkunden ihres Adels

ſeyn, und ihre neue aus der alten Mythologie genommene Wappen aufweiſen. So offt ſie von ſich ſelber reden, erwehnen ſie die Ehrenwörter, deren ſich die Bürger und ihre Hausgenoſſen gegen ſie bedienen: Neulich, ſpricht der Herr von Fiſchkrat, kam mich der Nachbar Ticks beſuchen, und ſagte wieder mich: Ihr Gnaden ſehen wieder recht geſund aus. Die Frau Sudelwitz, welche auf einem Dörfgen, ſo ihrem Mann Pfandweiſe iſt zuerkannt worden, einige arme Unterthanen hat, redet von nichts, als von ihrer Herrſchaft, da iſt nichts als der gnädige Herr und die gnädige Frau hinten und fornen. So freygebig auch ihre neue Gnaden mit dieſen Titeln ſich ſelber beehren, ſo geitzig ſind ſie im Gegentheil andern ſolche einzuräumen; ja ſie ſind dermaſſen eiferſüchtig auf ihre vermeynte Vorzüge, daß ſie lieber allen Umgang mit andern Leuten meiden, die ihnen dergleichen entweder nicht zugeſtehen wollen, oder ſo vermeſſen ſind, ſich ſelbſt mit ihnen in einen Rang zu ſetzen. Sie haben ein vortreffliches Gedächtnis, die verächtliche Umſtände und das niedrige Herkommen anderer Geſchlechter bekannt zu machen und dargegen eine ſo glückliche Vergeſſenheit, daß ſie ihren eignen Urſprung nicht mehr wiſſen. Iſt wo eine Schwachheit oder Ausſchweiffung, die dem Adel vorgeworffen wird, ſo werden ſie ſorgfältigſt ſich bemühen, ſolche nachzuahmen. Ihre Kinder werden ſich befleiſſen, alle diejenigen hochadelichen Thorheiten mitzumachen, die dem Ritterſtand

gemäß

gemäß ſind, und aus einer edlen Furcht bürgerlich zu ſcheinen, nichts lernen.

Arimantes wurde über dieſen Bericht ſchamroth. Es verdros ihn, daß er ſich vor einem ſo ſchlechten Adel ſo viel gedemüthiget hatte. Seine Ahnen ſchmeichelten ihm; ſein ganzer Stammbaum ſtellte ſich ihm auf einmahl wieder vor die Augen. O wie danke ich es meinem Vater, dachte er bey ſich ſelbſt, daß er das Blut ſeiner Vorfahren ſo rein auf mich hat kommen laſſen! In dem Genuß ſo ſüſſer Einbildungen kam er mit ſeinem alten Gefährden zu der Frau Gräfin von * *. Er wurde daſelbſt als ein Cavalier von einem bekannten guten Hauſe, auf das beſte empfangen. Die Geſellſchaft war nicht gros. Er fand daſelbſt nichts von dem herrlichen Pracht, welcher in der vorigen ihm allenthalben in die Augen ſchimmerte. Alles ſpurte daſelbſt von dem Moder der alten Ahnen. Alte Tapeten, altes Geſchirr, alte Geſichter. Mit einem Wort, alles war alt, alles war ehrwürdig. Durchgehends herrſchte ein ernſthaftes und Stiftsmäßiges Weſen.

Man ſpielte kleine Spiele mit eben ſolcher Aufmerkſamkeit, als wo es um groſe Summen gilt. Man lebte dabey ſehr mäßig. Es wurde weder Caffee noch Zuckerwerk, noch Brod noch Wein herum gegeben. Die Ehre in einer ſo hohen Geſellſchaft den Zutritt zu haben, war genug. Man ſahe wohl, daß darinnen ein jeder

in dem Beſitz ſeiner alten Titeln war, und daß man ſich wenig darum bekümmerte, ſolche erſt durch einen gewiſſen Aufwand zu zeigen, da im Gegentheil bey den andern der Glanz der Neuigkeit allzuſtark in die Augen fiel.

XVIII.

Die Eigenſinnigkeit.

Eſt animusque tenax indomitumque caput.

Die Mode verändert die Kleider, und die Tugenden ihre Namen; bald werden wir keine Laſter mehr haben. Halsſtarrigkeit heiſſet Großmuth, und Eigenſinn Standhaftigkeit. Die Eigenſinnigkeit iſt der erſte Affect der ſich an dem Menſchen äuſſert; wir ſind kaum auf der Welt, ſo wollen wir ſchon mit ganzem Eifer, was wir wollen. Verſagt man uns dasjenige, wornach wir mit den Händen greiffen, ſo empöret ſich das kleine Herz mit Zorn und Wuth. Dieſer Eigenwille wächſet von Tag zu Tage, je mehr man ihm nachgibt. Wie glücklich wären wir, wenn wir bey Zeiten einen ſo gefährlichen Feind unſrer Ruhe bey uns ausrotten könnten, ehe er noch Kräfte gewinnet, und alle unſre Handlungen bemeiſtert.

Man beobachtet, daß dieſer Affect ſich noch ſtärker bey dem andern Geſchlecht äuſſert, als bey

bey dem unſrigen. Die Urſache davon iſt dieſe: Wir kommen frühzeitig unter die Aufſicht der Lehrmeiſter, welche durch eine ſtrenge Zucht unſren Willen beugen. Man untergibt uns hernach einem Herrn, der keine Gefälligkeit für uns hat, ſondern uns bey allen Vorfällen durch die Sinnen fähret; Es ſey daß wir Kriegsdienſte nehmen, oder an Hof kommen, oder ſonſt unter ein ander Joch geſpannet werden. Wir ſehen uns allenthalben unter einem jungen und ſpöttiſchen Volk, das auf unſre Fehler lauret, uns verächtlich anblicket, und über die mindeſten Vergehungen durchhechelt. Man widerſpricht uns, man beſtrafet uns, man lacht uns aus, und wenn wir empfindlich darüber werden, ſo müſſen wir gewärtig ſeyn, daß wir in verdriesliche Händel gerathen; dieſes widerfährt ſowohl den artigſten als alberſten jungen Leuten. Wir finden allenthalben ſinnreiche Köpfe, die unſre Vorzüge beeifern und unſre Schwachheiten entdecken. Dieſes erniedriget ein wenig unſern Hochmuth und die vortheilhaften Meynungen, die wir von uns ſelbſt haben. Wir werden beſcheiden, um nicht lächerlich zu ſeyn.

Mit dem Frauenzimmer im Gegentheil, verhält ſich die Sache ganz anders. Sie werden zärtlich erzogen, man ſetzet ihrem Eigenſinn nichts entgegen. Sie erwachſen unter der Aufſicht einer für ſie ſtets beſorgten Mutter. Ihr Verſtand wird mit lauter Tändeleyen und Kleinigkeiten angefüllet; Aus dieſen werden ihre

Begriffe zuſammen geſetzt, die, indem ſie als bloſe Puppen der Einbildung, ſich am erſten in ihr Gehirne prägen, andere Eindrücke, welche von der Vernunft und Ueberlegung herkommen, ſo leicht nicht annehmen. Sobald erſcheinen ſie nicht unter andern Leuten, ſo ſchmeichelt ihnen jedermann. Es iſt eine Unhöflichkeit, ihnen Wahrheiten ins Geſicht zu ſagen, welche ſie beleidigen können: beſitzen ſie dabey ein wenig Schönheit oder Annehmlichkeit, ſo werden ſie erhoben, bewundert und verehret. Man läſſet ihnen keinen Raum übrig, ſich ſelbſt und ihre Fehler zu erkennen: Einbildung, Hochmuth und Eigenſinn formiren alſo die erſten Grundſätze ihrer Sittenlehre. Die Mannsleute, die ſich in ihre geputzte Angeſichter vergaffen, helfen ſie ſelbſt mit verderben; ſie vergöttern dieſelben, als ihre Buhler, und werden von ihrem Eigenſinn gezüchtiget, als Männer.

Die Eigenſinnigkeit findet ſich ſowohl bey dummen, als bey verſtändigen Leuten. Nicht daß der Verſtand an und für ſich ſelbſt die Urſache eines ſolchen Fehlers ſeyn ſolte. Mit Nichten. Es iſt aber etwas gemeines, daß unſre Laſter ſich des Verſtandes bedienen, um ihre Ausſchweiffungen zu rechtfertigen; Ja ſo gar ihnen diejenigen verführiſchen Reizungen zu geben weis, welche auch groſſe Leute verblenden. Sie werden alſo, wo ſie zuſammen ſind, um deſto gefährlicher. Verſtand und Tugend machen zuſammen die Weisheit aus. Dieſe iſt allzeit lehrſam und läſſet ſich gerne ſagen: ſie hat nichts übertriebenes, nichts ſtolzes, nichts eigenſinniges: ſie

kennet

kennet die uns von Natur anklebende Schwachheit, ſie demüthiget ſich, ſie ſucht die Wahrheit und das Gute, ohne ſich an Vorurtheile und eigne Neigungen zu binden.

Diejenigen, die zu wenig Verſtand haben, können nichts bey ſich überlegen, noch das Gute von dem Böſen unterſcheiden: ſie folgen ihrem Trieb, wie die unvernünftigen Thiere. Alles was ſie wollen, das wollen ſie mit Heftigkeit. Vergebens macht man ihnen Vorſtellungen; die ſchönſten Vernunftſchlüſſe haben nichts, das ſie rühret. Es iſt eben ſo viel, als wenn man einen Ochſen der zackert, bereden wolte: ſeine Arbeit mit Ueberlegung zu thun. Dergleichen Menſchen muß man Zaum und Gebiß ins Maul legen, und ſie zwingen, dasjenige zu thun, was Pflicht und Geſetze von ihnen fordern. Dieſes ſind die dummen Eigenſinnigen.

Der witzige Eigenſinnige iſt eine Creatur von einer ganz andern Art. Weniger lenkſam, mehr gefährlich, und ſelten zurecht zu bringen. Hier gewinnet die Eigenſinnigkeit das Anſehen einer Tugend, und man erweiſet ihr wohl gar die Ehre, ſie eine Standhaftigkeit, und wo es geiſtliche Sachen betrift, einen Wahrheitseifer zu nennen. Wie viele Glaubensartikeln ſind nicht ſchon aus dieſer Quelle entſprungen? Ueber unzehlichen Streitfragen, welche ein ſtolzer und eingebildeter Witz auf die Bahn brachte, verlohr die Religion ihre heiligſte Wirkung, und die Wahrheit alle Macht ſich auszubreiten.

Dieſer Eigenſinn allein, von Hochmuth und Herrſchſucht unterſtützet, hat die vielerley Secten und Ketzereyen in der Welt eingeführet. Ein Menſch fühlet nicht ſobald ſeine eigene Vorzüge, ſo will er befehlen; er will daß man ſeinen Einſichten ſich unterwerffen, und ihn bewundern ſoll. Man kann ihm nicht wohl widerſprechen, ohne ihn zu beleidigen; er macht aus ſeinen Lehrſätzen eine Sache GOttes; er wird andächtig bös: Es gilt nicht um die Wahrheit; er muß ſeine Meynungen behaupten.

Die Eigenſinnigkeit verhindert nicht allein die Ausbreitung der Wahrheit, ſondern ſie ſtöret auch die gemeine Ruhe, indem ſie nichts als Zank und Uneinigkeit in der menſchlichen Geſellſchaft verurſachet. Wir wollen, daß andere denken ſollen, wie wir, und andre wollen im Gegentheil, daß wir ſo denken ſollen, wie ſie. Unendliche Verbitterungen und Feindſeligkeiten werden dadurch genähret; das gemeine Volk wird gegen einander aufgehetzt, und man haſſet einander, um die Eigenſinnigkeit gewiſſer Leute zu verehren, die man Gelehrte und Geiſtlichen nennet.

Ein eigenſinniger Menſch iſt überdem auch ein unglückliches Geſchöpfe, in Anſehung ſeiner ſelbſt: er weis nicht nachzugeben; es ſoll alles nach ſeinem Willen gehen; wo er einmahl auf etwas fällt, da iſt er nicht davon abzubringen. Er verhalsſtarriget ſich auf ſeinen Meynungen; er will ſogar dem Verhängnis Regeln vorſchreiben.

ben. Er weichet weder zur Rechten noch zur Linken. Veränderungen, Vernunft, Glück und Zeit, alles dieſes bewegt ihn nicht ſeinen Eigenſinn fahren zu laſſen, und ſich nach ſeinen Umſtänden zu richten: Er wird lieber zehen Narrheiten begehen, als einmahl ſagen, daß er ſich geirret habe. Unſre tägliche Erfahrung überzeuget uns unſrer vielfältigen Schwachheiten. Wie können wir unſre Fehler verbeſſern. Wie können wir als Chriſten unſre Mängel und unſer tiefes Verderben einſehen, wenn wir im Voraus ſchon beſchloſſen haben, auf unſern Meynungen zu beharren, und unſre Thaten durch keinen Widerſpruch zu entehren. Der Weiſe läſſet ſich ſagen; der Narr aber iſt immer klug, ſpricht Salomon. Der Einfältige kommt zur Weisheit, indem er ſeinen eignen Einſichten mißtrauet, und guten Rath annimmt. Der Eigenſinnige im Gegentheil, bleibt ein Thor ſo lang er lebet.

Es iſt noch eine Art der Eigenſinnigkeit, die bis zur Hartnäckigkeit ausſchweiffet. Leute von dieſem Caracter ſind eigenſinnig, aus keiner andern Urſache, als um eigenſinnig zu ſeyn: Sie nehmen weder Vernunft noch Vorſtellungen an: Sie ſind dermaſſen verhärtet und verſtocket, daß ſie niemahls den Verſtand brauchen, um eine Sache zu überlegen: Sie haben keine Wahl, ſondern wie ſie auf etwas fallen, ſo fallen ſie darauf: Sie wiſſen davon nicht die geringſte Urſache zu geben: ſie wollen, das iſt alles. Ihre

ganze Freude, ihr ganzes Glücke, ihre ganze Hoheit beſtehet darinnen, dieſem gewaltſamen Trieb ihres Herzens ſich zu ergeben, und ihm, wenn es ſeyn muß, alles aufzuopfern. Alles muß ſich hier biegen, oder brechen; ſie werden Helden, oder verlieren den Kopf: ſie ſiegen, oder rennen in ihr eignes Verderben. Wenn ſie ſich vorgeſetzt haben, auf einer Stelle zu bleiben, ſo weichen ſie nicht vor tauſend Spieſſen und Degen; ſie lauffen in das dickſte Feuer und ſcheuen weder Gefahr noch Tod. Sie ſind vernünftig auſſer ihrem Eigenſinn, ſobald aber dieſer ſie einmahl aufbringet, ſo ſcheinen ſie unſinnig. Der ſchwediſche Held des Herrn von Voltaire, hatte etwas von dieſer Eigenſchaft. Seine Tapferkeit würde der gröſten Helden ihre übertroffen haben, wo er ſich ſelbſt und ſeinen Eigenſinn hätte überwinden können.

Man ſolte eine ſo wilde Leidenſchafft nicht bey dem zarten Geſchlechte vermuthen; allein auch dieſes iſt nicht frey davon: Es giebt gewiſſe Schönen, die eben einen ſolchen Heldenmuth beſitzen, ſich und ihre ganze Wohlfart einem ſo grauſamen Eigenſinn aufzuopfern. Die Eigenſinnigkeit iſt ohnedem ſchon ein Fehler dieſes Geſchlechts und die Liebe macht ſie nicht ſelten zu eben ſolchen Märtirinnen einer blinden Leidenſchaft, als die Männer zu eigenwilligen Schlachtopfern der Heldenſucht. Folgende

gende Geſchichte leget uns davon ein lebendiges Beyſpiel vor Augen.

Emilie, die einzige Tochter eines reichen Edelmannes, beſas bey einer natürlichen Schönheit auch vielen Geiſt und Verſtand. Ihr Vater machte ſich daraus eine beſondere Freude, ſie alles lernen zu laſſen, wozu ſie Luſt hatte. Sie übertraf in den Wiſſenſchaften nicht allein ihr eignes Geſchlechte, ſondern auch viele geſchickte Mannsleute. Sie hatte in der Philoſophie, in der Geſchichtkunde, in der Dichtkunſt, in der Muſic und in der Zeichnung ungemeine Fortgänge gemacht: ſie ſprach Franzöſiſch und Italiäniſch, und ohnerachtet der groſſen Lebhaftigkeit, mit welcher ſie ihre Reden ausſties, druckte ſie ſich doch eben ſo fein, als glücklich aus.

Der Vater, der ſeine Tochter vergötterte, überließ ſie ihrem eignen Willen, ſie mochte thun was ſie wolte. Er ſchalt auf die arme Mutter, ſo oft ſie ſich unterſtunde, etwas an der Aufführung ſeiner geſchickten Tochter auszuſetzen. Schweige doch, Mama, war öfters ſeine Erinnerung, deine Tochter hat mehr Verſtand als du. Die junge Emilie bediente ſich dieſes Vorurtheils ihres Vaters: ſie folgte in allen Dingen den Eigenſinnigkeiten ihres kleinen Kopfes. Alles wurde gut geheiſſen, alles bewundert; ja ſogar ihre Ausfälle und Schwermereyen wurden für reitzende Artigkeiten eines lebhaften und aufgeweckten Geiſtes

gehalten. Da galt kein Einreden, keine Vorſtellung, kein Unterricht: ſie war ſich ſelbſt ihr eignes Muſter. Wolte man ſie von etwas abbrigen, ſo war es eben ſo viel, als wenn man ſie noch mehr dazu nöthige. Kam es zum Wortwechſel und zum Diſputiren, ſo übertraf ſie in der Kunſt, Schlüſſe zu machen, alle Sophiſten und Sprachhelden; ſie wuſte eine Frage mit der feinſten Bosheit zu verwirren; ſie mengte Umſtände hinein, die nicht dahin gehörten, und lies dargegen andre weg, welche das weſentliche der Sache ausmachten.

Auf die plauderhafte Jahre der Jugend, folgte das Alter der Liebe. Als die einzige Erbin eines ſehr reichen Mannes hatte ſie Liebhaber genug. Es meldeten ſich bey ihr allerhand Freyer: Hofleute, Soldaten, Räthe, artige Müßiggänger, groſſe Stutzer und kleine Gerngroſſe; ja gar Edelleute vom Lande, welche mehr die Hoffnung, durch ſie ihre Güter frey zu machen, als alle andere Vortrefflichkeiten der Emilie herbey lockte. Kurz, ſie hatte eine Menge Anbeter, ſie durfte nur wehlen. Allein ſie wehlte keinen: ihr Hertz ſtunde unter der Botmäßigkeit ihres Eigenſinns. Dieſer allein regulirte ihre Handlungen und folglich auch ihre Liebe.

Ihr Vater hatte einen Schreiber: dieſer war ein grober und ungeſchliffener Menſch, der wenig von edlen Gedanken und ſcharfſinnigen Einfällen wuſte. Sonſt aber war er dem Leibe

be nach nicht übel gebildet, er hatte ſchöne rothe Backen, und ſahe einem guten vollblütigen Bruder gleich. Wer will hier von dem Geſchmack urtheilen? Emilie, die kluge, die weiſe, die gelehrte Emilie, verliebte ſich in dieſe ſchöne Fleiſchmaſchine: ſie gebrauchte alle ihre Reitzungen ihm die ſüſſen Regungen der reinen und vollkommenen Liebe einzuflöſen. Allein der unwürdige Gegenſtand ihrer hohen Empfindungen hatte kein ſo zartes Gefühl: er wuſte nichts von der Feinigkeit des Geiſtes in einer Sache, die ihm blos mechaniſch vorkam: ſie muſte ſich deswegen ein wenig herunter laſſen, und ihm ihre Meynungen etwas deutlicher eröffnen: ſie that ſolches als ein Mädgen, das Verſtand hatte, und dictire ihm eines Tages, da ſie alleine bey einander waren, folgenden Brief in die Feder:

Mein Herr,

Alle Leute ſagen mir, daß ich artig wäre, und daß ich verdiente geliebt zu werden. Ihr ſehet mich alle Tage, und ſagt mir niemals dergleichen Höflichkeiten. Schreckt euch etwan mein Stand, und daß ihr geringer ſeyd, ſo wiſſet, daß die Liebe alles gleich machet.

Der Schreiber, als er dieſe Zeilen zu Papier gebracht hatte, ſtund auf und übergab ſolche der Emilie, mit einer tiefen Vorbeugung, ohne die geringſte Verwirrung dabey merken zu laſſen. Emilie hielt dieſes glückliche Flegma

für ein Kennzeichen der Ehrerbietung und Beſcheidenheit; ſie nahm den Brief, faltete ihn zuſammen, ſchrieb darauf ſeinen Namen, und warff, indem ſie weggieng, denſelben vor ihm auf die Tafel.

Der Schreiber war ſo dumm nicht, daß er nicht ſolte ſuchen ſein Glück zu machen. Er hatte die förmliche Erklärung vor ſich in Händen. Er that, was auch ein andrer an ſeiner Stelle würde gethan haben; er lies ſich die Abſichten der Emilie gefallen, und lernte ſie lieben.

Die auf ihrer Tochter Aufführung bisher wachſam geweſene Mutter war kurz vorher mit Tod abgegangen. Es währete aber nicht lang, ſo wurde der Vater des Verſtändniſſes ſeiner Tochter mit dem Schreiber innen. Dieſes ſchnitt ihm durchs Herz. Er ſprach darüber mit ſeiner Tochter. Der lebhaffte Kummer, die unvermeidlichſte Schande, die vernünftigſten Vorſtellungen eines ſie äuſſerſt liebenden Vaters rührten ſie nicht: Wie? ſprach ſie, ganz hochmüthig: Soll ich nicht die Freyheit haben, mir einen Mann zu wehlen? Iſt dieſes nicht ein Geſchäffte das mich allein angeht? Muß ich nicht mit einem Mann leben? Muß ich nicht darauf bedacht ſeyn, darzu einen Menſchen zu wehlen, welcher mir am erträglichſten ſcheinet? Ich gebe es zu, ſprach der betrübte Vater, wann ihr im Stande ſeyd, davon zu urtheilen; wie aber, wann ihr euch in dieſer Wahl betrüget? Wehlet, wen ihr wollt, wehlet aber nur vernünftig:

tig: bedenket euren Stand, die Ehre eures Vaters, das Glück ſo ihr machen könnet, die Schande ſo euch bevorſtehet. Allein dieſe Reden waren vergebens. Emilie blieb unempfindlich gegen ihren Vater, und verliebt in ſeinen Schreiber.

Der Vater, nachdem er ſah, daß er bey ſeiner Tochter nichts ausrichten konte, machte ſich an den Schreiber. Er fieng an, ihn furchtſam zu machen. Er ſprach ihn von Gefängniſſen, von todſchieſſen, und von allerhand ſchreckhaften Umſtänden. Alle dieſe Bedrohungen wurden mit den Anerbietungen einer ſchönen Geldſumme begleitet, im Fall er ſich gutwillig entſchlieſſen wolte, die Anſprüche auf ſeine Tochter fahren zu laſſen. Der Schreiber war ein guter Menſch, der mit ſich reden lies; er ſah nicht ſobald ein halb tauſend Ducaten vor ſeinen Augen, ſo wurde er von ihrem Glanz geblendet; er nahm ſie und gieng davon.

Emilie, die ſich verrathen, und von ihrem Liebhaber verlaſſen ſah, empfand alle Schmerzen und alle Wuth, die eine verletzte Liebe nach ſich ziehen kan: Sie fiel in eine gefährliche Krankheit, und man fürchtete um ihr Leben. Ihr Vater, der ſie mit äuſſerſter Zärtlichkeit liebte, war mit dem grauſamſten Schrecken erfüllet; er konnte ſie nicht in einem ſo elenden Zuſtand ſehen, ohne ſich zugleich als die Urſache ihres Todes anzuklagen. Er entſchloß ſich deswegen, alle andre Betrachtungen aus den Augen

zu ſetzen, um ſeiner Tochter das Leben zu retten. Er ſand einen Boten hinter dem andern nach dem Schreiber und bat ihn, wieder zurück zu kehren, und das eingegangene Bündniß mit ſeiner Tochter durch die Heyrath zu vollziehen.

Allein Emilie war allzuſehr gegen ihn aufgebracht. Der Schimpf, den er ihr erwieſen, nagte ſie mit den allerempfindlichſten Schmerzen. Sie konnte ſich nicht entſchlieſſen, ihn vor ſich zu laſſen; der arme Vater kam dadurch in eine neue Verwirrung: er wuſte ſich weder zu rathen noch zu helffen: er ſuchte ſeiner Tochter einen von ihren andern Liebhabern annehmlich zu machen; ihr Eigenſinn aber war unüberwindlich: ſie konnte weder ihrem Liebhaber verzeihen, noch einen andern an ſeine Stelle annehmen. Ihre Krankheit nahm darüber von Tag zu Tag überhand. In den Anfällen ihrer Hitze verlangte ſie nur nach ihrem Geliebten. Der gute Menſch zeigte ſich öffters vor ihrem Bette, in Meynung, ſich mit ihr auszuſöhnen. Der Vater fügte ſein zärtliches Bitten, und der Beichtvater ſeine andächtigen Vermahnungen mit hinzu; doch alles war vergebens. Emilie fand in dem Gegenſtand ihrer Liebe, zugleich denjenigen ihres Haſſes. Nach einem langen und grauſamen Kampf ſiegte der Eigenſinn, und ſie ſtarb.

XIX.

Die Freygebigkeit.

Liberalitate liberalitas perit.

S. Hieron.

Es iſt ſchwer die Gränzen zu beſtimmen, wo ſich Freygebigkeit und Verſchwendung ſcheiden. Die Freygebigkeit iſt eine Tugend, und die Verſchwendung eine Laſter. Die eine rühret von dem Trieb einer edlen Seele her, die andere aber hat einen närriſchen Ehrgeitz zum Grund. Die Freygebigkeit wird, ſobald ſie das vorgeſteckte Ziel überſchreitet, zur Verſchwendung; und die Verſchwendung kan niemals ausgeübet werden, ohne ſich ſelbſt, oder andern zu ſchaden.

Es iſt eine thörigte Empfindlichkeit, wenn man nicht leiden kann, daß man uns geitzig ſchilt. Die Leute, die von uns haben wollen, oder welche ſehen, daß man diejenigen Mißbräuche nicht mitmacht, die ihnen vortheilhafft ſind, werden uns immer des Geitzes beſchuldigen. Wo würden uns die Urtheile dieſer Leute hinbringen, wann wir nach ihrer Sittenlehre unſre Haushaltungen und Ausgaben einrichten wolten? Wir würden nicht ehender ihren Beyfall gewinnen, als bis ſie uns eben ſo niederträchtig und ſo bedürftig ſehen ſolten, wie ſie ſind. So lang

wird die Freygebigkeit heraus gefordert, bis man nichts mehr hat, freygebig zu ſeyn.

Laßt uns, weil ſo viel in der Welt darauf ankommt, die Eigenſchafft dieſer Tugend etwas genauer unterſuchen. Unter dem Wort Freygebigkeit verſtehen wir eine ſolche Handlung, da wir durch freywillige Gaben und Gutthätigkeiten, andre zu erfreuen ſuchen. Sie entſtehet aus Liebe, aus Grosmuth, aus Mitleiden: Ihr Endzweck iſt allezeit dem Nächſten Gutes zu thun. Die Liebe richtet ihre Triebe auf das Vergnügen andrer Menſchen. Die Großmuth ſetzt ihren eignen Nutzen hintan, und das Mitleiden beweget uns den Armen und Nothdürfftigen beyzuſtehen. Sie iſt alſo eine hohe Tugend. Iſt ſie eine Tugend, ſo muß ſie durch die Vernunft regieret werden Ihre Wirkſamkeiten müſſen nicht allein nach ihrem Endzweck eingerichtet ſeyn, ſondern ſie müſſen auch diejenigen Ausſchweiffungen vermeiden, denen ſie mehr als andre Tugenden unterworffen iſt. Die Freygebigkeit beſtehet alſo nicht darinnen, daß man viel gibt, ſondern daß man giebt wo man geben ſoll. Wer eine wahre Freygebigkeit ausüben will, der muß ſeinen Stand und ſeinen Beruf prüfen: er muß ſeine Pflichten kennen: er muß wiſſen, in welcher Verbindung er mit andern Menſchen ſtehet, und wie weit ihm alle dieſe Umſtände erlauben, freygebig zu ſeyn. Man iſt nach dem Trieb der vernünftigen Natur, welchen die Religion billiget, verbunden, alle geſetzmäßige Mitteln zu gebrauchen, um ſeinen Zuſtand ſo viel zu verbeſſern, als es

mög-

möglich iſt. Aus dieſem Beſtreben flieſſet die Fähigkeit ein rechtſchaffener Vater, ein getreuer Ehegatte, ein nützlicher Freund, ein Wohlthäter der Armen und überhaupt ein guter Bürger zu ſeyn.

Ein Verſchwender kann keine wahre Freygebigkeit ausüben; dann indem er dasjenige, was er hat, liederlich und ohne Vernunft hingiebt, ſo ſetzt er ſich in Gefahr, ſelbſt bedürftig zu werden und dem gemeinen Weſen zur Laſt zu fallen. Er verſorgt die Seinigen nicht. Er bringt ſein Hausweſen in Unordnung. Er macht noch Schulden darzu, und ſtirbt, ohne ſie zu bezahlen. Man ſagt, er habe ſich durch ſeine Freygebigkeit ruiniret; allein man ſolte dieſes keine Freygebigkeit, ſondern eine Narrheit, einen lächerlichen Hochmuth, eine ſchwermende Prahlerey und dergleichen nennen.

Man ſolte ſagen, die Freygebigkeit wäre nur allein eine Tugend der Reichen und Wohlhabenden. Denn wer nichts hat, der kann auch nichts geben. Allein es ereignen ſich Umſtände, wo ſolche auch die geringſte Menſchen ausüben können. Ein armer Bauer iſt freygebig, wenn er einem umſonſt eine Arbeit verrichtet, oder einen Gang thut; denn ſein Leib und ſeine Geſundheit ſind ſeine Güter; wenn er damit einem andern ohne Entgeld dienet, ſo iſt er freygebig. Ein Poet iſt freygebig, wenn er einem ein Ehrengedichte umſonſt verfertiget; und ein Soldat iſt freygebig, wann er ſein Leben für das Vaterland waget, oder aus Liebe für ſeinen Freund oder für ſeinen Fürſten die Waffen führet.

Die wahre Freygebigkeit iſt ſelten eine Tugend der Fürſten, denn ſie muß von uns ſelbſt und unſerm eigenen Gut herkommen; ſie muß uns etwas koſten, ſie muß aus Liebe, aus Großmuth oder aus Mitleiden herrühren. Die meiſten Fürſten aber bedrängen ihre Unterthanen. Dieſe müſſen alles herbey ſchaffen was man an andre verſchenket, er entbehret deswegen nichts. Perdere multi ſciunt donare neſciunt: ſagt Tacitus. Wollen dergleichen Fürſten eine wahre Freygebigkeit ausüben, ſo müſſen ſie erſtlich ihrem Volk Recht wiederfahren laſſen, und daſſelbe ſchützen, anſtatt ſolches zu verderben. Folgendes Exempel wird uns von der Freygebigkeit eine nähere Erläuterung geben.

Sophronime und Bellander waren zwey Brüder von gleicher Fähigkeit, aber von ungleicher Gemüthsart. Sie hatten reiche Eltern und wurden von ihnen unter der Aufsicht eines Hofmeiſters auf Univerſitäten geſchickt; dieſer war, nach Art dieſer Leute, einer von den falſchen Großmüthigen, deſſen Verdienſte darinnen beſtunden, daß er ſeine Untergebene von dem ſchädlichen Laſter des Geitzes zu bewahren, und ſie in lauter ſolche Geſellſchafften von jungen Leuten zu bringen ſuchte, wo man derjenigen Eltern ſpottete, die aus zäher Sparſamkeit nicht wiſſen, was ſie mit ihrem Gelde machen ſollen. Seine Untergebene befliſſen ſich alſo einer weit erhabnern Sittenlehre; ſie ſuchten bey Spiel und Wein die Verachtung der Reichthümer frühzeitig zu lernen. Die alte Mutter, welche

die

die Welt nicht kannte, wünſchte ſich heimlich Glück, daß ihre Söhne ſo einen rühmlichen Ehrgeiz hatten, und ſich vor andern durch ihre lebhaffte Aufführung hervor zu thun wuſten. Sie hielt das Geld für glücklich angewandt, welches ſie ihnen mit ſtarken Wechſeln übermachen lies. Die jungen Herren giengen darauf auf Reiſen: ſie machten ihrem vornehmen Hauſe allenthalben Ehre. London und Paris waren Zeugen von ihrer glänzenden Aufführung und von ihren Freygebigkeiten. Jedermann bewunderte bey ihrer Zurückkunft ihre Pracht, ihre Artigkeit und ihre franzöſiſchen Manieren.

So glücklich hatte der Herr Hofmeiſter ihnen den Punct der Ehre beygebracht. Dieſer aber kam ſo offt und viel, daß ſich die Einkünfte daran ſtieſſen.

Es ereignete ſich bald ein Geldmangel, der den Sophromine aufmerkſam machte. Er ſahe, daß wo er noch ein paar Jahre ſeine Ausgaben und Freygebigkeiten auf gleiche Art fortſetzen würde, ſie von ſich ſelbſt ein Ende nehmen dürfften. Dieſe Vorſtellung rührte ihn. Er rettete was er konnte, und kauffte ſich ein Landgut.

Sophronime hatte etwas ſehr geſelliges und angenehmes: der benachbarte Adel, den der Müßiggang und die Faulheit druckte, ſuchte ihn in ſeine Bekanntſchafften mit einzuflechten: Immer Zuſpruch, immer Gäſte; alles kehrte bey ihm ein, alles ſah hier hungrig, roſtig und

hochadelich aus; alle Arme, alle Betteleute, alle Landſtreicher meldeten ſich bey dem gnädigen Herrn. Er wolte eingezogen leben und Wirthſchafften lernen. Er hatte es übel getroffen. In der Stadt machte ihm ſeine Freygebigkeit Ehre, hier auf dem Lande war ſie eine Schuldigkeit.

Er liebte eine reiche Wittwe bey Hofe, ſie heyrathete ihn und brachte ihm auch einen einträglichen Dienſt zuwegen. Sie war eine gute Haushälterin, damit war Sophronime gerettet. Seine Frau hies geitzig; ſie wiederſetzte ſich den gemeinen Mißbräuchen, und lies ſich ſchelten. Ihr Mann hatte das Herz, ihr nachzuahmen. Sie hatten Kinder, die ihre Sorgfalt und Liebe aufforderten; ſie ſparten als Eltern, und beobachteten dabey einen wahren Wohlſtand, als ehrliche Leute. Sie machten keine Schulden, zahlten alles baar, hielten ihr Geſinde wohl, thaten den Armen Guts, und erwieſen ihren Freunden ſo viel Höflichkeit: als es ihre Umſtände litten: ſie waren alſo in der That freygebig, ſie waren es aber nur bis auf einen gewiſſen Grad, wo dieſe Tugend keinen groſſen Schein hatte, weil dabey nichts übertriebnes und nichts ausſchweiffendes war. Vernünftige Leute muſterten ihre Haushaltung nach der Ihrigen. Prahler und Windmacher aber, fanden immer etwas daran auszuſetzen: Sie konnten ſolches wohl leiden, dann es iſt ein ſüſſer Vortheil Leuten zu mißfallen, deren Hochachtung man mehr zu fürchten als zu ſuchen hat. So-

phro-

phronime lebte alſo in einem glücklichen Wohlſtand; Sein Bruder aber gieng ganz andre Wege.

Dieſer, nemlich Bellander, nachdem er das Seinige durchgebracht hatte, lebte auf Borg. Seine Glaubiger trieben ihn von einem Ort zu dem andern. Er hatte Kriegs-Dienſte genommen, und einige Feldzüge mitgethan. So reich an Schulden, als Ehrentiteln heyrathete er eine Gräfin, die in gleichen Umſtänden war: ſie brauchten beyde hundert Ränke Gelder aufzunehmen. Die neue Schulden machten die andern vergeſſen, um ſich ſicher zu ſetzen, daß man beyde nicht unbeſcheiden ihm abfordern möchte, lies er ſich zu einem Grafen machen, und ſich dabey den Titul eines Generals geben. Es ſpendiren keine Leute beſſer, als die das Geld darzu borgen. Dieſes ſind die rechten Freygebigen, welche die ganze Welt auslachen. Ein Paar ſo hochgebohrnes Volck, welches ein gleiches Schickſal und gleiche Neigungen vereiniget, haben einen doppelten Verſtand, die Leute zu hintergehen. Was der Praſſer durchbringt, muß der Böſewicht ſchaffen.

Bellander irrte mit ſeinem vornehmen Weibe allenthalben herum. Allenthalben hieß es, daß der Graf wichtige Verrichtungen hätte: Allenthalben lebte er auf Unkoſten ſeiner Glaubiger. Wolte man ihn zur Zahlung anhalten,

ſo ſchützte er ſeinen Caracter vor; mahnte man ihn mit Höflichkeit, ſo ſchwur er aufrichtig, daß er nicht bey Geld wäre, und doch unterdeſſen Standesmäßig leben müſte. Drohete ein Glaubiger ihn zu verklagen, und nahm ſich dabey ein wenig Freyheit im Reden, ſo ſchmiß er ihn ohne Complimenten die Treppen hinunter. Wie es aber keine Möglichkeit war, eine ſolche Lebensart in die Länge, ohne die geringſte Einkünffte fortzuſetzen, ſo wuſten ſie endlich nicht mehr, wohin ſie ſich wenden ſolten. Sie nahmen alſo ihre letzte Zuflucht zu dem Bruder, dem in ihrem Sinn ſo ſehr verachteten und geitzig geſcholtenen Sophronime. Dieſer, der bisher ſeinem ſtoltzen Bruder mit zum Geſpötte gedienet hatte, ſolte ihn nun mit Weib und Kind bey ſich aufnehmen, und ihnen forthelfen. Er dachte nicht, daß Bellander ſo unverſchämt ſeyn würde, ihm wieder vor die Augen zu kommen, da er ihm ſelbſt noch eine nahmhaffte Summe ſchuldig war.

Was hatte Sophronime hier zu thun? Solte er ſich eines nichtswürdigen Bruders halben eine unglückliche Ehe mit ſeiner Frauen machen, welche ſich allem Beyſtand, die er ihm leiſten mögte, vernünftig wiederſetzte? Solte er den Nutzen ſeiner eignen Kinder der Betrachtung eines liederlichen Menſchen aufopfern: Solte er ſeinetwegen ſeine Ruhe, ſeine Ordnung, ſeinen guten Namen, ſeine Freunde, ſeine Gemächlichkeit, und ſein mühſam erworbenes Gut Preis geben? dieſes wäre wieder alle Gerechtig-

keit

keit. Die Laſter würden herrſchen und die Tugend der Gottloſen Sclave ſeyn. Sophronime glaubte demnach, daß das Band, womit er ſeiner Frauen, ſeinen Kindern und ſeinen Freunden verbunden wäre, viel genauer ſey, als dasjenige des Geblüts, welches weder ſeine Neigungen gewehlet, noch die Tugend geknüpffet. Er glaubte, daß er bey ſo geſtalten Umſtänden ſeinem Bruder nicht mehr als die allgemeine Chriſtliche Liebe ſchuldig ſey. Er ſchenckte ihm ſo viel, als er an einen andern Ort kommen konnte, und überlies ihn dem Schickſal, welches er ſich aus Muthwillen und Gottloſigkeit ſelber über den Hals gezogen hatte.

XX.

Der Witz.

oder

Abbildung des Philos und des Philint.

Wo viel Weisheit iſt, da iſt viel Grämens.

Eccl. I, 18.

Ich werde nicht viel Witz nöthig haben, um zu beweiſen, daß man glücklich ſey, wenn man keinen hat. Das Exempel zweyer Brüder wird genug ſeyn, um uns dieſer Wahrheit zu überzeugen.

Philos hat in der Welt ſein Glück gemacht, ohne daß er nöthig hatte, ſelbſt darzu etwas

mit

mit beyzutragen. Er hat ein ſchönes rundes Angeſicht. Die Geſundheit und das Vergnügen leuchtet ihm aus den Augen. Seine Geſtalt iſt dick, wohl unterſetzt, und etwas beſchwerlich in den Wendungen: Alles iſt bey ihm maſtig und ausgefüllt. Die Natur hat ihn recht zu einer Magiſtratsperſon erbauet: man kann nichts Verehrungswürdiger ſehen, als einen ſo wohlgehaltenen Kopf in einer wohlgepuderten langen Staatsperucke.

Philos war von Jugend auf ein gutes Kind; ſtill, beſcheiden, ruhig, ohne Liſt, ohne Bosheit: Er machte keine groſſe Anſchläge; er mengte ſich in keine Weitläuftigkeiten. Er hatte nichts ausſchweiffendes, nichts übertriebenes, nichts ſchalckhafftes. Die gröſte Mühe war ihm etwas beyzubringen. Seine Lehrmeiſter arbeiteten vergebens. Kaum daß er leſen und ſchreiben lernte; wegen den Wiſſenſchafften mochte man thun was man wolte, er begriff davon nichts; die Natur wuſte vorher daß ihm doch alle dieſe Dinge dermahleinſt nichts nutzen würden. Warum ſolte er ſich damit den Kopf verbrechen, und ſolchen mit allerhand Grillen anfüllen, die zu nichts dienen, als einem das Leben verdrieslich und unruhig zu machen? Sonſt redete er ſeine Mutterſprache ziemlich gut: Er war auch mit gleicher Fertigkeit in denen Leibesübungen des jungen Adels geübet; Er ſas gut zu Pferd und wuſte wie man einen Haaſen auftreiben ſolte. Er war dabey ein Haushalter, und liebte keine

groſſe

groſſe Geſellſchafften. Wenn er die Beluſtigungen nicht vor ſeinen Füſſen fand, ſo gab er ſich nicht die Mühe ihnen viel nachzulauffen: Seine Leidenſchafften waren ſo hefftig nicht. Die Liebe quälte faſt niemals ſein ruhiges Gemüthe. Er überlies ſeiner Mutter die Sorgfalt für ihn eine Frau zu erkieſen: ſie that ſolches zu ſeinem gröſten Vortheil. Philos iſt der beſte Mann von der Welt: er hat ſeine Frau ſo lieb wie ſeine Pferde und ſeine Jagdhunde. Dieſe Gattung von Liebe hat nichts beſchwerliches. Seine Ehe iſt überaus glücklich: die Früchte davon ſind liebenswürdig. Vier wohl ausgeſtopfte geſunde Kinder gauckeln um den vergnügten Vater, und um eine in ihre Geburten verliebte Mutter herum. Das gantze Hauß iſt von dem Ueberfluß und dem Segen einer ſo beglückten Familie angefüllt. Dem Philos mangelte nichts mehr, als ein Rang. Bey Hof ſchien ihm derſelbe etwas zu unruhig zu ſeyn. Er kaufte ſich deswegen einen Platz in der Regierung der Provintz: er verſiehet darinnen die Nothdurfft mit allen Ehren. Seine Ausſprüche ſind ſehr natürlich; er faſſet alles kurtz. Es kommt hier meiſtens darauf an, daß man eine Sache entſcheidet. Er iſt darinnen ſehr glücklich, denn weil er nicht alles ſo genau unterſuchet, ſo koſtet ihm ein Urtheil nicht viel Mühe.

Einsmahls verklagte einer ſeinen Schuldmann: dieſer kam, nachdem er war vorgefordert worden. Er hielt eine lange Rede, um ſich zu entſchuldigen. Philos wurde darüber,

wider ſeine Gewohnheit ungedultig. Er fragte den Beklagten: Seyd ihr dem Kläger ſchuldig? Jener antwortete mit ja. Nun, ſo zahlt ihn ins T · · Namen, war Philos Beſcheid, was ſoll das viele Gewäſch? damit ſtund er auf, und ſein Amtſitz hatte ein Ende. Man dencke nur wie hurtig, die Proceſſe zu Ende lauffen würden, wenn der ſchädliche Witz der Rechtsgelehrten ſich zu ſo natürlichen Schlüſſen herunter laſſen würde. Ein glückliches Ungefehr, vermiſcht mit ein wenig Vernunft, hilft ihm allenthalben durch. O Philos! wie vortrefflich iſt dein Zuſtand! wie glücklich biſt du, daß du nicht viel Witz haſt.

Philintes, der jüngſte Bruder des Philos, hat weder ſolche Eigenſchaften, noch ein ſolches Glück. Er hat ein edles Weſen, lebhaffte Augen, eine erhabene Naſe, ſtarcke aber wohl formirte Lefſzen, einen ſchlancken wohlgewachſenen Leib, ſehr angenehme und höfliche Geberden; nichts niederträchtiges, nichts unanſtändiges. Sein Verſtand iſt ungemein; er beſitzt eine tieffe Einſicht in allen Wiſſenſchafften. Er verſtehet Griechiſch, Lateiniſch und die vornehmſten Europäiſchen Sprachen. Er kennet die beſten Schrifftſteller der alten und neuern Zeiten. Seine Auffſätze ſind voll des feinſten Witzes: Er weiß allen Sachen eine artige Wendung, eine gewiſſe ſinnreiche Anmuth, und ein gründliches Weſen zu geben. Mit einem Wort, er hat alle groſſen Eigenſchafften, die einen Mann können empor heben und bewundern machen. Sein

Glück

Glůck war Anfangs nicht mittelmåßig. Er zeig-te ſich nicht ſobald bey Hof, ſo brachte er ſich die Hochachtung kluger und verſtåndiger Leute zuwe-gen. Der König ſelbſt ſchenkte ihm ſeine Gunſt und brauchte ihn zu den wichtigſten Verrichtun-gen; Allein, ſein groſſer Geiſt machte andere klein. Die Eigenliebe der Menſchen ſiehet nicht gern dasjenige an andern, wodurch ſie ſich ſelbſt will gelten machen. Das ſchlimmſte fůr den Philintes war, daß er nicht allein einen verſtån-digen, ſondern auch einen redlichen Hoffmann abgab; er zeigte andern ihre Fehler, indem er ſich derſelben enthielte; ſeine Tugenden wurden alſo ein Vorwurff der Aergernis, woran ſich die Laſter ſtieſſen. Philintes entdeckte bald die heim-liche Rånke, womit der Fůrſt von ſeinen vor-nehmſten Råthen hintergangen wurde: er be-merkte, wie ſie denſelben durch ihre eigennůtzige Rathſchlåge in die verwirrteſte Håndel mit ein-flochten, und niemahls von einer Sache recht grůndlich unterrichteten. Er ſuchte ihn deswe-gen auf die Erkenntnis ſeines wahren Nutzens zu bringen. Dieſes war nicht klug. Man hålt ſich allezeit beſſer mit den Miniſtern, als mit dem Herrn: ſie können einen wieder in Gnaden bringen, wenn man das Unglůck hat daraus zu fallen; an ſtatt daß ſich niemand unſrer annimt, wenn man jene beleidiget hat. Die Klugheit des Philintes muſte hier den Regungen ſeines guten Herzens weichen. Man ſieht daraus, daß ein Menſch der viel Verſtand hat, noch un-glůcklicher wird, wann er dabey auch redlich iſt. Es wåhrte nicht lang, ſo wurde Philintes fůr

einen unruhigen, eigenſinnigen und gefährlichen Menſchen gehalten. Man liebt nicht die Leute bey Hof, die ſich in alles mengen, und alle Geheimniſſe der erſten Staatsköpffe ausklügeln wollen. Einige ſuchten den Philintes in ihre Banden mit einzuziehen, und ihn an eine von ihren Töchtern oder Anverwandten zu verheyrathen. Allein Philintes, den nichts als Verdienſte und wahre Annehmlichkeiten rühren konnten, heyrathete eine Perſon auf dem Lande, die ſo unvermögend, als Liebenswürdig war. Sehet hier abermahls einen groben Fehler, der von ſeiner guten Gemüthsart herrührte. Eine Frau zu nehmen die kein Geld und keinen wichtigen Anhang hatte; kann man dieſes wohl einem Hofmann verzeihen! Philintes ſelbſt hatte keine groſſe Einkünffte, und ſeine Beſoldungen giengen mit ſeinem Aufwand drauf. Er war ein ungemeiner Kenner von allen raren Kunſt- und Natur-Sachen. Er liebte die Muſick, die Pferde, die Gärtnerey. Kleider, Haußrath, Geſchirr, alles war ausgeſucht, nett und ins Auge ſpielend. Er hielt offene Tafel, man aß bey ihm gut, die Weine waren von dem beſten. Man lebte bey ihm ohne Zwang. Hier gab es öffters Feſte des Apollo für die Gelehrten; hier ſah man die Weisheit der lacedemoniſchen Mahlzeiten mit der ſinnreichen Schwelgerey des Petrons vereiniget; alles ſchmeckte hier nach einer mäßigen Wohlluſt und nach einem feinen Witz. Das ſchlimmſte war, daß dabey viel Geld aufgieng. Der König ſtarb. Deſſen Nachfolger, welcher ſeine Erziehung von einem

Men-

Menſchen bekommen hatte, der dem Philintes nicht gewogen war, ſchaffte ihn ab. Dieſer Fall war ſchnell; Philintes hatte ihn nicht voraus geſehen. Er wurde ein Spiel der Nachſtellungen ſeiner Feinde. Er muſte aufbacken, und fortwandern. Er kam alſo von Hof zurück, wie Boileau ſagt:

Triſte, à pied, ſans laquais, maigre,
ſec, ruiné.

Traurige Vortheile eines groſſen Witzes. Hätte Philintes nicht mehr Geiſt, als ſein Bruder gehabt, ſo wäre er gewiß nicht ſo unglücklich worden. Ein gemeines Glück iſt nicht für groſſe Leute; ſie treiben ſich durch ihren Verſtand und durch ihre Wiſſenſchafften in die Höhe; der Neid aber, und die Verfolgung ſtürtzet ſie nicht ſelten wieder herunter.

In der Kirche iſt ein groſſer Witz eben ſo gefährlich als bey Hof. Er macht lauter Ketzereyen. Man unterſucht die Religion. Man unterſcheidet darinnen was wahr und was göttlich iſt; und was hingegen die Cleriſey und der Aberglaube darzugeſetzet haben. Dieſes iſt ein frevelhaffter Vorwitz. Man kommt hinter die Geheimniſſe der Päbſte. Man findet ihre Macht in allen vier Theilen der Welt ausgebreitet. Sie beherrſchen ſolche unter allerhand Geſtalten, auf dem Dorf, wie zu Rom; in Tunqin, wie zu Goa. Thut man nicht wohl, daß man den Witz excommuniciret, um gemächlich zu glau-

ben? Thut man nicht beſſer, man hält es mit der Conſtitution, als daß man die Ehre ſeiner Einſichten auf Unkoſten einer fetten Pfründe behauptet? Iſt es nicht beſſer, daß man ſich der Kirche unterwirft und dabey gemächlich lebet, als daß man mit einem Kopf voller Witz, und einem leeren Beutel im Elend herum wandert? O wie ſchön, wie ſüß iſt es nicht, die dem Altar geweyhte Opfer in den ſchönſten Palläſten und an den beſten Tafeln zu genieſſen! Nein, laſſet uns den ſchädlichen Witz verbannen, und unſer Leben einer glückſeligen Unwiſſenheit wiedmen.

XXI.

Der Poet.

Ille oculos geſſit ſub pectore nobile monſtrum,
Hinc facies oculos non tulit illa ſuos
Omnia qui vidit terramque hominesque Deosque
Omnia qui potuit cernere; cœcus erat,

Heinſius de Homero.

Ein auſſerordentlicher Witz iſt insgemein mit ein wenig Aberwitz begleitet. Dieſes hatte ſchon Ariſtoteles zu ſeiner Zeit beobachtet. Er ſelbſt war bey ſeiner Weltweisheit nicht ſicher vor kleinen Ausfällen, wann er ſich mit ſeinen Ringen zierte, und ſich einbildete mit ſeinen dünnen Waaden einen galanten Mann vorzuſtellen. Von den Cynickern und andern phi-

philoſophiſchen Fantaſten nichts zu gedenken. Ich will hier nur allein von den Poeten ſprechen.

Selten daß man unter ihnen Leute findet, die nicht ein wenig neben ausſchweiffen; und ſolte es auch nur in gewiſſen Geberden, in der Art ſich zu kleiden, oder in andern kleinen Auszeichnungen beſtehen. Sie haben einmahl etwas poetiſches, das von der gemeinen Bahn der Dinge abweichet, und nicht natürlich iſt. Ein Menſch der immer auſſerordentlich denket, und noch darzu ſeine Gedanken auf eine beſondere Art in gewiſſe Sprünge und Reimen ſetzet, der muß nothwendig eine überaus ſtarke Vernunft haben, wenn ſeine Lebhaftigkeit und das Feuer welches ihn entzündet, nicht ein wenig neben ausflattern ſoll.

Die Poeten haben dem menſchlichen Witz die gröſte Annehmlichkeit und Stärke gegeben. Sie haben aber auch zugleich die närriſchen Fabeln und die gröſten Lügen erdacht: Sie haben das Alterthum mit heilloſen Göttern erfüllet, und die gröſten Tyrannen zu Helden gemacht: Sie haben ihre Neigungen und Thorheiten unter lauter Namen von Tugenden vorgeſtellt: Eine ſchmutzige Schäferdirne in eine Nymphe, und ein albernes Bürgermädgen in eine Huldgöttin verwandelt. Sie machten den gröſten Böswicht um ein Geſchenk zum Heiligen, und entweyhen aus gleicher Urſache das Heiligthum ſelbſt: Sie ſchreiben Pſalmen und Quodlibete, und beſudeln eben daſſelbe Pappier, wo ſie von geiſtlichen

Dingen handeln, mit den abſcheulichſten Unflätereyen, wie Rosſeau. Sie ſchreiben vor alles und gegen alles, wie ihnen die Sachen einſchieſſen, oder wie man ſie deswegen bezahlet. Alle Begebenheiten, alle Vorwürfe werden von ihnen übertrieben. Alle andere Wiſſenſchafften ſind beſchäfftiget Wahrheiten zu entdecken; Die Dichtkunſt allein nähret ſich mit Lügen. Plato wolte deswegen die Poeten aus einer wohlbeſtellten Republic verwieſen haben. Auguſtinus verglich ſie denen Trunkenen, und Hieronymus denen Mäuſen, die andern Leuten das Brod nagen:

Vivunt carmine inſani poetæ,
Si nugas adimas fame peribunt.
His mendacia ſunt opes & aurum,
Fingunt quæque volunt putantque palmam
Mentiri bene glorioſiorem.

Solte man aber deswegen eine ſo hohe Kunſt verachten, weil ſie von unverſchämten Menſchen mißbrauchet wird? Was vermag ſolches Virgil und Horatz, daß ſie ſo ſchlechte Nachfolger haben.

Die ganze Welt iſt heut zu Tage voll Poeten. Man ſehe nur wie ſie um die Gräber der Verſtorbenen raſen, wie ſie die Hochzeiten mit ihren Brautliedern verunreinigen, wie ſinnreich ſie läſtern, und wie niederträchtig ſie loben.

Doch

Doch ich rede hier nur von den hungrigen und brodloſen Poeten, die mit ihrer Leyer gleichſam hauſiren gehen, wie Günther ſagt, und eine ſchändliche Betteley treiben.

Es giebt auch noch eine andre Art von Poeten, deren Einfälle man mit Vergnügen lieſet, die aber dabey im Umgang unerträglich ſind. Man muß ſie nicht kennen, wann ſie gefallen ſollen; ſobald man ſie ſiehet, ſo verlieret man für ſie alle Hochachtung. Ich habe Poeten gekannt, die ſo dickblütig und traurig waren, daß es ſchien, als ob ſie keine drey Wörter hervor bringen könten. Andre im Gegentheil lieſſen ihren ſogenannten bel Eſprit ſchwermen, und niemand anders zum Wort kommen; noch andre ſind ſo abſcheuliche Fantaſten, daß ſie ſich einbilden, die ganze Welt müſte von nichts als ihren Gedichten reden. Man iſt nicht ſobald mit ihnen in Geſellſchafft, ſo betäuben ſie einem damit die Ohren, indem ſie ſolche ſelbſt mit einer entzückten Art herſagen, und alles, was ſie darinnen beſchreiben, einem lebendig vorgauckeln. Man hüte ſich ja etwas daran auszuſetzen, wo man nicht will, daß man eben die Begebenheiten mit ihnen haben ſoll, wie der Miſantrope bey dem Molliere. Zweyerley Leute muß man ungeſcholten laſſen, wenn man keine Verdrießlichkeiten haben will, nemlich die Pfaffen und die Poeten. Ich verſtehe aber darunter nur ſolche, die um den Lohn heucheln und ſchmeicheln, oder ſchmähen und läſtern, und die bey allen Geburts-Fällen, Heyrathen, Beförderungen und Leichen-

chenbegängniſſen ihre hungerige Muſe ſpielen laſſen.

Ein ſchöner Geiſt, den die Poeſie belebet, reimet nur der Tugend und der Wahrheit zu Ehren. Ein edles Feuer lodert in ſeiner Bruſt und treibet deſſelben Flammen himmliſch empor. Weil er erhaben denket, ſo kann er nicht niederträchtig ſchreiben. Der Glanz einer Krone verblendet ihn nicht, ſiehet er ſolche auf dem Haupt eines Tyrannen, oder eines untüchtigen Regenten, ſo wird ſich ſeine Muſe nie ſo weit herunter laſſen, ihm zu Ehren ein Heldengedichte zu ſchreiben. Siehet er aber einen Friedrich auf dem Thron, der zugleich ein Weiſer und ein Held iſt, ſo vereinigen ſich in ihm alle Triebe, deſſen hohes Lob zu beſingen, und denſelben andern groſſen Häuptern zum preiswürdigen Exempel vorzuſtellen. Die Majeſtät, ſo groß ſie auch immer iſt, ſchrecket ihn nicht ab, ihn hochzuachten, und zu lieben; ja dieſes noch darzu ihm, wie der Herr von Voltaire dem König von Preuſſen, zu bekennen. Das Glück macht die Könige, die Tugend aber die Helden und Weiſen. Wer jenes knechtiſch erheben kann, der kennet den Werth von dieſen nicht.

Warum erhält ſich die Muſe des Herrn von Voltaire nicht immer in dieſer edlen Hoheit? Warum verfällt ſie in die Niederträchtigkeit, auch Friedriche zu finden, wo ſie nicht ſind? Warum lobet ſie ohne Unterſcheid alles, was ihr einigen Vortheil verſpricht? Warum läßt ſie

all-

allzuruhmſüchtig diejenigen Lobeserhebungen drucken, mit welchen ſie ſelbſt der groſſe Friedrich beehret hat?

Wie ſehr ſind doch die Gaben des Verſtandes von den Gaben des Gemüths unterſchieden. Der Herr von Voltaire wäre allzugroß, wenn er beyde in einem gleichen Grad beſäſe, und eben ſo viel Beſcheidenheit hätte, als Witz, ſchön zu denken und ſchön zu reimen.

XXII.

Die ſcheinheilige Frau.

Decipes alios verbis vultuque benigno.

Mart.

Neulich fiel die Frage vor: Ob ein Mann unglücklicher ſey, wann er eine verliebte, oder eine zänkiſche, oder eine ſcheinheilige Frau habe? Eraſt war der Meynung, die erſte ſey unter dieſen am erträglichſten; weil der Mann noch zu gewiſſen Zeiten von der gefälligen und aufgeräumten Gemüthsart ſeiner Frauen einigen Genuß hätte, folglich in ſeinem Eheſtand doch manche Annehmlichkeiten, welche eine Frau von einem ſo gütigen Hertzen mit ſich führte, ihm könnte

könnte empfinden machen; die ſogenannten Lieb-haberinnen, fuhr er fort, ſind insgemein ſolche Weibsbilder, die nicht leicht verdrießlich werden, ſondern ſich befleiſſen bey jedermann durch ihre Gefälligkeiten ſich angenehm, und vergnügte Stunden zu machen. Da im Gegentheil eine zänkiſche Frau, wenn ſie auch ſonſt alle gute Ei-genſchafften von der Welt beſitzet, doch einen ehrlichen Mann keinen Tag in Ruhe läſſet, ſon-dern ihn bald über dieſes, bald über jenes Sand-körnchen, das ihr in Wege kommt, zur Rede ſetzet. Der Mann iſt dabey nicht Herr in ſei-nem Hauſe, und muß ſich immer ängſtigen, wenn ungefehr ein paar gute Freunde bey ihm zuſpre-chen, oder wann er ſich ſonſt eine Veränderung machen will. Hat er einmahl einen guten Dienſt-boten, ſo jaget ſie ihn mit ihrem ſteten Keiffen und Schelten wieder zum Hauß hinaus. Bey Tiſche läſſet ihm das zankſüchtige Weib keinen Biſſen ruhig hinunter ſchlucken. Ihr unauf-hörliches Hadern macht ihm auch den beſten Wein zu Eßig und Galle. Mit einem Wort, beſchloß Craſt, ein zänkiſches Weib iſt das gröſte Uebel, ſo einem ehrlichen Mann in der Welt zuſtoſſen kann.

Ich bin zwar ihrer Meynung, erklärte ſich darauf Organt; allein ich halte doch das Uebel noch gröſſer, wann auch die Scheinheiligkeit ſich zu der Zankſucht geſellet. Ich habe davon ein Exempel erlebet, welches ich erzehlen will.

Melton, ein Edelmann, der viele Mitteln be-

ſas,

ſas, und von einem ſtillen und eingezognen Weſen war, konnte ſich lange nicht entſchlieſſen, zu heyrathen. Die Schönen ſchienen ihm allzu eitel und ausſchweiffend zu ſeyn. Er liebte die Ordnung und die Ruhe. Er fürchtete ſich vor nichts mehr, als vor ſolchen Weitläufftigkeiten, davon ihm faſt alle Haußhaltungen der Verehligten traurige Beyſpiele zeigten. Sein Beichtvatter, ein andächtiger Mann, wann je einer war, ſprach ihm unterdeſſen öffters von dem Seegen und der Glückſeligkeit des Eheſtandes. Melton hielt ihm die Erfahrung entgegen: er ſagte, daß man allzuwenig glückſelige Ehen entdeckte; daß ein ehrlicher Mann allzuviel wagte, wenn er ſich entſchlöſſe, eine Frau zu nehmen, und endlich, daß er mit ſeinem Zuſtand zufrieden lebte. Ja, erinnerte der fromme Mann, ein ſolches Leben aber himmelt nicht. So muß man ſich alſo entſchlieſſen, erwiederte Oront, eine Frau zu nehmen, um durch Creutz und Leiden in den Himmel zu kommen? Ich ſage dieſes nicht, erklärte ſich der Geiſtliche: Man muß ſich im Heyrathen vorſehen. GOtt hat ihnen ein ſchönes Vermögen gegeben, ſie können damit ein frommes Kind glücklich machen, und zugleich mit ihr ein GOtt wohlgefälliges und vergnügtes Leben führen. Wie, ein frommes Kind! unterbrach Oront. Wiſſen ſie ein ſolches? Der Geiſtliche nannte hierauf die junge Gellia. Sie war ein Exempel der Eingezogenheit und der Frömmigkeit, ſie verſäumte keine Kirche, ſie richtete die Augen darinnen nur nach der Canzel und nach dem Altar, ſonſten ſchlug

ſie

ſie ſolche immer aus Blödigkeit nieder, und ſahe keinen Mannsmenſchen nicht an. Sie hatte ſich dem Cloſter gewidmet, und wenn man ihr vom Heyrathen ſprach, ſo jagte die Schamhaftigkeit ihr alles Blut ins Angeſicht. Ihr Zuſtand hatte ihr die Beſcheidenheit, und ihre Verſtellung den Schein der Tugend beygeleget. Sie hatte keine Mitteln, und lebte nur von der Gnade eines ihrer nahen Anverwandten. Gewiſſe Leute, die eine beſondere Freude haben, Heyrathen zu machen, brachten mit Hülfe des Beichtvaters den Oront und die Gellia zuſammen. Sie wurden ein Paar. Gellia war gleich im erſten Jahr mit allerhand Fantaſien herum getrieben. Bald ärgerte ſie ein nackendes Bild, welches ihr Mann unter ſeinen Schildereyen hatte, und welches er ſeiner züchtigen Frauen zu gefallen, muſte weg thun laſſen. Bald war ihr die Muſick zuwider, welche ihr Mann liebte. Bald erklärte ſie alle Leute, die eine Carte in die Hände faßten, für unwiedergebohrne; bald machte ſie ſich gar einen Scrupel daraus, einer gewiſſen Luſt in dem Eheſtand zu genieſſen, weil ſie gar zu empfindlich wäre; doch dieſe letzte Betrachtung verurſachte, daß ſie ſich dem alten Gebrauch unterwarf. Im übrigen aber erklärte ſie alle Luſt für ſündlich und böſe. Ihr Mann war bey ihr nur ein natürlicher Menſch, der von der Wiedergeburt noch nichts wuſte. Wie er ſich auch aus Gefälligkeit für ſie erklärte, ſo traf er es übel. Sie liebte alle Menſchen, nur ihren Mann nicht. Er konnte es ihr in nichts recht machen. Gieng er aus, ſo war er zu weltförmig;

mig; blieb er zu Hauß, ſo ſtörte er ſie in ihrer Andacht. Bat er gute Freunde zu ſich, ſo waren es Weltkinder, die nur ſündliche Geſpräche führten. Sie wolte nur mit geiſtlichen und frommen Seelen umgehen, und durch ſie ihren Mann catechiſiren laſſen. Eine ſolche gezwungene Frömmigkeit vertrieb endlich alle Ruhe, alle Freude, alle Ordnung aus dem Hauß. Gellia bekümmerte ſich um nichts: ſie nahm lauter andächtige Schweſtern und Brüder zu ihrem Geſinde: Dieſe hatten wieder andre Schweſtern und Brüder, denen ſie gutes thaten. Niemand ſorgte, wo das Geld herkam. Melton liebte den Frieden, und ließ ſeine Frau machen, was ſie wolte. Er wurde ein Spiel ihrer Fantaſien, und ein Märtyrer einer falſchen Andacht. Sein groſſes Vermögen verſchwand, ohne daß er wuſte wie es zugieng. Er wolte deswegen ſeiner Frauen einreden, ſich der Haußhaltung beſſer anzunehmen; allein, ſie war bekehrt, und warf ihm vor, daß er nur den Mammon für ſeinen GOTT hielt. Der ehrliche Mann wuſte nicht, wie er daran war; er wolte gleichwohl auch nicht den Namen haben, daß er keine Religion hätte. Nein, er war in der That fromm; ſeine Frau mißbrauchte ſeiner Gutheit: ſie verdarben beyde. So großmüthig ſie auch das Geld verachteten, ſo konnten ſie doch ohne Geld nicht leben: ſie muſten alſo ihre Güter verſetzen; dieſes war nicht genug: Sie borgten als gute Chriſten, und hörten auf ehrliche Leute zu ſeyn, indem ſie nicht bezahlten.

Wir

Wir haben hierbey zwey Anmerckungen zu machen: 1) Ein Frauenzimmer, welches von armen Eltern gebohren, und niemahls gewohnt iſt, eine Haußhaltung zu führen, pflegt insgemein unfähig zu ſeyn, ein groſſes Gut zu verwalten, wenn ſie durch eine reiche Heyrath darzu gelanget. Sie hat keine Begriffe von der Art, wie man eine Eintheilung macht: wie man etwas verwahret, ſchonet, aufhebet, und nützlich anwendet: ſie weiß nicht, wie man die Ausgaben mit den Einnahmen vernünftig überſchlagen, die eine mit der andern abmeſſen, und den Wohlſtand eines Hauſes beſorgen muß; ſie iſt dabey nicht hergekommen. Ihre Eltern lebten von Hand zu Mund: hatten ſie viel, ſo verthater. ſie viel; hatten ſie nichts, ſo behalffen ſie ſich wie ſie konnten. Dieſes giebt ſchlechte Haußhälterinnen. 2) Die zweyte Anmerckung iſt dieſe: Eine falſche Andacht, welche die Einbildung mehr mit einem geiſtlichen Hochmuth, als das Hertz mit Einfalt und Demuth erfüllet, macht nichts als Unruhe, Verwirrung und Zwietracht in der menſchlichen Geſellſchafft.

GOtt iſt ein GOtt der Ordnung, und wie er alles durch Mitteln regieret, ſo will er auch, daß der Menſch in allem ſeinem Betragen ſich darnach richten ſoll. Er verlangt von uns keine andre Andacht und Frömmigkeit, als die mit dieſer Ordnung übereinſtimmet. Wer ſich einbildet, GOtt werde in Betrachtung der geiſtlichen Uebungen, denen er ſich ergiebet, und darüber er das Zeitliche verſäumet, die natürliche

Folgen dieſer Verſäumnis verändern, und alſo ſeinetwegen auſſerordentlich wircken, der macht ſeine geiſtliche Uebungen zu einer Art des Verdienſtes; der erwartet von GOtt, daß er ſeinetwegen den Lauff der Dinge unterbrechen und Wunder thun ſoll. Er führet GOtt in Verſuchung und zeigt ſeinen Unglauben indem er vermeynet glaubig zu ſeyn. Der Seegen, den wir von GOtt erwarten, ſetzet Mitteln voraus, die wir anwenden müſſen, etwas, das wir wollen, zu erhalten. Und wenn auch GOTT in Anſehung unſrer auſſerordentlich zu wircken ſcheinet, ſo geſchiehet ſolches doch nach der beſtändigen Ordnung, mit welcher ein Ding auf das andre wircket, ohne daß die Menſchen es begreiffen können, wie es damit zugehet. Wir ſind deswegen auf Mitteln gewieſen, und dieſer allgemeinen Ordnung unterworffen. Bitten wir GOtt um etwas, ſo bitten wir ihn zugleich um die Mitteln. Nicht, weil GOtt nach ſeiner Allmacht nicht alles wircken könnte, ſondern weil er nach ſeiner Ordnung nicht will. (*)

XXIII. Der

(*) Siehe freye Gedancken. II. Sammlung, das 5te Stück: Die beſte Welt.

XXIII.

Der Geiſtliche.

Wir fehlen alle mannigfaltig. Jac. 3, 2.

Laſſet uns ein wenig die Sprache der Frey-geiſter entlehnen, und hören, was ſie an den Geiſtlichen auszuſetzen haben. Wir werden ſehen, ob ihre Anmerckungen, ſo anzüglich ſie auch immer ſeyn mögen, dem äuſ-ſerlichen Kirchenweſen können nachtheilig ſeyn. Sie meynen, ſie könnten keine beſſere Proben ihres Witzes zeigen, als wann ſie Leute lächerlich machen, die uns zur Wahrheit leiten und in dem Chriſtenthum unterrichten ſollen.

Sie ſagen, der Hochmuth ſey der Geiſtlichen ihre Hauptneigung: Siehet man nicht, führen ſie zum Beweiß an, daß ihre gantze Sorgfalt dahin gehet, um ſich vor andern Menſchen zu erheben und bewundern zu machen. So bald hat einer nicht ein paar Leichenpredigten drucken laſſen, ſo lieſet man ſchon die wunderbare Ge-ſchichte ſeines Lebens. Man lieſet, wie der Herr Vater und die Frau Mutter, als ehrſame Hand-wercksleute, ihr liebes Söhngen, wegen beſondrer an ihm verſpürten Gaben, auf Unkoſten der ge-meinen Liebe, zur lateiniſchen Schule gehalten. Dieſes giebt nun Gelegenheit, die auſſerordent-lichen Führungen GOttes zu beſchreiben, wie der-

derſelbe auf die hohe Schule, darauf zur Pfarre und zugleich zu einem Weib gekommen ſey; dergeſtalt, daß er im Zeitlichen, wie die Kirche im Geiſtlichen wäre verſorget worden. Hier giebt es nun freylich allerhand Gloſſen, welche eben nicht gar erbaulich ſind.

Solte man ſagen, daß dieſe Anmerkung etwas zu bedeuten hätte; allerdings, ſagen ſie, man erkennet daraus den geiſtlichen Hochmuth mehr als zu viel. Ein Menſch, der ſo viele Sorgfalt anwendet, ſeinen noch unbeſchloſſenen Lebenslauf der Welt mitzutheilen, der muß nothwendig groſſe Meynungen von ſeiner eignen Vortrefflichkeit hegen: Er muß etwas wichtiges vorſpiegeln wollen. Dieſes iſt Hochmuth. Wie kann aber ein Hochmüthiger andern die Demuth lehren, welche mit zum Grund des Chriſtenthums gehören? Ein Hochmüthiger iſt insgemein auch ein Zänker. Er verwirret die Kirche, den Staat und das Volk, ehe er etwas in ſeinen Meynungen und Lehrſätzen ſolte nachgeben. Wer ihm wiederſpricht, iſt ein Irrgläubiger, ein Schwermer, wo nicht gar ein Ketzer, ein Atheiſt: Leute, die mit Feuer und Schwerdt müſſen vertilget werden.

Was haben die Freygeiſter noch weiter zu erinnern? Ein den Geiſtlichen nicht weniger eignes Laſter, ſagen ſie, iſt der Geitz. Durch Geld kann man ſie reden und auch ſchweigen machen:

chen: Sie lauffen um einträgliche Dienſte: und wann es darum gilt, daß ſie ſollen befördert oder anderwärts hinberuffen werden, ſo rechnen ſie genau aus, was die Pfarre mehr oder weniger auswirfft, und darnach ſchätzen ſie den ſogenannten göttlichen Beruf, ob ſie ihm folgen ſollen oder nicht. Dieſe Beſchuldigung mag bey vielen, wo nicht den meiſten, wohl einigen Grund haben. Allein warum ſolte den Geiſtlichen nicht ſowohl erlaubet ſeyn, ihren Zuſtand zu verbeſſern als andern Leuten auch. Doch ich kenne Geiſtliche, die nicht ſo eigennützig denken und die bey einem ſich ereigneten Beruf ihre Betrachtungen vornemlich auf die reinen Pflichten eines evangeliſchen Lehrers gerichtet haben.

Ueberhaupt ſehe ich nicht, daß die Geiſtlichen dem Geitz mehr als andre Leute ſolten unterworffen ſeyn: Sie hinterlaſſen insgemein nichts, als Kinder und Bücher. Dieſes zeiget nicht einmal eine Sparſamkeit, geſchweige einen Geitz. Viele geben reichliche Allmoſen, viele bekümmern ſich gar nicht um ihre Haushaltung, um ihrem Amt deſto ſorgfältiger abzuwarten; viele vertiefen ſich auch zu ſehr in den Büchern, und laſſen Weib und Kinder hauſen, wie ſie wollen. Viele eſſen und trinken gerne etwas gutes, und bringen mehr durch als der Altar einträgt. Fürwahr hier finde ich wenig Kennzeichen vom Geitz; allein von dem lieben Ehrgeitz

geitz kann man ſie ſo leicht nicht freyſprechen.

Viele, welche die Fehler ihres Nächſten beſſer einſehen als ich, behaupten, daß öffters auch der demüthigſte Prediger noch einen heimlichen Pabſt unter ſeinem Mantel verborgen trüge. Ich kann ſo verwegen nicht urtheilen; allein dieſes will ich nicht völlig in Abrede ſeyn, daß wenige Geiſtlichen ſeyn mögen, denen der Satan nicht mit ſtarken Anfechtungen von dieſer Seite zuſetzen ſolte. Es gehet dieſes ganz natürlich zu. Ein Mann, der auf einem erhabenen Lehrſtuhl ſeine Wiſſenſchafften mit einer prächtigen Art an das ganze Volk bringen kann: Der ſich faſt von jedermann verehren und bewundern ſiehet: der einen Schiedsrichter über die wichtigſten Fragen, welche die Seligkeit betreffen, abgiebt; und einem, wie man zu reden pflegt, ſo leicht den Himmel öffnen, als verſchlieſſen kann. Einen ſolchen Mann koſtet es fürwahr allzuviel, beſcheiden und demüthig zu ſeyn. Ich verzeih es ihnen, wann ſie ſich nicht gar in weltliche Händel mit einflechten und den Staat ſowohl als die Kirche reformiren wollen.

Man ſage mir nichts von ihrem Handwerks-Neid, wann einer eine beſſere Stimme und mehr Zuhörer hat, als der andre. Dergleichen

öffentliche Vorzüge ſind ſchwer zu erdulden. Es iſt eine Art der Verſchmähung für einen ſittſamen Geiſtlichen, wenn man ihm nicht gleiche Aufmerkſamkeit und Ehrerbietung erweiſet als denen groſſen Rednern, welche die Plätze in den Kirchen, worinnen ſie predigen, vertheuren, mittlerweile daß andre die Stühle in ihren Kirchen leer und unwerth machen. Dieſe Verachtung muß einem ehrlichen Mann allerdings ein wenig empfindlich ſeyn: Sie ſind Menſchen, und wer kann mit einem gleichgültigen Weſen ſeine Gaben ſo verachtet ſehen.

Alle übrige kleine Gebrechen, die man etwan noch die Geiſtlichen beſchuldigen könte, ſind Fehler, die ſie auch mit andern Menſchen gemein haben. Die ſchädlichſten unter ihnen ſind die Zänker: Dieſe verwirren durch ihre Streitfragen der Religion, und ſtören dadurch die gemeine Ruhe. Folget aber daraus, daß man nach dieſen wenigen alle andre beurtheilen müſſe? Giebt es nicht auch treue und wohlmeynende Hirten unter ihnen, welche redlich in die Sachen eingehen, ſich ſelbſt zum Vorbild ihrer Heerden ſtellen und durch Lehren und Ermahnungen in der Kirchen viel Gutes ſtifften? Geſchiehet dieſes gleich bey mancherley Schwachheiten und bey einem nicht allemal zum beſten eingerichteten äuſſerlichen Gottesdienſt, ſo hafftet bey mir doch keine Art des Zweiffels, daß ſie nicht denjenigen GOTT, deſſen Rechte ſie lehren, und der Herzen und Nieren prüft, auch

auch mit Aufrichtigkeit meynen und auf Chriſti Befehl, wie Petrus ſeine Schaafe weiden ſolten. Die Früchte zeigen, wes Geiſtes Kinder ſie ſind; und die Wirkung, die ſich bey frommen Lehrern an ihren Zuhörern äuſſert, beweiſet, daß ſie ihr Amt nicht ohne Krafft und Segen führen.

Ich ſehe die Schwachheiten der Geiſtlichen: Ich kenne aber keine ſolche Böswichte und Betrüger unter ihnen, wie einige Freygeiſter ſich eine Freude machen ſie abzuſchildern.

Wenn wir aufrichtig die Wahrheit liebten, ſo würden wir uns zuförderſt von Vorurtheilen und Affecten ſuchen frey zu machen. Man muß eine Sache nicht ganz für gut halten, weil ſie etwas gutes hat; ſo wenig als man ſie deswegen ganz für böſe achten muß, weil ſie etwas böſes hat. Alle Sachen in der Welt ſind durch das allgemeine Verderben gemenget: Böſes und gutes iſt unter einander. Gewinnt das Gute bey dem Menſchen die Oberhand, ſo ſtehet das Böſe unter ſeiner Gewalt, und kann nicht mehr über ihn herrſchen, ob es gleich noch hin und wieder ſich reget, und auch wohl gar zuweilen einen frommen Mann zu Fehltritten verleitet. Wenn man ihn aber nach ſolchen Mängeln und Fehltritten urtheilen wolte, wo würde da die Gerechtigkeit ſtatt finden? Wo würde man Menſchen ſuchen, welche die geiſtlichen Aemter verſehen ſolten?

Wenn eine Sache in der Welt aus ihrer richtigen Stellung kommt, wenn ſie zu Misbräuchen Anlas giebt, wenn daraus böſes entſtehet; ſo ſind wir hurtig mit unſerm Urtheil dahinter drein und wollen alles ändern und abſchaffen. Was iſt in der Welt das nicht gemißbrauchet und übel handthieret wird? Die Religion der Böſen hat allezeit böſes geſtifftet, ſoll man deswegen keine Religion haben? Die ungerechten Richter und Sachwalter haben die Gerechtigkeit geſchändet, die Geſetze verwirret, und unſägliches Unheil in dem gemeinen Weſen verurſacht; ſoll man deswegen kein Gericht und keine Geſetze haben? Die Fürſten und Regenten mißbrauchen ihre Gewalt: ſie verderben Land und Leute, welche ſie beſchützen ſollten; ſie verheeren durch jämmerliche Kriege allen Wohlſtand der bürgerlichen Geſellſchafft; ſoll man deswegen keine Fürſten und keine Obrigkeiten haben?

Man wende hier ſeinen Eiffer gegen die Mißbräuche, gegen die Unordnungen, gegen das Böſe ſelbſt, welches allenthalben wie das Unkraut unter dem beſten Waitzen mit aufſchieſſet; ſo werden die guten Früchte Raum zu ihrem Wachsthum finden; ſo wird das Böſe ſeine Kraft verlieren und weder in der Kirche, noch in den Gerichts-Häuſern, noch in dem Staat die Oberhand behalten können. Gänzlich aber ſolches auszurotten, iſt eine vergebene Bemühung. Denn das Böſe gehöret mit zu der gegenwärtigen Welt, auf daß das Gute offenbar werde.

Es gibt unter den Geiſtlichen redliche und fromme Leute. Wer wolte daran zweifeln? Allein ſie ſind untermengt. Die Menſchen machen die Prieſter, die Gnade aber allein macht Chriſten. Die Geiſtlichen ſuchen Aemter, um ihr Glück zu machen: die Gnade aber bindet ſich weder an die Gelehrſamkeit noch an das Amt: ſie wirket ohne Anſehen der Perſon. Chriſtus hatte am meiſten mit den Hohenprieſtern und Schrifftgelehrten zu thun: ſie waren ihm am widerſpänſtigſten und verwirrten durch ihr Gezänke über ihre Satzungen, deſſen deutlichſte Lehren. So ſehr er auch auf ihre Bosheit und unlauteres Weſen ſchalt, ſo verwarf er deswegen doch ihr Amt nicht. Er lehrte vielmehr ſelbſt in dem Tempel, und trieb die Markſchreyer und Krämer daraus, welche dieſes zur Verehrung ſeines himmliſchen Vaters gewidmete Haus durch ihre Schachereу und Leichtfertigkeit entheiligten.

XXIV.

Die wahre Hoheit.

Ite nunc fortes ubi celſa magni
Duxit exempli via.

Claud.

Die wahre Hoheit findet ſich nur allein bey den Weiſen und bey den Helden: Sie

iſt eine Tugend, die ſich über die gemeinen Begriffe des Pöbels erhebet, und alles verabſcheuet, was niederträchtig und laſterhaft iſt.

Die Religion hat nichts, als Hoheit: ſie zeiget wie man ſich mit ſeinem Herzen bis zu GOTT empor ſchwingen, die Eitelkeiten dieſer Welt großmüthig verachten, ſich von allen Sachen, welche die Natur einer unſterblichen Seele beflecken, enthalten, und dagegen ſich immer in einer hohen und wirkſamen Tugend üben ſoll.

Die weiſen Heiden hatten ungefehr davon gleiche Begriffe. Die Aufrichtigkeit, die Großmuth, die Freundſchaft und die Liebe des Vaterlandes, waren bey ihnen ſolche Tugenden, welche aus der wahren Hoheit des Geiſtes herfloſſen. Wie ſolches die Lehren des Socrates, Plato, Ariſtoteles, Cicero, Plinius, Seneca und andere mehr, deutlich beweiſen. Die Abbildung groſſer Leute, welche man bey dem Xenophon, Plutarch, Livius, Tacitus, Quintilian, Curtius, Salluſtius und andern alten Geſchichtſchreibern findet, haben etwas, das uns rühret, und die Tugenden der Helden bewundern macht. Wir können nicht unſre Hochachtung einem Ariſtide, einem Phocion, einem Scipion, einem Cato, einem Auguſt, einem Antonin, einen Trajan, einem Titus und dergleichen verſagen.

Einige Stellen, die ich bey dem Plinius finde,

de, haben mich ganz beſonders gerühret: Sie faſſen alles in ſich, was man von der wahren Hoheit des Geiſtes ſagen kann.

„ Du biſt Kayſer, ſagte er zu dem Trajan, „ du kannſt alles; aber eben dieſes iſt die Urſa„che, daß dir deſtoweniger zu thun erlaubet iſt. „ Wie es eine Glückſeligkeit iſt, wenn man „ alles thun kan, was man will; ſo iſt es im „ Gegentheil eine wahre Hoheit des Geiſtes, „ nichts zu thun, als was man thun ſoll. „ Weil du nicht höher mehr ſteigen kannſt, als „ du geſtiegen biſt, ſo iſt dir kein Mittel mehr „ übrig, um weiter zu kommen, als daß du „ dich von dir ſelber herunter läſſeſt; du biſt „ ſicher, daß du dabey nichts von deiner Ho„heit verliehren kannſt.

Ferner: „ Nichts iſt gröſſer und deiner wür„diger, als daß du die entfernteſte Länder durch „ deine Güte, und durch deine Großmuth ver„einiget haſt. Du haſt die Wiederwärtig„keiten des Glückes zu einem vortheilhaften „ Ausgang zu wenden gewuſt. Du haſt alles „ angewandt, um dem römiſchen Volk denje„nigen Ueberfluß zuwegen zu bringen, wel„cher ihm nicht ſowohl den Stand der Men„ſchen als der Bürger empfinden machte. „ Dieſer Ueberfluß iſt dein eignes Gut, du „ nähreſt nicht die Kinder der Bürger mit Blut „ und Raub, wie die wilden Thiere ihre Jun„gen.

Ferner: „Deine Macht iſt ſo eilfertig den „Nothleidenden zu helfen, daß es genug iſt, „wann du weiſt, daß einer von deinen Bür„gern elend iſt, um ihn glücklich zu machen, „oder wenigſtens ſeinen Zuſtand zu verbeſ„ſern u. ſ. w.

Unter den chriſtlichen Völkern haben die Spanier einen ſehr hohen Geiſt; weil er aber nicht ſelten mit einem gleichgroſſen Hochmuth gepaaret iſt, ſo kommt es, daß ein Spanier eben ſo leicht grauſam, als großmüthig zu ſeyn pfleget.

Gracian in ſeinem Homme univerſel redet von der Hoheit des Geiſtes folgender geſtalt:

„Die Hoheit des Geiſtes ſetzet ein gewiſſes „erhabnes Weſen zum Grund, welches dem „gemeinen Mann unbekannt iſt. Sie begnü„get ſich nicht gutes einem Freund zu erweiſen, „ſondern ſie hat ſogar eine Freude, auch ih„ren Feinden dergleichen zu thun. Dieſe „Tugend, welche ſich auf das Chriſtenthum „gründete, empfängt ihren vornehmſten Glanz „von der Beleidigung. Sie richtet darauf „ihre ſtarre Blicke, um aus der leichteſten „Rache ein bewundernswürdiges Werk der „Grosmuth zu machen. Sie verabſcheuet, „als eine Feindin von aller Prahlerey, ein ge„wiſſes aufgeblaſnes Weſen, deſſen man ſich „in glücklichen Begebenheiten, ſo leicht zu bedienen pflegt.

„Der Fürſt ſelbſt fürchtet nicht ſeinem Rang
„ etwas dadurch zu vergeben, wann er ſich bür-
„ gerlich herunter läſſet. Er fürchtet nicht, aus
„ ſeiner Majeſtät heraus zu tretten, wann er
„ ſich als ein Menſch zeiget, weil der Menſch
„ gröſſer in ihm iſt, als der Monarch. Er kann
„ ohne Gefahr die Sitten einer Privatperſon
„ annehmen, und ſich ſtellen, als ob er ver-
„ geſſen hätte, daß er der Herr ſey. Es iſt
„ gefehrlicher für die Groſſen, wenn ſie zu hoch,
„ als wann ſie zu bürgerlich ſind. Die Nie-
„ derträchtigkeit iſt das verhaſſeſte Laſter, deſſen
„ ſich die wahre Hoheit ſchämet. Alle Art von
„ Kleinmüthigkeit, Neid, Verrätherey und
„ was ſonſt eine kleine Seele zeiget, iſt derſel-
„ ben dermaſſen entgegen, daß ſie ihren Ab-
„ ſcheu dargegen nicht verbergen kann. Ohne
„ dieſe Geiſtes Hoheit iſt man nicht wircklich
„ groß; mit denſelben aber iſt man groß, man
„ mag auch ſo gering ſeyn, als man will.

Die Franzoſen haben ſtets groſſe Gedanken und groſſe Leute gehabt. Einer ihrer berühmteſten Schrifftſteller, und zugleich einer der berühmteſten Sittenmahler, ich meyne den Labruyere, macht von der Hoheit des Geiſtes folgende Beſchreibung: „Die wahre Hoheit des
„ Geiſtes, ſagt er, iſt frey, angenehm, leut-
„ ſelig, bürgerlich: je genauer man ſie kennet,
„ deſtomehr wird man ſie bewundern; ſie beu-
„ get ſich gegen diejenige die geringer ſind, und
„ kommt allezeit wieder in ihr gerades Weſen:

„Zu-

„ Zuweilen giebt ſie alles hin, und ſcheinet gar „ nicht dasjenige zu ſeyn, was ſie iſt. Sie iſt „ aber dabey immer im Stand, ſich wieder zu „ zeigen, und ſich gelten zu machen. Ihr We- „ ſen iſt edel und leicht: Sie macht ſich Ehren, „ und flöſet uns ein Vertrauen ein: Sie macht „ die Fürſten groß, ohne daß ſie uns empfin- „ den läſt, daß wir klein ſind. Eine falſche „ Hoheit im Gegentheil, hat etwas wildes, „ das ſich nicht beykommen läſt; weil ſie ihre „ Schwäche fühlet, ſo verbirgt ſie ſich, oder „ zeigt ſich wenigſtens nicht mit einer offnen „ freyen Stirn: Sie läſſet ſich nicht ſehen, „ als nur ſo viel es nöthig iſt, dasjenige zu ſchei- „ nen, was ſie nicht iſt, und dasjenige zu ver- „ bergen, was ſie iſt, nehmlich eine wahrhafte „ Kleinigkeit.

Unter den Italiänern hat Taſſo die Hoheit des Geiſtes mit dieſen wenigen Worten ſchön ausgedrückt:

L' alte non temo, e l' humili non sdegno.
Nichts iſt ſo hoch, um mich in Furcht zu ſetzen,
Und nichts ſo klein, um es gering zu ſchätzen.

Unſre meiſten Groſſen zeigen ihre Hoheit in einer ungemeinen Pracht; die wahre Hoheit aber iſt ihnen wenig bekannt. Wann ſie ſich

mit einem ſteiffen Kopfe, mit aufgeworffnen Lefzen und mit groſſen Augen, in einem glänzenden Aufzug und einem Gefolg von vielen geputzten Leuten zeigen, und öfters, wie im Triumph, auf einem goldenen mit ſechs Pferden beſpannten Wagen zur Schau herum führen laſſen; ſo meynen ſie, und bilden ſich ein, ſie wären wirklich ſo hohe Menſchen, als ihre Titeln lauten; allein wenn ihr Geiſt nichts hohes hat; wann ihre Gedanken niederträchtig und ihre Neigungen pöbelhaft ſich auslaſſen; ſo ſind ſie nichts anders, als prächtig gekleidete Comödianten auf dem Schauplatz dieſer Welt.

Die falſche Hoheit hat heut zu Tage faſt alle Menſchen eingenommen; ſie wütet als eine anſteckende Seuche, nicht allein an den Höfen, ſondern auch in den bürgerlichen Staaten. Man ſehe nur, wie die Leute, die darinnen in Aemtern ſitzen, ſich brüſten und aufblähen; wie gebieteriſch und großherriſch ſie ſich geberden; wie ſie ſich verehren und betiteln laſſen; da giebt es lauter Herrſchafften, lauter Gnaden, lauter Excellenzen und dergleichen. Weis man doch nicht mehr, wie man einen wirklichen groſſen Mann, der Vorzüge und Verdienſte hat, vor andern ehren und unterſcheiden ſoll.

Die ſonſt natürlichen Holländer haben endlich auch den närriſchen Wind in Kopf bekommen. Ihre Rathsherren putzen ſich wie die franzöſiſchen Marquiſen, und wollen keine Bürger mehr, ſondern

dern groſſe Herren und Standsperſonen ſeyn; vor ihren Abgeordneten muß ein ganzes Heer ausrücken, und ſie gar mit vier Wirbeln verehren. Es iſt eine ſolche kindiſche Hoheit unter Haer Exelenzien, daß es faſt nichts anders läſt, als wenn die Meiſterſänger eine Heldengeſchichte vorſtellen.

So gar die ehrbare und beſcheidene Schweizer, die bisher noch das einzige Volk waren, welche die alberne Titelſucht nicht bey ſich haben einreiſſen laſſen, fangen nun auch an, ihre Rathsherren und Bürgermeiſter, wann ſie auch gleich von dem niederträchtigſten Pöbel herſtammen, hochwohlgebohrne Excellenzen und gnädige Herren zu betiteln. Wie ſollen alle dieſe kleine fanatiſche Hoheiten wieder zu ihrer natürlichen Vernunft und Beſcheidenheit herunter kommen?

Sehet, ſo vergeſſen die Republicken das edle bürgerliche und einfältig-geſellige Weſen, welches die Frucht einer glückſeligen Freyheit iſt, ohne welche keine wahre Hoheit ſtatt finden kann: Sie laſſen die falſche Hoheit bey ſich überhand nehmen, und erwegen nicht, daß dieſe jederzeit den Umſturz aller freyen Staaten nach ſich gezogen hat.

An den Höfen hat der Wohlſtand die ſchändlichſten Unterthänigkeiten und niederträchtigſten Schmeicheleyen geadelt. Wahrheit, Aufrichtigkeit

tigkeit und Unſchuld ſind allda Kennzeichen eines blöden Verſtandes. Wir verkauffen um ein wenig Titeln und Rang das edelſte Gut unſres Lebens, nehmlich die Freyheit. Wir ſuchen in der Sclaverey unſre Ehre, und helſen, aus einem närriſchen Hochmuth, dem ganzen menſchlichen Geſchlecht die Feſſeln anlegen.

Unter allen Völkern ſcheinen mir die Engelländer noch die vernünftigſten zu ſeyn: Sie verehren die wahre Hoheit und eifern für ihre Freyheit. Sie lachen, wann ſich der Adel mit ſeinen Ahnen, und der Staatsmann mit ſeinen Titeln viel heraus nehmen will. Sie ſehen auf wahre Verdienſte, und auf alles, was die Republick kann glücklich machen. Sie halten die unumſchränkte Macht eines Königs, der keinen Geſetzen unterworffen iſt, für eine wahre Tyranney, und für eine Verletzung der Menſchlichkeit. Man findet in ihren Schrifften die gründlichſten Urkunden des Rechts der Natur. Sie haben einen König, der alle Macht hat, die Wohlfart ſeines Volks zu befördern; keine aber derſelben nachtheilig zu ſeyn. Das Volk ſtehet unter ſeinem Schutz, aber nicht unter ſeiner Gewalt: Er ſelbſt ſtehet unter den Geſetzen, und wann er darwider handelt, ſo wird er zur Rechenſchaft gezogen. Seine Richter ſind die Stimmen des Volks, welches durch einen beſtändigen Auszug vernünftiger Männer ſich unter dem Namen eines Parlaments verſammlet,

ſammlet, und die Rechte und Angelegenheiten des Reichs, ja gar die Beſoldung des Königs und die Erhaltung ſeines Hauſes beſorget. Einen ſolchen König kann die Natur leiden, und ein freyes Volck lieben. Er ſchickt ſich zum Haupt eines vortrefflichen Staats, wo man die Tyrannen verabſcheuet, und die Rechte des menſchlichen Geſchlechts für heilig hält. Hier vereiniget ſich die Hoheit, die Macht und die Ehre in einem König der ein Richter, ein Beſchützer und ein Vater ſeines Volkes iſt.

Weisheit, Großmuth und Menſchenliebe machen alſo den wahren Caracter der Hoheit aus. Ihr Weſen iſt ſo weit von der Niederträchtigkeit entfernet, als von einem närriſchen Stolz: ſie iſt eben ſo wenig verzagt und kleinmüthig, als unbarmhertzig und grauſam.

Keine Hoheit iſt lächerlicher, als diejenige, die ſich allein auf eine hohe Geburt beziehet. Ein Menſch, der mit einem langen Regiſter ſtolzer Ahnen pranget, deren Erhebung nicht ſelten das Verderben anderer Menſchen verurſachet hat, und der ſelbſt weiter keine rühmliche Eigenſchaften beſitzet, als daß er von durchleuchtigem Geblüt herſtammet; ein ſolcher Menſch hält ſich für groß und andre für klein: gleich als ob wir nicht alle einerley Urſprung hätten, und von gleichem Stoff wären.

- - - Cœleſti ſumus omnes ſemine nati
Omnibus ille idem pater eſt.

Lucr.

Er

Er will, daß man ſeiner zufälligen Geburt halben ihm alle Thorheiten und Ausſchweiffungen zu gut halten, und ſich wohl gar, wann es ihm einfällt, von ihm berauben und plündern laſſen ſoll. Er ſagt, er müſte Standesmäßig leben: So viele Bediente, ſo viele Pferde und eine ſolche Tafel halten, wobey ein Dutzend müßiger Leute aus Ueberfluß ſich kranck eſſen können; Mittlerweilen daß etliche hundert, welche arbeiten, deswegen darben müſſen. Man muß ihm Geld geben, ihm dienen, und ſich wohl gar, wenn er mit andern Händel anfängt, ihm zu Gefallen ſich tod ſchieſſen laſſen.

Sehet hier den wunderbaren Wahn der falſchen Hoheit. Sehet hier ein ganzes Land im Verderben, weil es der unbeſchränkten Macht eines Fürſten unterworffen iſt, der nicht auf ſein Land, ſondern nur auf ſich allein ſiehet. Kommt man an ſeinen Hof, ſo wird man faſt die Höflinge mit nichts beſchäfftiget ſehen, als diejenigen Güter, die man dem Volk gewaltſam auspreſſet, mit ſchwelgender Wolluſt heilos durchzubringen.

Dem Fürſten macht es der Adel nach; er borgt ſo lang man ihm leihet; ſoll er zahlen, ſo entſchuldiget er ſich, mit ſeinem Stande. Der Cavalier fährt mit Kutſchen und Pferden, und ſeine Glaubiger gehen zu Fuß durch den Koth. Der Cavalier muß jährlich ſo viele

neue Kleider haben, und ſeine Glaubiger haben mit einem etliche Jahre genug. Der Cavalier tractirt prächtig, ſeine Tafel iſt mit den leckerſten Speiſen und beſten Weinen beſetzt; ſeine Glaubiger behelffen ſich mit einem Stück Rindfleiſch und einem ſchlechten Franken Wein. Sind dieſe Leute nicht Narren, daß ſie ſich nicht auch zu Edelleuten machen laſſen, ſo könnten ſie ihr Gut ſelbſten verthun, und im Fall der Noth ſich gleicher Vorzüge bedienen, um ſowohl ihr als andrer Leute Geld großmüthig durchzubringen.

Que maudit ſoit le jour ou cette vanité
Vint ici de nos jours troubler la pureté.
Dans le tems bien heureux du monde en ſon enfance
Chacun mettoit ſa gloire dans ſa ſeule innocence;
Chacun vivoit content & ſous d'egales loix,
Le merite y faiſoit le merite des Rois.

Mais enfin par le tems le merite avili,
Vit l'honneur en roture & le vice annobli,
Et l'orgueil d'un faux titre appuyant ſa foibleſſe
Maitriſa les humains ſous le nom de nobleſſe.

Boileau Sat. V.

XXVI. Der

XXVI.

Der Fürſt.

Emitur ſola virtute poteſtas.

Claud. III. de Conſ.

Alle Stände ſind vermengt: Man findet Böſe und Gute untereinander; zu Fürſten aber ſolte man allein die beſten Menſchen wehlen. Ein Fürſt iſt das Haupt eines ganzen Volks: Man erwartet von ihm die gröſten Vollkommenheiten.

So abſcheulich mir die Tyranney vorkommt, ſo zärtlich und ſo demüthig iſt bey mir die Verehrung für einen würdigen Fürſten: Aber eben dieſe zärtliche Verehrung macht, daß ich mir von ihm nur groſſe und erhabne Eigenſchafften vorſtelle. Es wird mir erlaubt ſeyn, einen kurzen Abriß von einem ſolchen Fürſten zu machen. Ueberhaupt ſieht er des unvergleichlichen Verfaſſers des Antimachiavels ſeinen vollkommen ähnlich. Ich habe nur noch einige Züge zu bemerken, die deſſen Perſon insbeſondere betreffen.

Erſte Eigenſchaft.

Ein Fürſt muß ſeine ganze Hoheit in der Glückſeligkeit ſeines Volks ſuchen.

Dieſe Pflicht begreift alle andre unter ſich, denn darum iſt er ein Fürſt. Er ſoll ſein Volk regieren, um es glücklich zu machen, um es zu ſchützen, um die Unordnungen zu ſteuren, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, um die Tugend zu belohnen, und die Laſter zu ſtrafen.

Die Natur hat aus dieſen Abſichten den Menſchen die Anleitung gegeben über ſich Fürſten zu ſetzen, und die Herrſchſucht gab ihnen Tyrannen: die Kronen waren vor Zeiten eine Vergeltung der Tugend: heut zu Tag haften ſolche auf der Geburt. Land und Volk iſt ein väterliches Erbtheil. Der Fürſt kann damit machen, was er will.

Ein böſer Fürſt ſieht nur auf ſich ſelbſt: Er iſt ein Fürſt für ſich und nicht für das Volk. Er macht ſich nicht allein fürchten, ſondern auch haſſen. Er will, daß alles vor ihm zittern ſoll; er leidet nicht, daß man ihm frey unter die Augen ſiehet: Er ſpricht nicht anders als mit einer drohenden Stimme und mit einem grimmigen Geſicht.

In bocca ha ſempre le minaccie e l'onto
Traverſo il guardo e tenebroſo il ciglio.

Er kennet kein andres Geſetz als ſeinen Willen. Seine Unterthanen ſind in ſeinen Augen nicht viel beſſer als die Fröſche, mit welchen er

zu

zu ſeiner Kurzweil ſich die Zeit vertreibet; wie der ſinnreiche la Mothe ſolches in einer ſeiner Fabeln artig ausdrucket. **Gleichwohl iſt es eine ausgemachte Sache/ wie der vortreffliche Verfaſſer des Antimachiavels p. 2. erinnert, daß der Fürſt nichts weniger als der eigenthümliche Herr derjenigen Völker iſt/ welche unter ſeiner Botmäßigkeit ſtehen. Er iſt nichts anders als ihre vornehmſte Obrigkeit/ und ſie vereinigen ſich unter ſeiner Regierung/ um von ihm beſchützt zu werden.**

Die zweyte Eigenſchaft.

Ein Fürſt muß ſich nicht auf ſeine Räthe verlaſſen, ſondern ſich der Regierungsgeſchäfte ſelber unterziehen.

Ein Fürſt, welcher alles auf ſeine Räthe ankommen läſſet, und um nichts weiter bekümmert iſt, als wie er gut eſſen, trincken, ſchlaffen und ſich den Lüſten ergeben möchte, verdienet nicht den Namen eines Fürſten: Man verachtet ihn, und ich ſehe keine Urſache, warum man ihn verehren ſolte. Der hohe Stand, den keine Tugenden begleiten, iſt wie ein heßlicher Kopf, den viele Edelgeſteine bey einem reichen Aufputz zieren, und der ſich dadurch nur deſtomehr beobachten macht.

So wenig aber ein kluger Fürſt die Regierungs-Angelegenheiten andern überläſt, ſo wenig verachtet er auch die Rathſchläge vernünftiger Leute: Er trauet ſeinen eignen Einſichten nicht zu viel. Er iſt deswegen beſorgt, ſich die auserleſenſte und vortrefflichſte Männer, die er finden kann, zu Räthen zu erkieſen: Männer, welche die Welt kennen, welche den Geſchäften gewachſen ſind, und eine weitläuftige Wiſſenſchaft mit Klugheit, Witz, Erfahrung und einer wahren Redlichkeit geſellen. Dieſe ſind zwar ſo leicht nicht zu finden; es wird ein wenig Mühe koſten, und der Fürſt wird allen ſeinen Verſtand darzu vonnöthen haben. Allein es iſt dieſes eines der nöthigſten Stücke, die zur Regierungskunſt erfordert werden. Er muß ſich deswegen in einer ſo wichtigen Wahl weder von dem äuſſerlichen Anſehen, noch von dem Glanz des Adels blenden laſſen. Die Tugend muß bey ihm mehr gelten, als zweymahl ſchszehen Ahnen, und ein ehrlicher Mann mehr, als ein ganzes Dutzend Schmeichler.

Ein böſer Fürſt iſt eigenſinnig, wild, aufgeblaſen, zornig. Er läſſet ſich nicht einreden; es iſt eben ſo gefährlich ihm zu widerſprechen, als ſeinen Befehlen nicht nur ſtracks nachzuleben. Er ſpricht: ich will: Das iſt genug. Er braucht demnach keine Räthe, ſondern nur Soldaten und Exequirer.

Ein

Ein weiſer Fürſt verlieret nie die wahre Hoheit ſeines Berufs aus den Augen: Sie gründet ſich auf die Wohlfart ſeines Volcks. Sein Vergnügen iſt, dieſer Neigung ſich zu ergeben, ſie macht ihn ſo groß, als ſein Volck glücklich. Er weiß als Herr von ſeinem Cabinet und von ſeinen Handlungen, ſeine Räthe in Ehrfurcht zu erhalten: Er weiß denen ſchädlichen Wirckungen ihre heimlichen Banden vorzukommen: Allein er muß öffters thun, als wüſte er ſolche nicht, und ſo lang mit Güte und Nachſicht darunter ſpielen, bis der Zeitblick da iſt, da er, ohne ſeinen Nachtheil und Schaden, ihnen durch den Sinn fahren, und ihre Cabalen zertrennen kann.

Ein einziger ehrlicher Mann ware genug, ihm die wahre Beſchaffenheit ſeines Hofes bekannt zu machen; dann die meiſten ſeiner Höflinge, erſcheinen vor ihm verlarvet. Die Kunſt ſich zu verſtellen und zu maſquiren iſt eine Kunſt des Hofs. Ein Fürſt hat deswegen einen treuen Freund vonnöthen, dem er ſich anvertrauen kann. Ein ſolcher Freund oder Vertrauter, darf nur einen guten Verſtand, und ein gutes Hertz haben; hat er auch Erfahrung und Wiſſenſchafften dabey, ſo kann ihn der Fürſt deſto beſſer brauchen. Allein wie ſehr iſt nicht hier ein Fürſt zu beklagen? Er findet dergleichen Leute ſelten: ſie finden allzeit Günſtlinge genug, die ihnen ſchmeicheln, aber faſt niemahls einen Freund der das Hertz hat, ihnen

die Wahrheit zu ſagen. Plato hat ſchon zu ſei-ner Zeit davon die Urſache entdecket. Er ſagt: Libertatem et amicitiam veram natura nunquam tyrannica guſtat.

Ein Fürſt, ſo hoch er immer iſt, muß ſeinen Rang nie über die Tugend ſetzen. Findet er dieſe, ſo findet er einen Freund, deſſen Adel ſich am beſten für ſeinen Purpur ſchicket.

Dritte Eigenſchaft.

Ein Fürſt muß die unbändige Heldenſucht vermeiden, und mehr ſuchen ſein eigenes Volk in Ruhe zu beherrſchen, als fremde Länder zu erobern.

Unter allen Leidenſchaften, die einen Fürſten einnehmen können, iſt keine die mehr Unheil in der Welt anſtiftet, als der abſcheuliche Trieb Eroberungen zu machen. Nichts ſchmeichelt mehr die Eigenliebe der Könige, als die Heldenſucht. Die Vorſtellung einer groſſen Macht; die weit ausgeſpannten Gränzen vieler Völkerſchaften und Provinzen; ein zahlreiches und glänzendes Heer; die Anſtalten zum Krieg; die ſtolzen Aufzüge der Befehlshaber; der prächtige Adel, der ſich aus Eitelkeit klein macht, um den Fürſten deſto gröſſer zu machen; die Siegeszeichen einer erfochtenen Schlacht; die Unter-

terwerfung einer eroberten Stadt; die Dankfeſte, wo die Andacht ſelbſt Triumflieder anſtellet, um das Blutblad zu heiligen, welches die Menſchen unter ſich angerichtet haben; das Lob der Dichter und der Zuruf eines aufgebrachten Pöbels, den das Donnern der Canonen unter dem betäubenden Klang der Glocken, und kriegeriſchen Inſtrumenten jauchzen macht. Alles dieſes blendet und rühret einen hochmüthigen Fürſten Er höret nicht das Schreyen der Nothleidenden; er kommt nicht an die Gegenden, wo die Natur ſelbſt über der Wuth und Grauſamkeit der Menſchen ſich entſetzet; wo der Jammer eines ganzen Volks die Seufzer gen Himmel ſchickt, und das Blut der gräßlich Ertödeten um Rache ſchreyet. Nein, an ſolche abſcheuliche Gegenden kommt der Fürſt nicht ſelbſt. Er ſiehet nur ſeinen Ruhm; er höret nichts als die Lobeserhebungen ſeiner Schmeichler und Befehlshaber. Dieſe umringen ihn allenthalben. Vernunft, Gerechtigkeit und Menſchenliebe finden ſich wenig in dieſer Geſellſchaft: Und ſiehet ja zuweilen des Fürſten Blick neben durch, und höret von ungefehr das kümmerliche Wehklagen der Nothleidenden, ſo kommen doch alſo bald tauſenderley andre Dinge ihm wieder vor die Augen, die ihn von der Betrachtung ſolcher betrübten Vorwürfe hurtig abrufen.

Unſelige Heldenſucht! Elende Tapferkeit! Was Wunder, da jener griechiſche Weiſe, der

gelehrte Ariſtoteles, ſeinen jungen Schüler aus Macedonien in dieſer ſchädlichen Tugend unterrichtet, dieſer nachmahls von einem Räuber beſchuldiget wurde, daß er der gröſte unter allen Räubern ſey? Kann auch etwas närriſcher als dieſe Einbildung der Ehre seyn? Bäche von Blut: aufeinander gethürmte Hauffen ertödteter Leichnamen: Brandplätze, Schutt und Graus in verheerten Städten und Dörffern: verwüſtete Länder: Armuth, Elend und Jammer allenthalben: Sehet hier die traurige Vorwürffe, auf welche die Helden ihre Siegeszeichen ſetzen.

Vierte Eigenſchaft.

Ein Fürſt muß Land und Leute beſchützen, aber niemahls ohne Noth ſeine Perſon einer Gefahr ausſetzen.

So verwerfflich die abſcheuliche Heldenſucht iſt, wann ſie einen Fürſten einnimt, ſo ſehr erhebet ihn die wahre Tapferkeit. Als das Haupt ſeines Volks iſt er verbunden, ſolches ſowohl nach der Gerechtigkeit zu regieren, als gegen eine ungerechte Gewalt zu vertheidigen. Es iſt eine Glückſeligkeit für denſelben, wann er daſſelbe in Ruhe und Ordnung beherrſchen kann: Es ſolte ihm, als einem Fürſten nicht beyfallen, diejenigen Bürger, die ſich ſeiner Regierung anvertrauet haben, zu ſeinen eignen Ländersüchtigen

gen Abſichten zu mißbrauchen. Allein, wenn es darauf ankommt, Land und Leute und Rechte zu beſchützen, ſo wird bey dieſen Umſtänden ſeine Tapferkeit aufgefordert, und das ganze Volk richtet die Augen auf ihn. Hier iſt es ſchön, wenn man ihn mit unverzagten Muth, ohne Schwachheit und ohne Wildheit, vor der Spitze ſeines Heeres ſiehet: Nicht, um ſolches auf die Schlachtbank zu liefern, und ſich dadurch einen falſchen Ruhm zu erfechten; ſondern um ſolche mit Vernunft zu regieren und den Feind zu beſiegen.

Iſt aber ein Fürſt kein Kriegsheld, ſo muß er als das Haupt ſeines Volks der Sache mit Rath und Weisheit helfen, und ſeinem Heer einen tüchtigen Feldherrn vorſetzen. Die Großmuth, die Menſchenliebe und die Wiſſenſchafften bringen einem Fürſten noch mehr Ruhm als die Kunſt zu kriegen.

Ein Fürſt iſt verbunden ſein Leben um ſo viel ſorgfältiger zu bewahren, je mehr die gemeine Wohlfart von deſſen Erhaltung abhänget. Er muß deswegen, wann er bey ſeinem Heer iſt, ſich keiner Gefahr ausſetzen, ſondern alles mit der gröſten Behutſamkeit vornehmen. Carl der XII. König in Schweden focht in einer Schlacht wie ein Dragoner, und ſtarb in den Laufgräben wie ein Menſch der den Tod heraus forderte. Dieſes heißt dem Heldenmuth den Helden ſelbſt aufopfern: Guſtav Adolph, einer ſeiner vor-

treff-

trefflichſten Vorfahren brachte in der Schlacht zu Lützen, ſich und ſeine Bundsgenoſſen, um alle Vortheile, weil er ſich zu weit in die feindliche Hauffen einſtürzte und darüber das Leben verlohr.

Es kann kein gröſſeres Unglück ſeyn, als wann ein Fürſt in einem Gefecht umkommt; indem dadurch das ganze Heer auf einmahl auſſer der Macht des Befehls geſetzet wird, und in Gefahr ſtehet, durch allerhand Verwirrungen und Mißhelligkeiten zerrüttet zu werden. Ich halte deswegen dafür, daß Ludwig der XIV. es am klügſten gemacht habe, indem er ſich in groſſen und wichtigen Unternehmungen zwar nahe bey der Armee aufzuhalten pflegte, um die Befehle, nachdem die Sachen liefen, deſto hurtiger zu ertheilen, aber niemahls doch ſich ſelber einiger Gefahr ausſetzte. Ich will nicht ſagen, wie hoch insgemein die Siege zu ſtehen kommen, wodurch man einen König zum Helden macht.

Fünfte Eigenſchaft.

Ein Fürſt muß ein guter Haußhälter ſeyn. Er iſt der Oberaufſeher der öffentlichen Gefälle, und der Ausſpender der Vergeltungen wahrer Verdienſte.

Die Haußhaltungskunſt iſt einem Fürſten um viel nöthiger, weil er gleichſam den Haushalter

ker des ganzen Staats vorſtellet. Er muß deswegen in allen Stücken ſich einer genauen Ordnung befleiſſen: überflüßige Pracht und Aufwand, nebſt der Grundverderblichen Schwelgerey meiden: Keine Schulden machen, keine Landgüter und Höfe, die ihm eigen ſind, vielweniger ganze Ländereyen und Dorfſchafften verſetzen: Die Güter ſeiner Unterthanen nicht mit ſeinen eigenthümlichen verwirren; Das Volk nicht mit unerlaubten Schatzungen und ſchweren Auflagen bedrängen, noch die öffentlichen Gefälle zu ſeiner eignen Ueppigkeit verſchwenden, ſondern zu des Landes Sicherheit und Wohlfahrt gebrauchen. Hierinnen beſtehet die ganze Haußhaltung eines weiſen Fürſten.

Gleichwie das Haupt ſeine Sorgfalt auf alle Gliedmaſen des ganzen Cörpers lenket, ſo wird auch ein wahrer Fürſt ſich die Wohlfart ſeines ganzen Staats überhaupt und eines jeden Bürgers insbeſondere angelegen ſeyn laſſen. Dieſes kann nicht beſſer geſchehen, als durch eine ordentliche Haußhaltung, und durch eine genaue Verwaltung der Gerechtigkeit. Er läſſet nicht nur einen jeden bey dem ruhigen Beſitz des ſeinigen, ſondern er ſucht ihn auch dabey mit aller Macht zu ſchützen. Die öffentliche Gefälle dienen dazu, die Aemter und Angelegenten des Staats, bey einer durchgängigen guten Policey zu unterhalten. Er beſoldet damit die Räthe und Amtleute, die Lehrer in Kirchen und Schu-

Schulen, die Gerichtsdiener und Soldaten: Er belohnet damit die Tugend und Verdienſte. Er zeiget durch ſeine Ordnung und weiſe Haußhaltung, womit er den ganzen Staat regieret, wie ein jeder Bürger für ſich auch im Kleinen ſein Haußweſen wohl einrichten, und ſeine Einnahmen und Ausgaben vernünftig gegen einander abmeſſen ſoll. Er giebt ihnen Exempeln der Mäßigkeit, und einer vernünftigen Lebensart. Er unterläßt dasjenige ſelbſt, was er will daß ſeine Bürger unterlaſſen ſollen, und wiederſtehet großmüthig allen Misbräuchen, welche ſowohl den Hof, als das Volk ins Verderben ſtürzen.

Ein böſer Fürſt iſt auch ein böſer Haußhälter. Er betrachtet die Habſeligkeiten ſeiner Unterthanen, wie ſein eigenes Gut; er verſchwendet eines mit dem andern. Er plündert ſein eigenes Volk um groß zu ſcheinen, und ſetzet ein ganzes Land auf das Spiel, um ſeinen Begierden und Eitelkeiten nichts zu verſagen.

Iſt der Fürſt geizig, ſo iſt er ſeinem Land eben ſo ſchädlich. Er füllet Kiſten und Kaſten und Gewölber mit Gold und ſilbernen Geprägen. Er entziehet dadurch dem Volk die Nahrung: der Umlauf des Geldes iſt gehemmet, alles Gewerbe ſtehet ſtill. Die Unterthanen ſollen immer geben, und herbey ſchaffen, ob ſie gleich nichts einnehmen noch verdienen. Der Fürſt ſelbſt genieſſet nicht ſeiner

Reich-

Reichthümer, indem er ſolche verſchlieſſet; und der ganze Staatskörper bekommt die Auszehrung, weil die Nahrungsſäffte fehlen.

Die Verſchwendung iſt zwar bey einem Fürſten ein Laſter, daß nicht ſo ſchändlich läſſet; allein es ziehet gleichwohl alles Unheil und Verderben nach ſich. Keine Verſchwendung iſt ohne Unordnung und ohne Ungerechtigkeit. Wo aber Unordnung und Ungerechtigkeit herrſchen, da maß endlich Land und Leute, und Fürſt und alles zu Grund gehen. Ich habe Fürſten gekannt, die ihre Regierung mit Pracht und Ueppigkeit anfiengen, mit Drang und Zwang ihrer erſchöpften Unterthanen fortführten, und mit dem Ruin ihrer Länder, bey unzehligen Schulden endigten: dergeſtalt, daß dieſe in langer Zeit nicht mehr konnten in Aufnahme gebracht werden; da im Gegentheil diejenigen, die einen geitzigen Fürſten hatten, nach deſſen Tod leicht wieder empor kamen; indem deſſen Nachfolger die hinterlaſſene Schätze darzu gebrauchten, Handel und Wandel einzuführen, und denen von Mitteln entblößten Einwohnern wieder unter die Arme zu greiffen und zur Nahrung zu verhelfen.

Sechste Eigenſchaft.

Ein Fürſt muß einen fürſtlichen Pracht zeigen, ohne dabey in das Kleine und Niederträchtige zu verfallen.

Eine geziemende Pracht iſt einem groſſen Fürſten anſtändig: In ihm vereiniget ſich die ganze Hoheit des Staats. Der Menſch wird durch das, was in die Sinnen fällt, zum Gehorſam und zur Ehrerbietung bewegt. Das äuſſerliche Anſehen eines Fürſten muß demnach ſo beſchaffen ſeyn, daß man auch an ſeiner Perſon und an ſeinem ganzen Weſen keine andre Vorwürffe findet, als die ihn Verehrungswürdig machen. Dieſer Glanz, dieſe Hoheit, dieſe Majeſtät, die ſein ganzes Thun begleitet, zeiget ſowohl von der Liebe und Hochachtung, als von der Glückſeligkeit ſeiner Bürger. Dieſe ehren ſich gleichſam ſelbſt in der Herrlichkeit, welches ihr Oberhaupt umgiebet. Unwürdiger Fürſt, der dadurch verleitet wird, die Güter ſeines Volks zu misbrauchen, und ſolches zu unterdrücken.

Ein weiſer Fürſt richtet ſeinen Hofſtaat nach ſolchen Einkünften ein, die ihm theils ſeine eigne Güter abwerffen; theils aber nach ſolchen, die ihm das Volk freywillig zuſtehet; beydes um dadurch den Fürſten zu ehren, als den Umlauf des Geldes zu befördern; Ein kluger Fürſt, der einen gewiſſen Aufwand macht, welcher für ſein Land erſprießlich iſt, ſetzt dadurch alles in Bewegung; die Künſte und Wiſſenſchafften blühen; der Handwerksmann hat die Hände voll Arbeit; der Landmann verdienet bey ſeiner ſchweren Arbeit ein Stück Geld; und der Kaufmann

mann theilet den Genuß aller Früchte, Arbeit und Reichthümer in dem ganzen Land aus. Es iſt hier ein gewiſſer Mechanismus, welcher auf eine ſehr leidliche Art das Geld beſtändig in die Cammer eines Fürſten leitet, und durch die klugen Ausgaben deſſelben wieder dem Volk in die Hände ſpielet: Wie das Herz, welches das Blut durch alle Glieder treibet.

Nichts ſchändet den Pracht eines Fürſten mehr als die Armuth des Volks. Solte er nicht auf die Gedanken kommen, daß ſein Uebermuth und ſeine Verſchwendungen ſolches mit verurſachen; oder wann dieſes nicht iſt, daß es zum wenigſten mit auf ihn ankäme, deſſen Verderben zu verhüten, und ſolche Anſtalten vorzukehren, daß auch die Armen und Nothleidenden verſorget würden. Der Hochmuth hat leider alle Menſchen verdorben. Die Groſſen bilden ſich ein, er ließ ihnen ſchön, und die Geringen halten ihn für die Ehre ſelbſt. Niemand iſt mit ſeinem Zuſtand zufrieden. Der Groſſe will immer gröſſer, und der Vornehme immer vornehmer ſeyn. Nichts kann unſre Begierde ſättigen. Der Hochmuth muß Geld haben, um ſeine Anſchläge hinauszuführen, ſein Anſehen zu unterſtützen, ſeine Titeln zu erhöhen, und ſeine Vortrefflichkeiten zu behaupten. Wo will man aber das Geld hernehmen, wann die Einkünfte mangeln? Will ein Fürſt das Volk mit ſchweren Auflagen preſſen, um einen unnü-

tzen Pracht zu zeigen? O fürwahr ein ganzes Land iſt nicht vermögend, ſo viel aufzubringen, als ein üppiger Hof allein verſchwenden kann. Will ein Fürſt ſeinem Pracht nicht Maaß und Ziel ſetzen, ſo muß er nothwendig Land und Leute ruiniren.

Ein Fürſt iſt an und vor ſich ſelbſten groß; Er braucht keiner äuſſerlichen Zierrathen um ſeinen Stand zu erhöhen. Die Hoheit haftet auf ſeiner Perſon. Die Macht ſeines Volkes, die ſich mit ihm vereiniget, iſt genug ihn Verehrungswürdig zu machen, wenn ihn auch gleich kein äuſſerlicher Glanz umgiebet. Ein Curius war nicht weniger ein Feldherr der mächtigen Römer, ob er gleich bey ſeinem Camin ſich damit ein Geſchäfte machte, Rüben zu braten, und es hinderte nicht den frommen Antonin, Kayſer von Rom zu ſeyn, ob er gleich allen eitlen Pracht gering ſchätzte.

Siehet ein Fürſt wohl aus; und hat ein erhabenes und majeſtätiſches Weſen, ſo iſt es deſto beſſer. Nur muß er nichts gezwungenes haben; noch in das kleine verfallen; ſeine Hoheit muß natürlich ſeyn; und das Anſehen ſeiner Perſon mehr die Gröſſe ſeines Gemüths, als ſeiner Reichthümer zeigen. Wann er ſich immer geſchmückt wie die Damen, oder wie die Helden auf der Schaubühne ſehen läſſet, ſo benimmt

nimmt ihm eine ſo niedrige Sorgfalt im Klei-
nen vieles von der Ehrerbietung im Groſſen.
Wie er ſich im Gegentheil einer gleichen Ver-
achtung ausſetzen würde, wann er ſich allzu-
nachläßig und unachtſam, oder wohl gar
ſchmutzig und unſauber kleiden ſolte, wie ein
gewiſſer Fürſt, der öffters ohne Unterkleider,
und wie er aus dem Bette aufſtund, ſeinen
Leuten Gehör ertheilte; Es iſt ſeiner Hoheit
und Würde gemäß, auch in dem äuſſerlichen
einen gewiſſen Wohlſtand zu beobachten, die
ihm die Ehrerbietung beybehalten, und der
Verachtung derjenigen, die um ihn ſind, ent-
ziehen kann.

Siebende Eigenſchaft.

Ein Fürſt muß die Gerechtigkeit lie-
ben und handhaben, deswegen iſt er ein
Fürſt.

Die Gerechtigkeit iſt gleichſam die Seele eines
weiſen Fürſten, denn in dieſer Eigenſchaft ſtellet
er den groſſen Beherrſcher der Welt vor: Er iſt
der Richter ſeines Volks; Er ſchaffet den Wei-
ſen Recht, er ſchützet die Wittwen und die
Fremdlinge; er verſorget die Elenden und Ar-
men. Er ſchlichtet der Bürger Sache nach
Recht und Billigkeit, und erhält unter ih-
nen beydes die Ordnung und den Frie-
den.

Ein böſer Fürſt weiß nichts von dieſer erhabenen Tugend. Er kennet nicht was Recht iſt, er thut was er will: Er überläſſet die Sorgen der Regierung und der Verwaltung der Gerechtigkeit ſeinen Räthen und Beamten; die mögen das Volk ſtrafen, und mit Scorpionen züchtigen: Sie mögen recht richten oder nicht, darum bekümmert er ſich wenig. Er iſt Fürſt, um ſeinen Wollüſten gemächlich abzuwarten, und dadurch ſeinen groſſen Muth zu zeigen, daß er das Herz hat, Land und Leute zu verderben. Wie kann er das Unrecht beſtraffen, welches er ſelbſt begehet? Wie kann er das Gute belohnen, welches er ſelber nicht kennet?

Man bedenket nicht, daß keine Bürde ſchwerer iſt, als die Laſt einer Krone. So ſehr ein Fürſt über alle andre Menſchen erhaben iſt, ſo verächtlich wird auch derſelbe wenn er ſeinem Amt nicht gewachſen iſt; wann er die Bosheit herrſchen, und die Gerechtigkeit mit Füſſen tretten läſſet: Seine Regierung wird abſcheulich, und ſein Name ein Fluch bey den Nachkommen.

Ich habe nicht nöthig zu erinnern, daß ein Fürſt auch ein ehrlicher Mnnn, ein erhabener Bürger und ein guter Chriſt ſeyn müſſe. Dieſe Eigenſchaften ſoll er nicht allein mit allen vernünftigen Menſchen gemein haben, ſondern er muß dieſelben auch in einer ſo hohen Vortreff-

lich-

lichkeit beſitzen, daß er billig darinnen den Rang, als Fürſt und Haupt ſeines Volks, über alle andre Menſchen ſolte behaupten können.

XXVI.

Der Held.

- - Tendit in ardua virtus
Et talis meriti gratia major erit.

Ovid. de Ponto L. II. El. 2.

Es ſind gewiſſe groſſe und edelmüthige Menſchen in der Welt, welche die Schrifft das Saltz der Erden nennet: dieſe erhält die gütige Vorſehung noch dem menſchlichen Geſchlecht zum Beſten; weil es ſonſt ſeinen Jammer und ſein Elend nicht würde abſehen können: ja es würde ohne ſie in Gefahr ſtehen, durch die abſcheulichſten Verwirrungen und Laſter gar aufgerieben zu werden, wie ſolches die Geſchichte der wilden Völker bezeugen, die ohne Ordnung und ohne Geſetze gelebet, und wie die reiſſende Thiere ſich einander ausgerottet haben.

Dieſe groſſe und edelmüthige Leute ſind die Virtuoſen unter den Menſchen und die Weiſen unter den Starken: Sie regieren das menſchli-

che Geſchlecht durch ihre Rathſchläge, und beſchützen ſolches mit einem tapffern Muth; Sie formiren die Sitten der vortrefflichen Leute und verhindern durch ihre Vernunft die Ausſchweiffungen eines raſenden Pöbels. Mit einem Wort: Sie ſind Helden.

Ein Held iſt, wie ihn Cicero beſchreibet, ein ſtarker und großmüthiger Mann, gut, einfältig, ein Freund der Wahrheit und redlich in allem ſeinen Thun (*). Die Natur hat ihn über andere Menſchen, wie die Fürſten das Glück erhoben. Sein ganzes Weſen zeigt etwas edles, etwas hohes, etwas Verehrungswürdiges. Liebe und Ernſt, Freundlichkeit und Majeſtät, Gerechtigkeit und Güte beleben alle ſeine Handlungen. Sein groſſer Geiſt herrſchet über ihn ſelbſt, wie über andre Menſchen. Es iſt billig, daß man ihn ehret, und daß der Schwächere ſich von ihm regieren läſſet.

Zwey Sachen gehören zu einem Helden: Er muß vortreffliche Eigenſchaften beſitzen; er muß ſolche zum beſten des menſchlichen Geſchlechts anwenden. Es geſchehe nun ſolches im Krieg oder im Frieden; durch tapfere Thaten, oder durch weiſe Rathſchläge.

Wo

(*) Virum fortem & magnanimum, eundem bonum ſimplicem, veritatis amicum & minime fallacem *Cicero L. I. de Off.*

Wo nicht die Tugend glänzt, da find ich keinen Helden.

Der Begriff von einer Tugend ſetzet nothwendig eine Uebereinſtimmung der Vernunft mit unſern Thaten voraus; folglich iſt der wahre Heldenmuth ſehr weit von der Leichtſinnigkeit und von dem Frevel unterſchieden. Es giebt alſo viel weniger Helden in der Welt als man insgemein dafür zu halten pfleget.

Ein wahrer Held thut alles mit Ueberlegung und aus gerechten Beweggründen. Er läſſet ſich nicht durch Zorn und Rache aufbringen, noch durch Neid und Mißgunſt verleiten, etwas ihm unanſtändiges vorzunehmen. Ihn blenden weder Schätze, noch Hoheit, noch eine falſche Ehre. Er weiß nichts von Eigenſinn und ſtolzer Aufgeblaſenheit. Sein ganzes Weſen zeigt, eine edle Seele in der gröſten Einfalt. Verſtellung, Betrug, Lügen, Doppelſinnigkeit, Schmeicheleyen und dergleichen ſind nur Eigenſchaften einer niedrigen Gemüthsart: Ihm ſind dergleichen Regungen unbekannt. Der ehrliche Mann iſt bey ihm ſo groß als der Held. Die Menſchenliebe und die Großmuth ſind die Richtſchnur aller ſeiner Thaten: dieſen opfert er willig ſeinen Eigennutz, ſeine Ehrſucht und ſeine Gemächlichkeit auf.

Siehet er ſich vor der Spitze eines Heers, dann dieſe Stelle gebühret ihm, ſo iſt ihm auch

das Blut der geringſten Soldaten viel zu koſtbar, als daß er ſolches ohne Noth verſchwenden ſolte. Er iſt wohl tapfer, aber nicht grauſam. Er hat keine Freude am Würgen und Morden; Er macht ſich keine Ehre daraus, ſeinen Degen mit der Feinde Blut zu färben, noch ſelbſt mit wildem Muth in die feindliche Legionen einzuſtürmen. Er iſt bey dem Heer, um ſolches zu regieren, nicht aber das Blutbad mit eigner Fauſt zu verherrlichen.

Ein wahrer Held ſetzet ſich niemahls ohne wichtige Urſachen in Gefahr. Er wagt ſein Leben nicht aus blinder Verwegenheit. Er weiß daß ſein Leben ein Gut iſt, welches bey ihm alle Güter gelten macht. Alle Tugenden, alle Gaben, alle Weisheit, alle Rathſchläge gründen ſich auf das Leben. Höret dieſes auf ſo fällt auch alles andere hin. Es iſt demnach eine groſſe Thorheit, ein Leben gering zu achten, das man zu ſo vielen herrlichen Dingen, zur Verehrung GOttes, zum beſten der Menſchen, und zu ſeinem eignen Vergnügen anwenden kann.

Ein falſcher Heldenmuth weiß nichts von dieſen edlen Empfindungen. Er kennet weder die Pflichten der Menſchlichkeit noch der wahren Ehre. Er iſt überhaupt unwiſſend in allem was uns die Gerechtigkeit und Weisheit lehren. Er eilet aus blinder Wuth, der Gefahr und dem Tod entgegen. Er prüfet nicht die Urſachen

ſachen ſeiner Handlungen. Er ſchätzet das Leben für etwas geringes; indem er weder deſſen Werth noch rechten Gebrauch erkennet; ja er macht ſich ſogar aus dieſer Verachtung einen beſondern Ruhm; nicht anders, als ob die Ehre gröſſer wäre, wie ein tollkühner Menſch zu ſterben; da er als ein vernünfftiger Menſch, zum beſten des Vaterlandes leben ſoll. Dieſes iſt der närriſche Ehrenpunct, welchen ein unſinnig Braſer für ſeinen Abgott hält. Dieſem opfert er ſein Glück, ſein Leben und alles auf. Er kehret ſich an keine Geſetze: er trotzet, er flucht, er will über alles hinaus; alles ſoll ſich vor ihm biegen oder brechen.

. - Iracundus, inexorabilis, acer,
Jura neget ſibi nata, nihil non arroget armis.

Die Zeiten, darinnen wir leben, haben einen der gröſten Kriegshelden hervor gebracht: Ich rede von Carl dem XII. König in Schweden. Als Feldherr und Soldat machte er den ganzen Norden zittern: Er gab ſeinen Nachbarn einen König nach ſeinen Gefallen, und ſtieß denjenigen vom Thron, der ihm zuwieder war. Das Glück ſeiner Waffen war ſo ſchnell, ſo groß und ſo ungemein, daß ſein bloſſer Name ſchon die Feinde ſchreckte, und ſie, wo er im Anzug war, in die Flucht brachte. Ein ſo unerhörtes Glück vermehrte ſeine Einbildung. Er glaubte, daß ihm nun ferner nichts mehr wiederſtehen könnte. Er trotz-

te die Zeiten, die Menſchen, die Gefahr und den Tod.

Die Schlacht bey Pultawa war das traurige Ziel ſeiner herrlichen Siege. Er wurde von denen ihm ſo verächtlichen Ruſſen geſchlagen. Alles gieng verlohren: Volk, Waffen, Befehlshaber, Geld, Kriegscanzley: Nichts blieb übrig, als ſein unüberwindlicher Eigenſinn. Er floh in die Türkey, und meynte die Pforte gegen ſeine Feinde aufzuwiegeln. Er ſprach mit den Mahometanern, als ob ſie ſeine Unterthanen wären. Er bedrohete ſie, er ſchalt auf ſie, er wehrte ſich gegen ſie aus ſeinem Hauſe; nicht als ob er es mit einem mächtigen Reich, ſondern mit einem Hauffen Räuber zu thun hätte. Das ganze Gebäude ſtund ſchon in lichten Flammen; alles krachte und blitzte neben ihm herum im Feuer. Der König wolte ſich nicht ergeben: Endlich ſtürmte er mit dem Degen in der Fauſt auf die Belagerer loß, und wurde, da er fiel, ihr Gefangener.

Mehr entrüſtet als gedemüthiget lehrte er ſeine Feinde ihn als einen König ehren. Nach einer geraumen Zeit, da man ihn tod geglaubet, kam er auf einmal in Europa wieder zum Vorſchein. Er verließ die aſiatiſche Gränzen, durchreißte als ein gemeiner Mann, ohne erkannt zu werden, einen groſſen Theil von Ungarn und Teutſchland. Man ſah ihn wieder bey ſeinem Volk, ſo gebietend und ſo unerſchrocken als vorher.

her. Seine Wiederwärtigkeiten hatten ihn nicht geändert. Ohne Truppen, ohne Geld und ohne Bunds-Verwandten, wiederſetzte er ſich der Macht dreyer groſſen Potentaten. Sie wolten ihn zum Frieden zwingen; allein er wuſte nicht nachzugeben. Er konte nichts als befehlen.

Da es ihm unmöglich war, dasjenige zu erhalten, was er in Teutſchland hatte, fiel er in Norwegen ein, und belagerte Friederichshall. Wie andere ein Luſtfeuer mit anſehen, ſo betrachtete er hier in den Laufgräben das Feuer, welches die Belagerten machten. Das Verhängnis erbarmte ſich endlich über dieſen wunderbaren König, noch mehr aber über das arme Volk, welches durch ſeine Heldenſucht aufgerieben wurde. Eine Falconetkugel warf ihn zu Boden, und befreyete damit die Dänen von ihrem Feind, und die Schweden von ihrem unglücklichen König.

Alſo ſtarb Carl der XII. der ſeinem verkehrten Heldenmuth, die Wohlfahrt ſeiner Länder, das Blut vieler tauſend Menſchen, und endlich ſich ſelbſt aufgeopffert hat.

Der Prinz Eugenius von Savoyen, der unter den groſſen Feldherren unſerer Zeiten einem wahren Helden mit am nächſten kam, wird dem ungeachtet bey verſchiedenen vorgefallenen Kriegshandlungen, die ſeinen Namen unſterblich gemacht

macht haben, einer Verwegenheit beſchuldiget. Die Schlacht bey Belgrad 1717. hat allerdings etwas, daß derſelben nicht ganz unähnlich ſahe. Allein, er wuſte die Schwäche ſeines Feindes, der nicht das Herz hatte auf ihn loßzugehen. Er wagte es, da er ſeinen Vortheil erblickte, ihn ſelbſt anzugreiffen, und zeigte ſeinem Heer die Nothwendigkeit ſich durchzuſchlagen. Dieſes brachte ihm einen herrlichen Sieg zuwegen. Seine Kriegshandlungen in Teutſchland und in Italien waren beſſer abgepaßt. Der Engeländiſche General, Herzog von Marlborugh ſchickte ſich trefflich zu ihm: er mäßigte durch ſeine kaltſinnige Vernunft, den hitzigen Muth des Prinzen; wiewohl demſelben dieſes Feuer bey zunehmenden Jahren dergeſtalt vergieng, daß ich faſt dieſen ſonſt ſo muntern Helden, in ſeinem letzten Feldzug am Ober-Rhein, mehr für einen alten Schulmeiſter, als für einen groſſen General angeſehen hätte. Er ſchien gleichſam nur bey der Armee zu ſeyn, um die groſſen Preuſſen und die zum Theil ſchlechte Crays-Völker zu ſchonen.

Hätte man ein wenig mehr Mäßigung und Vorſichtigkeit gebraucht, um die Türken bey Grotzka anzugreiffen, ſo würde man vielleicht Belgrad nicht in den Händen eines Volkes ſehen, das nicht allein unſre Kunſt zu kriegen gelernt, ſondern auch unſere Fehler ſich trefflich zu Nutzen zu machen weiß. Die bloſe Herzhaftigkeit macht noch lange keinen Helden; ohne Klugheit iſt ſie vielmehr ſchädlig. Man entſchuldiget ſich

übel

übel mit Unglück und Zufällen, wann ſie natürliche Folgen unſerer Handlungen ſind.

Die Hertzhaftigkeit macht einen Soldaten, die Klugheit aber einen General: Man muß deswegen eine wilde Hertzhaftigkeit den gemeinen Soldaten nicht allein zu gut halten, ſondern auch vor einer Schlacht ihnen mehr Fleiſch, Bier und Brandewein, als ſonſt reichen laſſen, um ihre Lebensgeiſter dadurch aufzumuntern; denn leere Körper haben kein Feuer, und unterliegen bald bey annahendem Gefecht. Allein mit den Befehlshabern hat es ſchon eine andere Bewandnis: dieſe haben allen ihren Verſtand und alle ihre Vorſichtigkeit vonnöthen, um ihren Poſten wohl wahrzunehmen; und müſſen alſo den Kopf mit überflüßigen Dünſten, die von vielem Eſſen und Trincken herrühren, ſich nicht beſchweren. Ein Feldherr inſonderheit muß ſich durch keine ungeſtümme Regungen hinreiſſen laſſen. Er muß Meiſter von ſich und ſeiner Hertzhaftigkeit ſeyn; Er muß bloß allein ſeine Gedancken auf die glückliche Ausführung eines Unternehmens richten.

Der Herr von S. Evremond, der in der Kunſt die Menſchen zu ſchildern, nicht ſeines gleichen hatte, machte einen Vergleich zwiſchen dem Prinzen von Conde, und dem Marſchall von Turenne, zwey der gröſten Feldherren ihrer Zeit. Es finden ſich darinnen verſchiedene Stellen, die ſich beſonders hieher ſchicken.

„ Die Geſchäftigkeit des Prinzen, ſagt
„ derſelbe, erſtrecket ſich weiter als die Noth-
„ wendigkeit der Sachen es erfordert; der an-
„ dere iſt ſo geſchäftig, als er es ſeyn ſoll: Er
„ vergiſſet nichts überflüßiges: Er ſuchet als
„ Meiſter von den Strapatzen des Krieges, ſo-
„ wohl als von der Zucht, das feindliche Heer
„ zu verderben, und das Seinige zu erhalten.
„ Man kann ſich gegen die Ueberfälle des erſten
„ nicht genug in acht nehmen: Seine Kühn-
„ heit und ſein Muth ſchmeiſſet alles darnieder,
„ was man ſich auch einbildet, ihm entgegen
„ zu ſetzen; der andere ſucht ſich aus aller Ge-
„ fahr zu wickeln: Er findet Mitteln zu Si-
„ cherheit, wo alle Anzeigen ſind, daß er ver-
„ lieren würde. Man mag dem Prinzen
„ Trouppen geben wie man will, alte oder neue,
„ bekannte oder unbekannte, ſo führet er ſie
„ zum Treffen mit einem gleich ſtoltzen Muth.
„ Mit wenig Trouppen im Gegentheil, denen
„ Turenne nicht trauet, ſucht er ſich auſſer Ge-
„ fahr zu ſetzen, und mit wenig guten, die bey
„ ihm ein Vertrauen erweckt, unternimmt er
„ als etwas leichtes, was unmöglich ſcheinet.

„ So viel Eifer der Prinz auch hat, Schlach-
„ ten zu liefern, ſo wird Turenne deren doch
„ noch mehr geben; weil er ſich darzu beſſer
„ weiß die Gelegenheit zu bereiten. Alles muß
„ bey ihm dem Nutzen der Sachen weichen: Er
„ verträgt das Murren ſeiner Neider, die üblen
„ Dienſte ſeiner Feinde, den Verdruß derjeni-
gen,

„ gen, denen er dienet, nur um einen wahren
„ Dienſt zu leiſten. Der Prinz hat mehr Auf-
„ merckſamkeit auf die Befehle des Hofes, bis
„ ſich eine Gelegenheit ereignet: Alsdann höret
„ er nichts als ſeinen Muth, und hält ſich nicht
„ verbunden jemand von ſeiner Handlung Re-
„ chenſchaft zu geben, als ſeiner eignen
„ Ehre.

„ Der Ruhm des Herrn von Turenne iſt je-
„ derzeit mit dem Nutzen ſeiner Verrichtungen
„ verknüpft. Man wird ihm verlieren müſſen,
„ um ſeinen Werth recht zu erkennen, und es
„ wird ihm ſein Leben koſten, einen ſo vollkom-
„ menen Ruhm, wie er verdienet zu erwer-
„ ben (*).

Sehet hier zwey groſſe Feldherrn, deren jeder nach ſeiner Art unvergleichlich war, ob man gleich in ihrer Art zu dencken und zu handeln einen groſſen Unterſchied beobachtet. Die Klugheit, wie wir bereits angemercket haben, iſt eigentlich die Haupt-Tugend eines Feldherrn. Es äuſſern ſich aber nichts deſtoweniger im Krieg auch ſolche Fälle, wo der Feldherr ebenfalls für ſeine Perſon eine beſondere Hertzhaftigkeit zeigen, und ſo braf thun muß, wie ein gemeiner Soldat. Was die Klugheit beſchließt, muß der Muth hinaus führen.

Sci-

(*) S. Evremond Oeuvres melées. T. V. 65.

Scipio kann uns hier zum Exempel dienen. Dieſer wuſte als ein Feldherr zu commandiren, und auch als ein Soldat zu fechten. Niemahls hatte ein großmüthiges Hertz, eine würdigere Urſache, ſich in ſeinen eignen Muth zu verlieren, als da es darauf ankam, einen Vater zu retten. Dieſer regierte als Feldherr das Römiſche Heer. Er hatte ſich zuweit mit den Feinden eingelaſſen; er wurde von ihnen umringet. Scipio erblickte ihn in dieſer Gefahr. Er hatte keinen Augenblick zu verlieren. Hundert Reuter die er ungefehr bey ſich hatte, waren viel zu langſam in einem ſo zärtlichen Umſtand ihm beyzuſpringen. Er ſtürtzte mit ſchneller Wuth allein in den feindlichen Hauffen: er machte ſich Raum mit dem Degen in der Fauſt und rettete ſeinen Vater in dem Augenblick, da man ihn niederhauen wolte.

Dieſer Scipio bezeigte eine gleichmäßige Hertzhaftigkeit, nach der unglücklichen Schlacht bey Cannes, da die Römer von dem Hannibal waren überwunden worden. Er hatte ſich mit einigen vornehmen Befehlshabern, die mit ihm der Gefahr entronnen waren, in eine Berathſchlagung eingelaſſen, um der gemeinen Sache wieder aufzuhelffen. Mittlerweile kam man ihm anzudeuten, daß Metell mit einem Trupp junger Römer, welche aus den vornehmſten Geſchlechtern waren, ſich entſchloſſen hätten, Rom zu ver-

verlaſſen, und ſich zu Schiff zu begeben, um Schutz bey einigen benachbarten Königen zu ſuchen. Dieſe Nachricht ſetzte alle Kriegs-Häupter in Verwirrung, und gab Gelegenheit zu neuen Rathſchlägen. Scipio aber ſtund auf, und ſprach: Es iſt nicht Zeit mit vielen Ueberlegungen ſich aufzuhalten, wann die Gefahr auf das äuſſerſte gekommen iſt. Wo euch, fuhr er im Eifer fort, das Heil von Rom noch anlieget, ſo laſſet uns alles daran ſetzen; laſſet uns keinen Augenblick verlieren; laſſet uns den Metell aufſuchen. Scipio gieng damit hin, und hatte nur ein kleines Gefolg. Er fand die jungen Römer noch beyſammen; ſie waren eben im Werck begriffen, ihr ſchändliches Vorhaben auszuführen. Er nahete ſich ihnen mit einem ſtoltzen und erhabnen Weſen, und ſprach indem er den Degen zog, mit einer lauten und behertzten Stimme: Ich ſchwöre Rom nie zu verlaſſen, und werde auch nicht zugeben, daß einer unſrer Bürger ſolches verlaſſe; wo ich anders thue, ſo zerſchmettere mich Jupiter und zerſtöre auf das ſchrecklichſte mein Haus, mein Geſchlecht und alles was ich habe. Wiſſe Metell, fuhr er mit gleichem Eifer fort, daß ſowohl du, als alle ihr, die ihr hier zugegen ſeyd, eben dieſen Eyd thun müſſet, wo ihr nicht durch dieſes Schwerdt umkommen wollet. Des Scipio Gegenwart, ſein Muth und ſeine Reden ſchreckten die gantze Verſammlung, nicht anders als ob Hannibal ſelbſt vor ihren Augen ſtünde. Alle ſchwuren wie es Scipio von ihnen verlangte,

und untergaben ſich der Anführung dieſes Helden (*).

Die dritte hertzhaffte That dieſes groſſen Römers findet ſich in eben dieſem Buch. Er hielte die Stadt Liturgis in Spanien belagert. Die Soldaten, nachdem ſie dreymal waren zurück geſchlagen worden, wolten keinen Sturm mehr wagen. Dieſe Zaghafftigkeit verdroß den Scipio. Wie! ſprach er zu ihnen, ſeyd ihr es, ihr Römer, die ihr mir geholffen habt Carthago einnehmen, und jetzo fürchtet ihr euch die Mauren einer mittelmäßigen Stadt zu erſteigen? Indem er dieſes ſagte, riß er, mit einem verächtlichen Zorn, einem von ſeinen Reutern den Schild aus der Hand, und rief gantz entrüſtet ſeinen Soldaten zu: Sie ſolten ihm die Leitern anſchlagen; er wolte der erſte ſeyn hinauf zu klettern; er beſtieg ſolche auch würcklich mit einem unerſchrockenen Weſen. Die Römer aber ſahen nicht ſobald ihren Feldherrn in Gefahr, ſo ſchrien ſie aus vollem Halſe, er möchte ſich doch zurück ziehen, ſie wären bereit Sturm zu lauffen und die Stadt zu erobern.

Sehet hier die Würckungen einer wahren Hertzhafftigkeit, wodurch Scipio ſeinen groſſen Heldengeiſt zeigte, da er ſonſt bey allen andern Gelegenheiten ſein Leben mit äuſſerſter Behutſamkeit zu ſchonen wuſte. Wie ſolches deſſen Auf-

(*) T. Livius L. XXVIII.

Aufführung bey Carthago bezeugte, wo er ſich unter währendem Sturm durch drey groſſe und ſtarcke Soldaten mit ihren Schilden bedecken lies. Der Abt von S. Real macht über dieſe Handlung eine Anmerckung, die hier eine Stelle verdienet (*).

„ Scipio, ſagt er, ſchätzt das Leben ſo hoch
„ als es würdig iſt gehalten zu werden: Niemahls
„ war eine Sorgfalt gerechter und gegründeter.
„ Er ſchonte ſeines Lebens, um den Hannibal zu
„ zwingen, die Vortheile ſeiner sechszehenjähri-
„ gen Siege mit Schande zu verlieren, um vor
„ ſeinen Augen und in ſeinem eignen Land, ſein
„ Heer, welches für unüberwindlich gehalten
„ wurde, niederzumachen; und endlich Carthogo,
„ ſo bereits Rom in die äuſſerſte Noth geſetzet
„ hatte, eben dieſem Rom zu unterwerffen. Er
„ ſchonte ſeines Lebens, um die Gräntzen des Rö-
„ miſchen Staats bis in die Mitte von Aſien,
„ welches den meiſten Europäer noch unbe-
„ kannt war, unter dem Namen ſeines Bruders
„ auszubreiten. Mit einem Wort, er ſchonte
„ ſeines Lebens, um ſolche Exempeln der Groß-
„ muth, der Mäßigkeit, der Uneigennützigkeit,
„ der Standhafftigkeit, der brüderlichen Liebe
„ und ſo vieler andern unſchätzbaren Tugen-

(*) Oeuvre de l'Abbé de S. Real. T. V. de la Valeur.

„ den aufzuweiſen, daß ſie auch die Nachwelt
„ in Verwunderung ſetzen muſten.

Der wahre Held iſt demnach von einem frechen, tollkühnen und verwegenen Menſchen weit unterſchieden. Alle ſeine Anſchläge werden mit Klugheit überlegt, und mit Tapferkeit ausgeführet. Sein Endzweck gehet in allem auf die gemeine Wohlfahrt; er ſuchet den Frieden unter der abſcheulichen Nothwendigkeit des Krieges.

Sehet ihn vor der Spitze eines mächtigen Heers: er unterſucht deſſen Beſchaffenheit, und überlegt genau, wie viel er mit demſelben unternehmen kann. Er richtet darnach alle ſeine Anſchläge ein. Seine Entſchlieſſungen ſind zuweilen langſam, zuweilen hurtig, nachdem es die Gelegenheit und die Umſtände erfordern. In ſeinem Thun folget alles auf einander: alles gehet geſchwind und doch ordentlich von ſtatten.

Liefert er eine Schlacht, ſo geſchiehet ſolches mit gröſtem Vorbedacht, und wann er es für gut findet; nicht aus Noth gezwungen, oder aus unzeitigem Eifer. Er wehlet dazu die vortheilhaffteſte Lage: er ſtellet ſein Heer in Schlachtordnung: er durchſtreichet alle Linien: er ermuntert ſeine Soldaten zum Treffen: er ſpricht ihnen einen Muth ein: er erinnert ſie ihrer Schuldigkeit. Ein erhitztes Blut wallet in ſeinen

Adern;

Adern: ſeine Augen ſind voll Feuer: ſein gantzes Weſen iſt kriegeriſch. Wo er ſich zeiget, da werden ſeine Leute behertzt; er ſelbſt aber muß ſeinen Muth zurück halten. Die Klugheit begleitet ihn: Sie will gleichen Antheil an ſeinen Siegen haben: Sie richtet alle ſeine Bewegungen ein: ſie ſtellet ihm alles gegenwärtig vor die Augen.

Virtus animusque in pectore præſens.

Die Schlacht beginnet: man höret den donnernden Knall des groben Geſchützes die Loſung zum Angriff geben. Das Geräuſch der Waffen, das Wiehern der Pferde, der kriegeriſche Schall der Trompeten und Paucken ſchrecket die Kleinmüthigen und ermuntert die Hertzhafften zum Streit Die Hauffen regen ſich von allen Seiten, ſie treffen auf einander mit gantzen Gliedern. Man höret nichts mehr als ein fürchterliches Gebrüll. Der Dampf erfüllet die Lufft, das Feuer wird allgemein und das Morden abſcheulich. Der Held iſt zugegen. Ihm wird bald ein Freund, bald ein Diener von der Seite geſchoſſen. Hier werden Männer und Pferde und dort gantze Linien getrennet. Das Geſchrey der Fechtenden, das Geheule der Verwundeten, das Raſſeln der Wägen, welche in die Flucht eilen, das Weheklagen derer Weiber, die noch mehr aus Furcht als für ihre Männer weinen; alles dieſes beweget die Na-

tur, und macht auch die Tapferſten weichhertzig.

Der Held bejammert den Verluſt ſo vieler Menſchen: das Mitleiden regt ſich bey ihm; allein ſeine Pflicht, ſein Amt und ſeine Ehre rufen ihn zu andern Betrachtungen. Er iſt in ſteter Bewegung. Er ſiehet, er mercket alles; er giebt Befehle auf Befehle; und indem er ſolche austheilet, hat er ſtets den gantzen Plan von der Schlacht vor Augen. Nichts verwirret ihn in einem ſo wichtigen Geſchåfft, nichts macht ihn kleinmůthig. Er ſucht allenthalb gegenwårtig zu ſeyn, und wo er ſelbſt nicht hinkommt, da fliegen ſeine Befehlshaber auf und ab. Den Fechtenden ſchreyet er zu, den Flůchtigen ruft er nach. Er ſelbſt ſcheuet keine Gefahr: er wagt ſich, ſo viel als es einem Feldherrn erlaubt iſt ſich zu wagen.

Doch weder Tapfferkeit noch Klugheit helffen; die Sachen lauffen ůbel. Die Soldaten ermůden im Streit: der eine Flugel wancket, der andere iſt ſchon getrennet. Die Schlacht ſcheinet verlohren. Der Held giebt darum die Hoffnung noch nicht auf: ſein Muth erhitzet ſich von neuem. Er ſuchet die Ordnung der zerſtreueten Hauffen wieder herzuſtellen. Er bringt die Flůchtigen wieder zuſammen. Er fůhret ſie abermahl an den Feind. Er thut alles was mőglich iſt, demſelben den Sieg aus den

Hån-

Händen zu reiſſen; allein, das Verhängnis ſtreitet wider ihn. Nur ein Weg iſt ihm noch offen. Er weichet; aber er weichet als ein Held. Sein Abzug giebt ihm die Ehre eines halben Sieges: er verlieret die Schlacht, und erhält ſeine Armee. Sein hoher Geiſt verfällt nicht in die Schwachheit eines über ſeinen Unfall aufgebrachten Gemüths. Weder Zorn noch Kleinmuth bringen ſolches in Unordnung. Er beuget ſich unter der Hand eines GOttes, der den Sieg giebt, wem er will.

Begleitet aber ein günſtigeres Geſchicke ſeine Waffen; ſieht er den Feind in der Flucht und ſich als Uberwinder auf dem Kampfplatz, ſo iſt er darum nicht hochmüthiger. Er ſucht ſich ſeines Sieg zu bedienen, aber nicht zu überheben. Er läßt einen Theil ſeiner Soldaten die Flüchtigen verfolgen. Er verhindert die andern Soldaten, daß ſie nicht ihre Poſten verlaſſen, und zur Unzeit auf Beute und Plünderung auslauffen. Er hemmet die Wuth und Mordſucht der Fechtenden. Er ehret auch die Tugend an ſeinem Feind. Das Glück der Waffen macht ihn zu keinem trotzigen und unbarmhertzigen Uberwinder: die Unſchuldigen zu beſchützen, den Nothleidenden beyzuſpringen, die Ordnung und die Menſchlichkeit unter ſeinen Soldaten mitten im Gefecht, mitten unter den beſiegten Feinden zu erhalten: dieſes ſind die Regungen ſeines großmüthigen Hertzens. So dencket,

ſo ſieget ein Held. Unächte Begriffe, die uns andere Vorſtellungen von der Tapfferkeit gegeben! Unwürdige Schmeichler, die durch ihr ſchändliches Lob die verruchteſte Tyrannen zu Helden machen!

Moraliſcher

Schildereyen,

Zweyter Abſchnitt.

Cum Statuas & imagines, non animorum ſimulacra ſed corporum ſtudioſe multi ſummi homines reliquerint: conſiliorum relinquere ac virtutum noſtrarum effigiem non multo malle debemus.

Cicero pro Archia.

I.

Abbildung des Königs in Pohlen.

Im Jahr 1723.

Man kann ſagen, daß die Natur dieſen Fürſten zu einem König gemacht, und daß diejenigen Unrecht hatten, die ihm dieſe Würde ſo lang verweigert haben. Der Bau ſeines Leibes iſt ſtark, unterſetzt und wohlgewachſen. Alle Gliedmaſſen an demſelben haben eine abgemeſſene Verhältnis. Die Züge ſeines Geſichts formiren eine ſolche Bildung, die mit einmal etwas groſſes und erhabenes ausdrückt. Man findet darinnen nichts als männliche Zeichen: einen groſſen Mund, ſtarke Lefzen und Augenbraunen, eine hohe Stirne und breite Kienbacken. Nur die Augen miſchen in ihr lebhaftes Feuer einen Blick, der huldreich und freundlich iſt.

So hat die Natur dieſen König gezeichnet. Die Beſchaffenheit ſeines Gemüths kommt damit vollkommen überein. Er hat ein ganz königliches Weſen. Er iſt tapffer, großmüthig,

angenehm, gefällig, und der liebenswürdigſte Fürſt von der Welt.

Ich ſcheine hier dem König zu ſchmeicheln. Ich will mich mit ſeinen Fehlern rechtfertigen. Er hat ſeine Religion verändert, er iſt den Wolluͤſten ergeben, er übertritt das ſechſte Gebot, ohne einmal Böſes zu denken. Was kann man hier zu ſeinem Ruhm anmerken, ohne den Laſtern das Wort zu reden? Auguſt hat gemeine Fehler, und ungemeine Tugenden. Er iſt ein Menſch, aber dabey ein groſſer König. Seine Fehler ſind Fehler ſeines gleichen: ſie haben nichts wildes, nichts grauſames.

Auguſt, ſagt man, hat die Religion verändert! Ich würde es zugeben, wann ich gewiß wüſte, daß er zuvor eine gehabt hätte. Es iſt bekannt, daß er von Jugend auf ein kleiner Freygeiſt war, der nicht mehr glaubte, als was viele unſrer Fürſtenkinder insgemein zu glauben pflegen: nemlich daß ein GOtt im Himmel ſey, ſie aber, als Fürſten auf Erden, thun könten was ſie wolten. Auguſt hatte demnach, als er zu der römiſchen Kirche übergieng, eigentlich noch keine Religion; man kann alſo nicht von ihm ſagen, daß er die Seinige verändert hätte; er nahm nur eine an. Wie eifrig aber er ſich darinnen erzeiget, lehret unter andern das Exempel mit ſeinem groſſen Hund, dem er den Roſencranz um den Hals hieng, da ihn ſein Beichtvater erinnerte, der Meſſe mit beyzuwohnen.

Wir

Wir könnten dergleichen Begebenheiten noch verſchiedene anführen, um zu beweiſen, daß die Herren Catholicken eben keinen gar eifrigen Proſelyten an Sr. Königl. Majeſtät gemacht haben.

Daß Auguſt den Wollüſten ergeben iſt, ſolches hat er ebenfalls mit den meiſten Groſſen gemein. Er iſt von einem ſanguiniſchen Temperament; doch muß man dieſes von ihm anmerken, daß er bey allen ſeinen Luſtbarkeiten, wo andre ſich vergeſſen, ſich ſelbſten nie vergiſſet. Er beſitzt ſich vollkommen und zeiget in allem daß er König iſt. Ich unterwinde mich nicht ſeine Liebeshändel zu rechtfertigen; dergleichen Ausſchweiffungen lauffen deutlich wieder die Geſetze unſeres Glaubens, welcher auf ein keuſches und unſchuldiges Leben dringet. Wenn man aber bey einem Laſter auch die Tugend loben könnte, ſo müſte man ſagen, daß Auguſt ſeine Liebhabereyen vortrefflich zu wehlen wiſſe.

Es ſind Ausſchweiffungen, ſie mögen ſo ſchön ſeyn als ſie wollen; darinnen aber iſt der König zu loben, daß er nicht, wie es ehemals der Churfürſt ſein Bruder, wegen der Neitſchin gethan, ſeiner Gemahlin, der Königin übel begegnet, ja daß er nicht einmahl derſelben etwas von ſeiner Hochachtung und Ehrerbietung entziehet: Auguſt iſt in der That großmüthig, und es muß ihn jedesmal ein grauſames Leiden koſten, ſo offt ihn eine neue Leidenſchaft hinreiſſet, welche

das Opffer der vorhergehenden verlanget. Wort und Zuſage mit den theuerſten Verſicherungen und Eydſchwůren gelten hier nicht långer, als die Neigungen des Kőnigs. Er iſt darinnen wie andre Menſchen, welche etwas zukůnftiges verſprechen, das nicht in ihrer Macht ſtehet, um einer gegenwårtigen Luſt zu genieſſen, die ſie mit allzuſtarken Reitzungen ůberfållt. Die Schőnen glauben dasjenige was ſie wůnſchen, und werden betrogen: ſie beklagen ſich darůber mit Unrecht, weil ſie in gleichen Fållen es ihren Liebhabern eben ſo machen. Wolten wir aufrichtig mit einander handeln, ſo můſten wir uns von unſern zukůnftigen Neigungen gar nichts verſprechen, wie jener gewiſſenhaffte Liebhaber, deſſen Braut deswegen wieder zurůck gehen wolte, weil er ſich weigerte zu ſchwőren, daß er ſie beſtåndig lieben wůrde; dann dieſes, ſprach er, wåre eine Sache, die mehr auf ſie, als auf ihn ankåme. In der That: die Liebe låſſet ſich zu nichts binden, ſie beherrſchet uns, auch wider unſern Willen. Man muß eine ſtarke Seele haben, wenn man Meiſter von ihren Reitzungen ſeyn will. Sie ſetzet die Kőnige aus ihrer Hoheit, ſie macht die Helden zu Sclaven, und die Weiſen zu Thoren. Hier ſiehet man das wahrhaffte Kleine in dem eingebildeten Groſſen. Eva zeiget dem Adam die verbotene Frucht, und er lies ſich verfůhren.

Ich habe alle die berůhmten Liebhaberinnen des Kőnigs geſehen. Die erſtere war die Gråfin Kőnigsmarck, die Mutter des berůhmten Graf Moritzens von Sachſen: ſie war im Jahr

1718.

1718. am Hof zu Dreßden: ſie und die Fürſtin von Teſchen hatten beyde von der galanten Welt, in welcher ſie eine kurze Zeit ihre Annehmlichkeiten hatten verehren ſehen, ihren Abſchied bekommen. Man ſah kaum mehr auf ihren Stirnen noch die Spuren der Möglichkeit, daß ſie auf dem Schauplatz dieſes galanten Hofs in einigen Auftritten die vornehmſten Spielerinnen geweſen wären. Sie erſchienen jetzo nur noch als zwey philoſophiſche Zuſchauerinnen, denen die Höflichkeit, wegen des traurigen Verluſts ihrer vormaligen Annehmlichkeiten, noch mit ihrem Witz und ihrer ſtarken Vernunfft zu ſchmeichlen ſuchte. Die Gräfin von Coſel ſahe ich als ein junger Student in Halle, wo ſie als eine von Hof verwieſene Liebhaberin des Königs ſich hingeflüchtet hatte: ſie hielte ſich daſelbſt ganz verborgen in einer abgelegenen Straſſe bey einem Bürger, unweit dem Ballhaus auf. Ich gieng faſt täglich zu einem guten Freund, der gleich neben bey wohnte. Das Gerüchte breitete ſich aus, daß ſich daſelbſt eine fremde Schönheit aufhielte, die ganz geheim lebte. Das Studentenvolk iſt vorwitzig. Ich ſahe ſie etlichmalen mit gen Himmel aufgeſchlagenen Augen in tiefen Gedanken hinter dem Fenſter ſtehen; ſobald ſie aber gewahr wurde, daß man ſie betrachtete, ſo trat ſie erſchrocken zurück. Auſſer den Leuten, die ihr das Eſſen über die Straſſe brachten, ſah man niemand, als einen wohlgekleideten Menſchen bey ihr aus und eingehen, den man für ihren Liebhaber hielte. Man kann

keine

keine ſchönere und erhabnere Bildung ſehen. Der Kummer, der ſie nagte, hatte ihr Angeſicht blaß und ihren Blick ſehnend gemacht: ſie gehörte unter die bräunlichen Schönen, ſie hatte groſſe, ſchwarze, lebhaffte Augen, ein weiſſes Fell, einen ſchönen Mund und eine fein geſchnitzte Naſe. Ihre ganze Geſtalt war einnehmend, und zeigte etwas groſſes und erhabenes.

Es muß dem König nicht leicht geweſen ſeyn, ſich von ihren Feſſeln loszumachen: Sie war eine Holſteinerin aus dem Geſchlecht Bruchsdorf, ſie hatte den Herrn von Hoym in Sachſen geheyrathet: ihre Begebenheiten hat uns der Herr von Pölnitz in dem galanten Sachſen beſchrieben. Sie erhielte ſich neun Jahre in des Königs Gnade, und beherrſchte die Sachſen die Pohlen und den König. Ein ſolches auſſerordentliches Weib verdienet in den Geſchichten unſrer Zeiten eine eigne Stelle. Ihr Exempel iſt lehrreich für groſſe Herren, weil hier eine einzige Buhlſchafft ſo viel als eine ganze Armee zu unterhalten koſtete. Unſägliche Summen giengen darauf, um die Hochachtung zu zeigen, welche der König für dieſes Weib hatte.

Der an den teutſchen Höfen herum geirrte geiſtliche Ritter, Abt und Graf von Buquoit, macht aus ihr eine Heldin, er nannte ſie eine ſtarcke Frau, gab ihre gute Lehren und ſprach ihr

von den Wegen GOttes (*). Die Sittenlehre an den Höfen iſt von der gemeinen Sittenlehre ſehr unterſchieden: ſie richtet ſich nach den Umſtänden und Leidenſchaften der Groſen. Die Helden haben ihren Königen zu Gefallen, die Laſter vergöttert; die Chriſten thun ſolches nicht, ſie geben ihnen nur einen andern Namen und was man an dem Pöbel ſtraft, bewundert man öfters an einem Fürſten.

Die Gräfin von Dänhof war diejenige Heldin, welcher endlich die ſchöne Coſelin weichen muſte: Sie kam derſelben weder an Schönheit noch an Gemüthsgaben bey. Die Gräfin von Dänhof hatte als eine Tochter des Cronmarſchalls, den ſtärkſten Anhang in Pohlen. Der Feldmarſchall Flemming, den die herrſchſüchtige Coſelin gegen ſich aufgebracht hatte, ſuchte ſie zu ſtürzen, und die Gräfin von Dänhof darzu zu gebrauchen. Die Politic und des Königs natürlicher Wankelmuth mogte alſo wohl den meiſten Antheil an dieſer Liebe haben. Die Gräfin von Dänhof hatte eine friſche Farbe, ein munteres Aug und ein aufgeraumtes Weſen

(*) Lettre à la Comteſſe de * * *. Die Briefe dieſes auſſerordentlichen Heiligen, der im Grund ein ehrlicher Mann ſeyn mogte, ſind einzeln gedruckt, und dörften mit der Zeit ſehr rar werden, wenn anders kein Liebhaber ſeiner Schrifften ſolche nebſt ſeinem wunderbaren Lebenslauf, zuſammen heraus zu geben ſich entſchlieſen ſolte.

ſen: ſie lachte und ſcheckerte gern, wie das rechte ſächſiſche Wort lautet: Papogayen, Affen, Mohren, kurzweilige Leute und dergleichen waren ihr Zeitvertreib. Viel Geiſt und hohe Gedanken hatte ſie eben nicht. Doch war ſie ſehr angenehm, und hatte keinen Mangel an guten Einfällen. Sie liebte den König ſehr, und konnte für Schrecken ohnmächtig werden, wann ſie ſich nur vorſtellte, ihn zu verlieren: ſie machte ihm im übrigen keinen Verdruß, mengte ſich in keine Staats-Geſchäfte, und war weder herrſchſüchtig noch eiferſüchtig; ſondern ihre ganze Neigung gieng dahin, um den König zu vergnügen. Ihre eigne Schweſter, die Littauiſche Feldherrin muſte ſogar mit darzu behülfflich ſeyn. Dieſe beyde Schweſtern waren immer um den König. Die Littauiſche Feldherrin war klein und zart von Perſon, aber nicht übel gebildet: ſie hatte Muth für zehen Männer, und man ſagt, daß ſie einmahl die Poſt von Warſchau bis nach Danzig geritten ſey. Sie flog, wann ſie zu Pferd ſas.

Das Glück der Dänhofin dauerte nicht ſo lang, als dasjenige ihrer Vorgängerin. Die ſchöne Dieskau kam im Jahr 1720. an die Reihe der königlichen Buhlerinnen. Dieſes Fräulein vereinigte in ihrer Geſtalt alle Reitzungen und Schönheiten einer Sächſin; der prächtigſte Bau des Leibes trug einen Kopf den man nicht ſchöner mahlen kann. Die Augen blitzten von einem Feuer, das mehr Unſchuld als Ueppigkeit zeigte; allein Geiſt und Lebhaftigkeit hatte ſie ungleich

gleich weniger, als ihre Vorgängerinnen, deswegen muſte ſie auch bald hernach der Fräulein von Oſterhauſen weichen, die zwar nicht ſo glänzend ſchön, aber dargegen ein ſo annehmliches, ſchmeichlendes Weſen hat, daß ſie das Herz des Königs bis an ſein Ende dürfte behaupten, wann die Triebe der Buhlerey ſich nicht mit den zunehmenden Jahren des Königs erſchöpfen, und ihn in einer Sache kaltſinniger machen werden, darinnen er ſonſt ein ſo groſſer Held, als groſſer König iſt.

II.

Abbildung des Feldmarſchalls-Grafen von Flemming.

Viele wundern ſich, wie dieſer Mann habe ſo groß werden können. Denn es kommt faſt alles hauptſächlich auf ihn an. Es ſey, der Feldmarſchall habe keinen gar tiefſinngen Verſtand, noch eine weit ſich ausbreitende Staatskunde, ſo hat er doch ſehr viel Witz und Lebhaftigkeit. Er iſt dasjenige in einem vollkommenen Grad, was man einen artigen Hofmann nennet: munter, aufgeräumt, angenehm, auch, wann es an das Trinken geht, luſtig, wild und ausſchweiffend. Er ſiehet wohl aus, und hat eine gute Bildung. Seine Lineamenten ſind zart und bezeignen mehr einen Wollüſtigen als Ehrgeitzigen. Er iſt mittelmäßig von Statur, wohl unterſetzt und

fleiſchigt, ohne dick zu ſeyn. Friſch und geſund von Farbe, und ſtets zur Freude geneigt, wann er in Geſellſchaft iſt. Er hat ein ſehr leutſeliges gefälliges Weſen. Er iſt hurtig im Feuer, aber auch bald wieder zu beſänftigen. Mit einem glücklichen Scherz kann man bey ihm mehr ausrichten, als durch weit hergeholte Vernunftſchlüſſe. Im Grund mag er aufrichtig ſeyn. Er glaubet deswegen, daß er ſich als ein Politicus verſtellen müſte. Seine Vorſtellungen aber ſind nicht natürlich noch fein genug. Für einen Soldaten iſt er zu verwegen und zu unvorſichtig. Er macht keinen Plan, ſondern läſt es darauf ankommen, wie Zeit und Glück und Zufälle es fügen. Man weis deswegen auch von wenig groſſen Thaten zu ſprechen, die er verrichtet hat. Die Schweden haben ihn ziemlich in die Schule geführet. In Pohlen hat er unſägliche Summen, meiſtens unnöthig verſchwendet, und ſeinem Herrn die Krone theuer erworben. Weil er ſich die ſchwerſten Dinge leicht vorſtellet, und dabey ſich zuviel auf ſeinen Witz verläſſet, ſo iſt er ſehr kühn groſſe Sachen zu unternehmen. Man muß ihm das Recht wiederfahren laſſen, daß er ſtets geſchäftig und voller Anſchläge iſt. Er hat dabey einen hurtigen Begriff und iſt von einer geſchwinden Entſchlieſſung. Er iſt von Natur großmüthig, freygebig, gütig, zugleich aber auch hefftig, jähzornig und eigenſinnig, wenn man ſich ihm zuviel widerſetzet, und nicht die Zeit abwartet, in welcher man etwas bey ihm ausrichten kan. Die Arbeit macht ihm nicht viel zu ſchaffen. Er iſt der Unruhe von

Ju-

Jugend auf gewohnt. Wann er in einem Tag hundert Menſchen anzuhören und Beſcheid zu geben hat, ſo iſt ihm dieſes nicht mehr Arbeit, als wenn andre einem Schauſpiel mit beywohnen. Er ſchläft öfters nur auf einem Seſſel, und wenn etwas vorfällt, daß man ihn aufweckt, ſo iſt er ſo munter und ſo aufgeräumt, daß man ihm von keiner Schläfrigkeit nichts anmerket. Dergleichen Leute ſind für die Geſchäfte und für die groſſe Welt gebohren. Es iſt gewiß, daß der Feldmarſchall wohl hunderterley Perſonen, unter hunderten aber kaum einer einen Feldmarſchall abgeben könnte. Auf ſeiner Canzley ſah es Tag und Nacht geſchäftig aus. Hier war die hohe Schule für junge Leute, welche zu den wichtigſten Geſchäften ſolten zugerichtet werden. Der Feldmarſchall war ein guter Lehrmeiſter und machte vortreffliche Schüler. Ich kannte darunter den Herrn von Suhm, der nachgehends Geſandter an verſchiednen Höfen wurde. Ich meyne nicht, daß ich je einen artigern und angenehmern Hofman gekannt hätte. Er hatte alles dasjenig an ſich, was die Franzoſen einen hommé poli und einen fin courtiſan nennen.

III.

Der unglückliche Gelehrte am Hof.

Oder

Einige Nachrichten von dem geheimen Rath und Ober-Ceremonienmeiſter, Freyherrn von Gundling.

Dieſer unglückſelige Staatsmann ſpielet unter allen Sterblichen eine der lächerlichſten und zugleich betrübteſten Rolen in der Welt. Er iſt geheimer Rath und Ober-Ceremonienmeiſter, Präſident der Wiſſenſchaften, Rath in allen Dicaſterien, und General-Aufſeher aller Kriegs- und Civil-Aemter.

Dieſer Gundling iſt ein leiblicher Bruder des berühmten Profeſſors dieſes Namens in Halle. Beyde ſind Söhne eines Predigers in Nürnberg. Die Fähigkeit zu den Wiſſenſchaften brachte den einen nach Halle, auf die hohe Schul, und den andern hier nach Hof. Jener wird geehrt und dieſer dienet dem ganzen Hof zum Gelächter. Man legt ihm alle Würden und Ehrentiteln bey, um ihn deſto mehr zum Thoren

zu

zu machen. Ob er gleich von Natur nichts thörigtes zeiget, als was er mit vielen andern Gelehrten gemein hat. Er iſt ein Pedant, voll Einbildung, aufgeblaſen, ruhmredig, finſter, ernſtlich, lächerlich und traurig kurzweilig.

Eine ſolche Figur ſchickt ſich an einen Hof, wo man keine Comödianten hält, und doch gerne lachen will. Gundling war Anfangs Lehrer auf der Ritter-Schule zu Berlin. Da nun der König einen Menſchen um ſich haben wolte, der ihm ſtets ſowohl aus den Zeitungen als aus den alten und neuen Geſchichten einige Nachrichten geben könnte, ſo kam Gundling darzu in Vorſchlag. Der General von Krumkau brachte ihn nach Hof. Der König machte ihn zu ſeinem Hofrath und Zeitungsreferenten. Gundling wurde alſo ein vornehmer Mann. Die Einbildung von der Vortrefflichkeit ſeiner Verdienſte übernahm ihn. Die Ehre beſtändig mit Fürſten und groſſen Herren umzugehen blähete ihn auf. Ein ſteiff zurück geſchlagener Kopf, eine ſpreuſtige Mine, eine lang abhängende Staats-Perücke, groſſe Augen, die keinen Geiſt hatten, aufgeworfene Lefzen und Schritte, welche nach der Scanſion in genere heroico abgemeſſen waren; alles dieſes gab den neuen Staatsmann zu erkennen.

Kurz hernach erhielt er auch den Titel eines geheimen Kriegsraths. Wie ſich der Titel zum Mann, und der Mann zum Titel ſchickte, dieſes galt gleich viel. Es war eine Mode,

wann ſie nicht noch iſt, daß man den Thoren die Titeln um Geld verkaufte. Gundling bekam ſolche, propter Excellentiam, umſonſt. Vielleicht hält er den Kriegsbedienten bey dem König Collegia über den Polyb, Eliam, Cäſar und andere alte Schriftſteller, die vom Krieg geſchrieben haben; und erfüllt alſo dadurch noch beſſer die Pflichten ſeines Caracters, als manche Kriegsräthe, welche, wie ehemahls Diogenes, die Kriegsleute für lauter Eſel halten. Vermuthlich gefallen dem König ſeine Einfälle; denn er hat ihn beſtändig bey ſich, und bedient ſich ſeiner ſowohl zur Kurzweil, als zu allerhand Geſchäfften.

Anfangs tröſtete ſich Gundling damit, daß der König kein Liebhaber der Wiſſenſchaften ſey. Er hielt ihm deswegen eine Zeitlang, als ein kleiner Martyrer der Gelehrſamkeit, die Schnützer gegen die Philoſophie zu gut. Allein da Se. Majeſtät es ihm zu bund machten, riß er aus, und begab ſich nach Breßlau. Einige wollen die Bekümmernis über die überaus ſchmähliche Art, womit ihm der König begegnet ſey, habe ihm dermaſſen zugeſetzt, daß er ſich aus Verzweifflung zu Halle in die Saal hätte ſtürzen wollen.

Ich weis nicht was die Groſſen in der Welt für ein Recht haben, dergleichen unglückliche Menſchen, weil ſie ein wenig Fantaſten ſind, zu mißhandeln, und ſie dadurch noch verwirrter zu machen. Billig ſolten die Gebrechen des menſchlichen

lichen Verſtandes noch mehr unſer Mitleiden rühren, als die Gebrechen des Leibes, die man durch Arzneymitteln zu heilen ſucht. Zudem ſo iſt es eine leichte Sache, einen Menſchen, der nur ein wenig etwas von unordentlichen Bildern im Gehirn hat, zu einen Gecken zu machen. Ich habe einen ſehr vernünftigen Mann ſagen hören, daß, wo es alle Leute mit einander verabreden würden, ihn für einen Narren zu halten; er ſelbſt an der Richtigkeit ſeines Verſtandes würde zweifeln müſſen. Wie viel weniger iſt ein ſchwacher Kopf im Stand, dergleichen Verſuchungen auszuſtehen.

Gundling kam nach einer kurzen Entfernung, wieder nach Hof. Einige ſagen, der König hätte ihn als einen Ausreiſſer von Halle wegnehmen, und wieder nach Berlin bringen laſſen: andere ſagen, er ſey von Noth und Elend gedrungen, ſelbſt wieder dahin gekommen, und habe ſich nur dieſes von dem König ausgebeten, daß er ihn hinfort nicht mehr für einen Gecken halten ſolte.

Der König hatte Mitleiden mit dem Mann. Er entdeckte bey ſeinen gelehrten Ausſchweiffungen auch viel guts an ihm. Es kam ſo weit, daß Gundling mit dem Anfang des 1718. Jahrs wirklich viel Vermögen bey dem König hatte. Viele vornehme Herren des Hofs fuhren zu ihm, und machten ihm die Aufwartung. Er brachte einem Bedienungen, Gnadenbezeigungen und Ehrenſtellen zuwegen. Er hatte allerhand wichtige Geſchäfte unter Händen: Der Kö-

nig machte ihn zu ſeinem wirklichen geheimen Rath, zum Freyherrn, zum Präſidenten der Academien der Wiſſenſchaften und zum Oberceremonienmeiſter. Er führte ihn in alle Collegia ein; Gundling muſte ihm von allem Bericht abſtatten, was darinnen vorgieng: Ja, die Sachen liefen gar zu weit, das es hies, Gundling ſolte Hofmeiſter von dem Cronprinzen werden; zum wenigſten ängſtigte damit der König ſeine vornehmſte Miniſter. Man glaubte es bey Hof und Gundling glaubte es ſelbſt.

Alle dieſe Dinge mögen nur ein bloſes Luſtſpiel des Königs geweſen ſeyn. Gundling iſt unterdeſſen noch immerfort um und bey demſelben. Stets unruhig, ſtets geplagt und voller weitläuftigen Anſchläge: das Schrauben hat dabey kein Ende: diejenigen die mit ihm an der königlichen Tafel ſpeiſen, haben ihn zum beſten, und ſchütten ihm öfters allerhand Getränke unter einander; dergeſtalt, daß, wo auch Gundling nicht den mindeſten Anſatz zu einigem Aberwitz hätte, er doch endlich dazu verleitet werden müſte. Sein Fehler iſt ohnedem, daß er den Trunk liebet. Hätte Gundling einen ſo aufgeräumten Kopf, wie Ariſtippus, der philoſophiſche Hofſchmarutzer des Dionyſii zu Syracuſa, ſo könnte er dem König und ſeinen Höflingen beſſern Beſcheid geben: ſo aber fängt er an zu diſputiren und zu ſchelten, ſo bald er ein wenig Weingeiſt im Kopf hat. Dieſes iſt eben dasjenige, was man ſucht. Doch ſoll er manchem zuweilen auch,

inter

inter pocula, ſchon treffliche Wahrheiten unter die Augen geſagt, ja öfters ſelbſt der Majeſtät nicht gar geſchonet haben. Allein, was muß man einem Menſchen nicht zu gut halten, den man für einen Narren hält und ihn trunken macht, um Artigkeiten von ihm zu hören.

Die lächerlichſte Ehrenſtelle, welche ihm der König auftrug, war die Stelle eines Ober-Ceremonienmeiſters. Viele meynen, der König habe dadurch des Herrn von Beſſers, der ſolche vorher bekleidet hatte, ſpotten wollen; allein, da Gundling auch an die Stelle des groſſen Leibnitzens zum Präſidenten der Wiſſenſchaften gemacht wurde, ſo konnte endlich Beſſer ihm ſeine gehabte Ehrenſtelle, die ohne dem bey dem König war unbrauchbar worden, wohl gönnen.

Der König, um ſeinen Ober-Ceremonienmeiſter Standsmäßig aufziehen zu laſſen, erfand eine beſondere Ceremonienkleidung; ein rother mit ſchwarzen Sammet und goldenen Knopflöchern, nach der neueſten Mode, mit groſſen Aufſchlägen verfertigter Rock; Ein Unterkleid von Goldſtücken: Eine lang auf beyden Seiten herabhängende Staats-Perucke von weiſen Ziegenhaaren; Einen Huth mit einem weiſen Federbuſch, rothe ſeidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln, auch Schuhe mit rothen Abſätzen: Sehet hier den neuen Herren Oberceremonienmeiſter in ſeiner Staatskleidung.

Der

Der König erwies der franzöſiſchen Mode noch eine gleiche Ehre, indem er die Profoſen bey ſeinen Regimentern ebenmäſig auf franzöſiſche Art kleiden und ſie mit einem groſſen Haarbeutel verſehen lies. Auf dieſe Weiſe ſuchte der König, nicht ohne wohlgegründete Urſache, eine Tracht in ſeinem Lande lächerlich zu machen, welche wir Teutſche, zu unſrer eignen Schande, bisher recht kindiſch nachgeäffet haben.

Der Herr Oberceremonienmeiſter, der ſich ohnedem der Reinlichkeit halben in keinen gar zu groſſen Zwang ſetzte, war unterdeſſen nicht wenig befliſſen ſeine prächtige Staatskleidung bald abzutragen und zu nichte zu machen: in der Hoffnung, daß ihm der König hernach eine anſtändigere würde verfertigen laſſen; allein der König, der überaus ſinnreich iſt, den Hochmuth ſeiner Miniſter zu demüthigen, lies ihm noch ein anderes Kleid von braunen Tuch machen: welches auf den Kanten mit Silber geſticket war, und wo in einem verſchlungenen Zug die Buchſtaben W. U. R. M. G. ſehr deutlich mit eingezogen waren.

Ich habe eines von den Patenten geſehen, welches ihm der König hatte ausfertigen laſſen; alle ſeine Titeln befanden ſich in demſelben. Die Lobeserhebungen waren darinn eben ſo verſchwendet. Man konnte daſſelbe für ein förmliches Pasquill über die Narrheit der Titeln halten. Man kann einem wohl den Adel um Geld,

ohne

ohne weitere Abſicht auf einige Verdienſte geben; dann ein Thor kan wohl ein Edelmann ſeyn; aber wie einer, den man für einen Thoren hält, einen Königlichen Rath abgeben ſoll, dieſes verſtehe ich nicht. Alle Titeln und Würden müſſen natürlicher Weiſe eine Beziehung auf gewiſſe Geſchäfte, oder wenigſtens auf gewiſſe Verdienſte haben. Wo nicht, ſo ſind ſie auch keineswegs als eine Ehre, oder als eine Vergeltung eines rühmlichen Verhaltens, ſondern nur als ein bloſes Spielwerck der Groſſen anzuſehen.

Es fehlet dem Herrn Gundling auch nicht an groſſen Beſtallungsbriefen; allein es iſt wahrſcheinlich, daß ſolche eben ſo wenig bey ihm, als die Titeln zu bedeuten haben. Dann die Einnahme des Königlichen Univerſalraths ſind kaum zulänglich einen alten Schreiber, der ein ehrlicher verunglückter Kaufmann von Nürnberg iſt, zu unterhalten; doch ich hätte faſt ſeinen Diener vergeſſen, der von lincker Hand aus edlem Geblüt entſproſſen iſt, und nun hoffet, durch das Anſehen ſeines Herrn, ſeine hochadeliche Familie wieder empor zu bringen.

Dieſes iſt noch nicht genug. Es fand ſich in Berlin eine Tochter des berühmten Geſchichtſchreibers Larrai: ſie hatte ein wenig Mitteln, dabey aber einen närriſchen Hochmuth. Man glaubte, daß ſie mit Gundling ein artiges Paar ausmachen würde. Man ſtifftete alſo unter ihnen eine Heyrath. Die vornehmſten

Officier, welche den Gundling bey dem König zum beſten hatten, verſprachen ſich auf dieſem Hochzeitfeſt eine Kurzweil, die alle Einfälle an Muthwillen übertreffen ſolte; allein Gundling bekam davon Nachricht, er ſtellte ſich franck, oder war es in der That, und lies ſich den Tag vorher mit ſeiner Schönen trauen. Auf ſolche Weiſe entgieng er dieſesmal den ſchalckhaften Streichen, die man ihm ſpielen wolte.

Bey ſo geſtalten Umſtänden ſiehet man wohl daß Gundling dem ganzen Hof zum Gelächter dienet; dem ungeacht aber will man doch gleichwohl wiſſen, daß er öfters ganze Stunden lang mit dem König allein im Cabinet verſchloſſen ſey, daß er bey ihm ſchreibet und arbeitet, daß er vielen Leuten nützlich und andern Menſchen ſchädlich wäre, u. ſ. f. Wenn dieſes ſich ſo verhält, ſo ſetzen ihn dieſe Umſtände in der That zu weit über einen Königlichen Hofnarren.

Dem ſey nun wie ihm wolle, Gundling hat nichts weniger, als den Witz eines aufgeräumten Kopfes, der durch einen gewiſſen Beyſchlag, oder durch gewiſſe Ausfälle kurzweilig und poßirlich iſt. Sein ganzes Weſen iſt dunckel und ernſthaft: alles was ihn lächerlich macht iſt ein pedantiſcher Hochmuth, darinnen ihn doch noch unſäglich viele andere Gelehrte übertreffen. Ich habe ſelbſt einige Briefe von ihm, die ein gantz ordentliches und geſetztes Weſen anzeigen, und nicht das mindeſte ausſchweiffendes

des haben. Seine Bücher, die er heraus gegeben, ſind alle gründlich geſchrieben, doch ohne vielen Geiſt. Es ſcheinet demnach, als wolte der König hier einen Gelehrten den Soldaten zum Schauſpiel machen.

Sonſt hat der arme Gundling eine nicht gar glückliche Geſichtsbildung, und ich fürchte ſehr, daß der Ausgang ſeiner abentheurlichen Geſchichten derſelben gleichförmig ſeyn dörfte:

* * *

Das Ende des unglücklichen Gundlings, welches An. 1732. ſich ereignete, bewähret dieſe Prophezeyhung. Ich will die Nachricht davon, wie ich ſie erhalten habe, von Wort zu Wort mittheilen: „Wir haben am verwichenen Donnerſtag allhier ein Begräbniß gehabt, „von dem Herrn geheimen Rath, Baron von „Gundling, welches folgender Geſtalt iſt vor „ſich gegangen; Es iſt derſelbe, ſo bald er ver„ſchieden, aus dem Schloſſe auf Königliche Or„dre weggetragen, auf einem Brett nach der „verwittibten Laquaienfrauen Hauſe, allwo die „Chirurgi denſelben geöfnet, gebracht, nachhero „ſind ihm ſeine Kleider angezogen, und er in das „Faß gelegt worden, welches ihm der König ſchon „vor etlichen Jahren hatte machen laſſen. Es „ſind an ſolchem ordentliche Bänder um und „um, daß die Helfte kan abgenommen werden, „anſtatt eines Deckels; Es iſt auch ordentlich „mit fein Welſch ausgeſchlagen, und ſchwartz „angeſtrichen wie ein Sarg, nur daß auf die „oberſte Helfte ein weiſes Creutz über das Faß

„her-

„ herunter gieng. Auf beyden Seiten des Faſ-
„ ſes ſtunden folgende Verſe:

Hier lieget ohne Haut,
Halb Menſch, halb Schwein, ein Wunder-
ding:
In ſeiner Jugend klug,
In ſeinem Alter toll,
Des Morgens wenig Witz,
Des Abends allzeit voll,
Beweint, ruft Bachus laut!
Diß theure Kind, iſt Gundeling.

„ Er iſt auch in ſelbigem Faß begraben worden.
„ Alle Generale, alle Officier und ſowohl ge-
„ heime als Kriegsräthe, wie auch der ganze Ma-
„ giſtrat der Stadt mit der ſämtlichen Bürger-
„ ſchafft muſten dieſer Leichenproceßion mit bey-
„ wohnen. Er wurde bis nach Vorſtädt gebracht,
„ allwo er in der Kirche ein Gewölbe bekommen;
„ die Herren Prediger aber wolten nicht mitge-
„ hen, ob es ihnen gleich der König befehlen laſ-
„ ſen, die gantze Schule aber war da, und ſun-
„ gen: Ach wie nichtig, ach wie flüchtig, iſt der
„ Menſchen Leben. Herr Faßman hielte ihm die
„ Parentation. So viel von dem Herrn Gund-
„ ling.

So weit trieb man an dem berliniſchen Hof die Poſſen mit dieſem unglücklichen Menſchen. Die Kurtzweil der muthwilligen Höflinge ſtarb mit ihm nicht aus. Man ſuchte andere gelehrte Leute auf, welche fähig waren den Ver-

luſt des Herrn Gundlings, wo nicht völlig, doch einigermaſſen zu erſetzen. Beyliegende zween Königliche Patente zeigen, ob und wie man ſie gefunden habe. Das zweyte betrifft zum wenigſten einen Cavalier, deſſen Schrifften die Welt ſehr wohl aufgenommen hat, und der ſich ſehr unglücklich muß vergangen haben, um einen dergleichen Abſchied, wie hier Lit. B. enthalten iſt, zu verdienen.

Lit. A.

Wir (*) . . . .

Urkunden und bekennen hiemit gegen jedermänniglich, abſonderlich vor der eruditen Welt, daß Wir den Wohlgebohrnen, Edlen, Weiſen und Hochgelahrten, Unſern guten beſondern ꝛc. Grafen von Stein, in Anſehung deſſelben weit und breit erſchollenen Gelehrſamkeit und Meriten, auch in Antiquitäten, alten und neuen Müntzen, in Phyſicis und Mechanicis, Botanicis, Hydraulicis, Pneumaticis, und Staticis, wie nicht weniger in der Cabbala und Erkäntnis und Prüfung der guten und böſen Geiſter, deren Nutzen und Gebrauch und Mißbrauch, ingleichen in der wunderbaren Lehre von den Præ-Adamitis, und deren vormahligen Wirtſchafft und Haushaltung, auch ſonſt in Hiſtoricis und Metaphyſicis, Logicis, Rhetoricis, Cataploricis, vor allen andern aber in der Algebra, Arte-combinatoria und der Punctirkunſt und Boutonomantia, auch in der

(*) Den hohen Namen des Königs haben wir aus Ehrerbietung weggelaſſen.

weiſſen und ſchwartzen Kunſt erlangten gründli-
chen und faſt erſtaunenswürdigen Erfahrung;
zum Vicepräſidenten unſerer Königlichen So-
cietät der Wiſſenſchafften auserſehen, ernannt,
angenommen und beſtellet haben; thun auch
dieſes hiermit und in Krafft dieſes alſo und
dergeſtalt, daß beſagter Graf von Stein in der
Ordnung der zweyte Socius von ermeldter ge-
lahrten Geſellſchafft ſeyn und bleiben; was zu
deren Nutzen, Aufnehmen und heilſamen Be-
förderung ihres bereits erworbenen Ruhmes
gereichen und erſprießlich ſeyn kan, beytragen
und es daran in keinem Stück ermanglen laſ-
ſen ſoll, wie es einem fleißigen getreuen und
wohlintentionirten Vicepräſidenten und Socio
anſtehet, eignet und gebühret, auch der ge-
ſamten löblichen Societät zuverſichtliches Ver-
trauen desfalls zu Ihm gerichtet iſt. Er ſoll
auch dahin ſehen und feſt darüber halten, daß
die Societät mit Edirung gelehrter Schrifften
ſich diſtinguire, und ein jegliches Membrum
wenigſtens ein Specimen Eruditionis, alle
Jahr, durch den Druck heraus geben müſſe.
Der Vicepräſident, Graf von Stein aber, blei-
bet von ſolcher Arbeit diſpenſiret; obgleich ſein
herrliches und erleuchtetes und an Fertilität und
Fruchtbarkeit dem beſten Klee- oder Waitzen-
Acker gleichkommendes Ingenium dergleichen
Productiones in der Menge hervor zu brin-
gen mehr als gar zu tüchtig und geſchickt wäre.
Auf das Calenderweſen in unſerm Königreich,
Provinzen und Landen muß der Vicepräſident
Graf von Stein eine ſorgfältige und genaue

At-

Attention haben, damit keine Unterſchleiffe dabey vorgehen, keine fremde Calender eingeführet und gebrauchet, auch die Gelder, ſo von denen Calendern einkommen, zu keinem andern Ende als wozu ſie deſtiniret, angewendet, übrigens aber, bey Verfertigung der Calender, dem Publico und inſonderheit denen Curioſis, welche gern zukünftige Dinge vorher wiſſen wollen, zur Freude und Nutzen, alle Behutſamkeit gebrauchen, damit die Prognoſtica von der Witterung, Geſundheit und Kranckheit, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre; ingleichem die Krieges- und Friedens-Läufte accurat getroffen, bey dem Druck nicht mehr rothe Buchſtaben als vonnöthen, gebrauchet, der Sonnencircul nicht verkehret und viereckigt ſondern rund gemahlet, die güldene Zahl nach Möglichkeit vermehret, der guten Tage immer ſo viel als ihrer ſeyn können angeſetzet, die verworffene oder böſe Tage aber vermindert werden mögen. Daferne auch der Vicepräſident Graf von Stein beſondere Veränderungen anmercken ſolte: e. g. daß der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworffen habe, oder daß er mit dem Saturno Venere und Mercurio im Quadrat ſtünde, oder auch daß der Zodiacus, wie bereits zu des Campanellae Zeiten angemercket worden, ſich noch weiter aus dem Geleiſe geben und verrücken oder auch, daß ein Wirbel des Himmels den andern, nach des Carteſii Principiis, abſchleiffen und verſchlingen ſolte, und daher eine unmäßige Anzahl von Cometen oder Schwantz-

ſternen zu vermuthen wäre; ſo hat der Vice-Präſident Graf von Stein ohne den geringſten Zeitverluſt mit den übrigen Sociis daraus zu conferiren, auch nicht allein auf die Ergründung ſolcher Unordnungen, ſondern auch auf Mitteln und Wege, wie denenſelben am beſten abzuhelfen, bedacht zu ſeyn. Und ob es zwar durch den Unglauben der Menſchen dahin gediehen, daß die Kobbolde, Geſpenſter und Nachtgeiſter dergeſtalt aus der Mode gekommen, daß ſie ſich kaum mehr ſehen laſſen dürfen; ſo iſt demnach dem Vicepräſidenten Grafen von Stein aus dem Prætorio bekannt, wie es an Nachtmahren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwiſchen, Nixen, Währwölfen, verwünſchten Leuten und andern dergleichen Satansgeſellſchafften nicht ermangele, ſondern deren Dinge eine groſſe Anzahl in den Seen, Pfühlen, Moräſten, Heiden, Gruben und Höhlen auch heiligen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird alſo Er, der Graf von Stein, nicht ermangeln, ſein äuſſerſtes zu thun, um dieſelben, ſo gut er kann, auszurotten, und ſoll ihm ein jedes von dieſen Unthieren, welches er lebendig oder todt liefern wird, mit 6. Thalern bezahlet werden. Alldieweil auch eine beſtändige Tradition iſt, daß allhier in der Churmark, ſonderlich in der Gegend von Lennin, Wilsnack und Lebus conſiderable Schätze vergraben ſind, zu deren Beſichtigung, und um zu wiſſen, ob ſie noch vorhanden, alle 10. Jahre gewiſſe Ordensleute Jeſuiter und an-

der dergleichen Geſchmeiſſe und Ungezieffer von Rom anhero kommen, ſo muß der Vice-Präſident von Stein nicht allein dieſem Pfaffenpack fleißig auf den Dienſt paſſen, um ſie, wo möglich feſte zu machen und zur gefänglichen Hafft zu bringen, ſondern auch keinen Fleiß ſparen, daß er mittelſt der Wünſchel-Ruthe, durch Seegenſprechen, Allruncken, oder auf andere Art, wo ſolche Schätze vergraben, oder verborgen, ausfündig machen möge, und ſollen ihm zu ſolchem Ende auf ſein Verlangen die Zauberbücher, ſo in unſerm geheimen Archiv vorhanden, nebſt dem Speculo Salomonis verabfolget werden; wie er dann auch von jeglichem Threſor, welchen er ausgraben wird, den vierten Theil zu genieſſen haben; und ſolches zu reicher und anſehnlicher Belohnung ſeiner leiſtenden treuen und angenehmen Dienſte Ihm angedeyhen ſoll. Imgleichen ſoll er aller Privilegien, Freyheiten, Präeminentien, Recht und Gerechtigkeiten, ſo andern dergleichen Vicepräſidenten competiren und zuſtehen ſich ebenfalls zu erfreuen haben, und dabey ſo es deſſen bedürftig, wider allen Eintrag, Beläſtigung und Betrug ernſt- und nachdrücklich geſchützet, mainteniret und gehandhabet werden. Zur Urkund haben Wir dieſe Beſtallung eigenhändig unterſchrieben, und mit Unſerm Inſiegel bedrucken laſſen. So geſchehen Berlin den 19. Januar. 1732.

(L. S.)

Lit. B.

Congé expedié au Baron de P***
à ſa Retraite de Berlin.

Nous * * * * * Savoir faiſons par les preſentes que le Baron de P*** natif de Berlin et autant qu'il nous eſt connu, né de parens honêtes, Gentilhomme de la chambre de feu notre Grand pére de glorieuſe memoire; comme auſſi au ſervice de la Ducheſſe d'Orleans dans la même qualité, Colonel à celui d'Eſpagne, Capitaine de Cavallerie dans l'Armée du feu Empereur, Camerier du Pape, Chambellan du Duc de Brunsvic, *Enſeigne au ſervice du Duc de Weimar*, Chambellan à celui du feu notre Pére de bien heureuſe memoire; enfin, et en dernier lieu Grand Maitre des Ceremonies au nôtre: ſe voyant comme *inondé et emporté* par le torrent des emplois militaires les plus honorables, et des plus eminentes charges de la cour, qui ſucceſſivement ont plu ſur ſa perſonne; las du monde et entrainé par les mauvais exemples du nouveau Chambellan Montaulieu (*), qui peu de tems avant lui,

---

(*) Dieſer Montaulieu war ein Sohn des General de S. Hypolite der vormals in ſavoiſchen Dienſten ſtund,

lui, à deſerté la cour: le dit Baron de P** nous a recherché et treshumblement ſuplié de lui acorder en grace un congé honete pour le maintien de ſa bonne reputation et renomée.

Deferant donc à ſa demande et ne jugeant pas à propos de refuſer à ſa bonne conduite le temoignage dont il nous à requis, vu les importans ſervices qu'il à rendu à notre cour royale *par ſes plaiſanteries* & les amuſemens qu'il à procuré à nôtre Pere defunct l'eſpace de neuf ans. Nous n'avons pu nous empecher de declarer à la gloire du Baron, et declarons que pendant tout le tems qu'il à paſſé à notre ſervice, *il n'a été ni voleur de grand chemin, ni coupeur de bourſe, ni empoiſonneur, qu'il n'a point ravi et violé de jeunes filles, calomnié groſſierement, ou* porté la moin-

---

ſtund, und darinn ſeinen Arm verlohren hatte. Er hatte in Leipzig eine Verwandtin, welche daſelbſt mit dem reformirten Prediger verſprochen war: Sie beſas groſſe Reichthümer. S. Hypolite meynte, ſie ſolte ſich beſſer für ſeinen Sohn ſchicken. Er kante die Welt, und wuſte, wie man die ſchon halb erwiſchte Beute dem Geiſtlichen wieder abjagen ſolte. Er lies ſeinen Sohn gegen Erlegung eines Stück Geldes zum königlichen Cammerherrn machen, und damit nach Leipzig reiſen. Die Schöne wurde bald von ihrem Vetter, der wohl ausſah, geblendet, der goldene Schlüſſel

moindre attente à l'honneur de qui que ce ſoit à notre cour; mais qu'ils s'eſt toujours conduit en galant homme et convenablement à ſon origine, n'ayant jamais fait qu'un uſage honete des talens que le Ciel lui à accordés pour atteindre au but du theatre qui eſt de repreſenter agreablement et plaiſamment le redicule des hommes, afin des les en corriger par là.

De meme, il à toujours ſuivi tres ſincerement le conſeil de Bachus quant à la modera-

---

hatte über ſie eine magiſche Kraft; ſie wurde der Kirche untreu, um Frau Cammerherrin zu werden. Der Geiſtliche muſte mit einem feinen Abtrag vorlieb nehmen, und der Herr Baron von Montaulieu brachte darauf ſeinen eroberten Schatz, als ein andrer Jaſon nach Berlin. Die Verſchwendung iſt ſonſt nicht das im Schwang gehende Laſter dieſes Hofes, wo die Haushaltungskunſt auf das höchſte getrieben wird. Man kan alſo leicht urtheilen, wie groſſes Aufſehen der junge Montaulieu durch ſeine Ausgaben müſſe gemacht haben; ſie giengen ſo weit, daß er in wenig Jahren ſeiner Frauen groſſes Gut, zu 2. Tonnen Goldes völlig durchgebracht, und ſie in ſolche Umſtände geſetzt hatte, daß ſie nichts als ihre Kleider übrig behalten: Unterdeſſen, daß er ſich mit einem Schatz an Jubelen und Edelgeſteinen zu 50. bis 60000. Thaler werth ſoll davon gemacht, und was kaum glaublich, noch weit mehr Schulden hinterlaſſen haben. Siehe Leben Friedrichs Wilhelms, Königs in Preuſſen p. 1062.

deration & à la ſobrieté et pouſsé la charité chretienne jusqu'a faire pratiquer aux paiſans cette maxime de l'Evangile, mieux vaut donner que recevoir : il poſſedoit encore parfaitement les Anecdotes de nos chateaux et maiſons de plaiſance, et particulierement les liſtes de nos vieux meubles et ſavoit de reſte par ſes merites ſe rendre utile et ſerviable aupres de ceux *qui connoiſſoient la mechanceté de ſon eſprit et le peu de bonté de ſon coeur.*

Nous rendons de plus temoignage au dit Baron qu'il ne nous à jamais fait mettre en colére, ſi ce n'ſt lorsque ſon importunité paſſant toutes les bornes du reſpect, eſſuioit de profaner et de deshonorer les cendres de nos glorieux Ancètres d'une maniere indigne et inſupportable.

Mais comme dans les plus belles contrées on rencontre des lieux incultes et ſteriles, que les plus beaux corps ont leurs diformités et les tableaux des plus grands peintres leurs defauts ; nous voulons bien auſſi pardonner au dit Baron ſes fautes et defauts ; et nous lui accordons par la preſente, quoi qu'a regrêt, le congé qu'il à ſollicité ; voulons au ſurplus abolir et aboliſons entierement la charge, qui lui avoit été confié, afin que la memoire en ſoit pour jamais effacé parmi les hommes ; ne croyant pas que

perſonne ſoit digne de remplir la dite charge aprés le ſuſdit Baron.

Donné à Potzdam le 1. *d'Avril* 1744.

IV.

Abbildung des Profeſſor G**

Der Profeſſor G** gehöret unter die luſtigen und aufgeräumten Gelehrten. Wenn der König in Preuſſen ſich gern eine Kurzweil mit gelehrten Leuten machen wolte, ſo ſolte er dieſen an ſtatt des unglücklichen G** nach Hof kommen laſſen. Dieſer würde beſſere Beſcheide und ſinnreichere Scherzreden von ſich geben können. Ihm lacht die Freude, der Verſtand und ein jovialiſches Weſen aus den Augen. Er hat die muthwilligſten Einfälle von der Welt, das ganze menſchliche Geſchlecht muß ſeinen gelehrten Spöttereyen herhalten. Die Götter ſelbſt ſind nicht ſicher vor ſeinen Anzüglichkeiten, er findet das Lächerliche bis auf den Thronen der Majeſtäten.

Nie hat noch ein ernſthafter Witz, und eine gründliche Gelehrſamkeit ſich beſſer mit einem luſtigen und aufgeweckten Kopf vertragen. Er beſitzt Wiſſenſchaften, die einem groſſen König angenehm, und einem Land nützlich ſeyn können. Er würde ſich alſo nicht

nicht übel nach Hof ſchicken; doch er iſt noch beſſer auf einer hohen Schule; da kan er reden und ſchreiben, was er will.

Es herrſcht unter dem Herrn G*** und ſeinem Herrn Gevatter, dem Canzler L***, eine beſtändige Eiferſucht; ſo gute Freunde ſie auch ſind, wann ſie mit einander trinken, welches oft geſchiehet. L*** iſt ein Mann von einem ernſthaften und hochmüthigen Anſehen, er heget eine groſſe Einbildung von ſich ſelbſt: ſie iſt nicht ganz ungegründet: Der Mann iſt wirklich gelehrt, und von einem erſtaunlichen Fleiß. Er hat einen ſtarken Anhang und wagt in den Geſchichten der mittlern Zeiten vieles auf Muthmaſſungen. Er will denſelben ſogar die Ehre der Wahrheit erwieſen haben. G*** iſt ſchlimm; er iſt auch in dieſen Gegenden bekannt. Er findet hier den Herrn Gevatter öfters in dem Land der Feen und der Träume. Nichts iſt ſodann ſinnreicher als ſeine Art, den Herrn Gevatter zurecht zu weiſen. Alſo wetzen und ſchleiffen ſich dieſe beyde beleſene Männer einander ſelbſt, zum Beſten der gelehrten Welt, welche ihnen manche gute Erläuterungen in den teutſchen Geſchichten und dem daraus flieſſenden Staatsrecht zu danken hat.

In ſeinen Lesſtunden lacht man öfters mehr, als in einer Comödie. Er lacht auch ſelbſt ſo herzlich mit, daß ihm darüber ſein dicker Bauch ſchockelt. Er iſt geſetzt und dick von Leibe, hat eine friſche Farbe, ein ſehr fleiſchig-

tes

tes Geſicht mit rothen Hångbacken und einem doppelten Kien.

So viel Witz und Vernunft er beſitzet, ſo ſtark iſt auch ſein Gedåchtnis. Er lieſet viel, und kan alles ſehr artig wieder vorbringen. Man muß ihm zuhören, wenn man auch gleich nicht will; ja man hört ihn öfters in ſeinen Lesſtunden am liebſten, wann er gar nicht ſtudiret hat, denn da erzehlet er ſeinen Zuhörern die artigſte Dingen. Von ſeinen Einſichten und Wiſſenſchaften zeigen ſeine Schriften.

So viel Ehre und ſo vielen Ruhm aber dieſer gelehrte Mann durch ſeine Wiſſenſchafften ſich bisher erworben hat, ſo ſehr ſchåndet ihn ſein leichtfertiges Weib. Sie iſt eine Baſe des wirklichen Staatsminiſters, Herrn von K**. Dieſe nahe Anverwandſchaft brachte ihm den Titel eines geheimen Raths zuwegen. Wiewohl es ſeitdem Mode iſt, daß unſre groſſe Herren bald ſo viel Råthe auf ihren hohen Schulen, als bey ihren Höfen haben; ohnerachtet ſie die wenigſten davon kennen.

Die Frau geheime Råthin ſiehet wohl aus: ſie hat alle Reitzungen einer wollüſtigen Venusprieſterin. Man erzehlet, daß einsmahls ein junger Edelmann, der bey ihm die Collegia beſuchte, der rechten Thüre verfehlet, und zu der Frauen ins Zimmer gekommen wåre. Man weis nicht, was den guten Profeſſor eben damals nöthigte, aus ſeinem Hörſal ſich zu derſel-

ſelbigen zu begeben. Gelehrte Leute baben allerhand Einfälle. Genug er kam in ihre Stube, und fand bey ihr eine ſchöne blonde Perucke auf einem Stuhl hangen. Er fragte, wer ſolche dahin gebracht hätte? Das verſchmitzte Weib, ſo reich an Einfällen, als an Buhlerſtreichen, antwortete: ſie hätte ihm längſt gern eine guten Perucke auf dem Kopf geſehen, und zu dem Ende dieſe heimlich beſtellen laſſen, in Hoffnung, ſie würde ihm gefallen. Der weiſe Mann glaubte ſeiner höflichen Frauen, oder that zum wenigſten ſo: Er ſetzte die Perucke auf, und gieng davon. Der Edelmann, der ſich ſo lang verſteckt hatte, als dieſe Unterredung währete, kam darauf wieder zum Vorſchein, und muſte ſich bequemen, des Herrn Profeſſors kleine ſchmutzige Perucke aufzuſetzen, um damit ſich aus dem Hauſe zu machen.

V.

Der Abt, Graf von Buquoi.

Unter vielen auſſerordentlichen Menſchen, die ich in der Welt gekant habe, war keiner wunderbarer, als der Graf von Buquoi. Ich glaube, daß man mir Dank wiſſen ſoll, wann ich das Andenken eines Mannes, der eine ſolche beſondere Perſon in der Welt geſpielet hat, zu erhalten ſuche; denn da er mehr den Höfen, als den Gelehrten bekannt war, ſo iſt es kein Wunder, daß dieſe weder in ihren hiſto-

riſchen A. B. C. Büchern noch ſonſt von ihm einige Meldung thun: Da er doch allein wegen des Eifers, womit er die unumſchränkte oder ſogenannte deſpotiſche Gewalt, als das gröſte Ungeheuer in der menſchlichen Geſellſchaft anzugreiffen, und bis zu ſeiner äuſſerſten Gefahr zu beſtreiten ſich erkühnet, unter den groſſen Leuten eine ganz eigne Stelle verdienet.

Er war aus einem vornehmen Geſchlecht in Frankreich, und von Jugend auf zu auſſerordentlichen Dingen geneigt. Seine Lebhaftigkeit gerieth von einem Abweg auf den andern. Aus einem Freygeiſt wurde er ein ſchwermender Heiliger. Aus einem Heiligen ein Soldat. Aus einem Soldaten ein Cartheuſer-Mönch. Aus einem Mönch ein Feind der Menſchen und ſeines Lebens. Aus einem Menſchenfeind, ein büſſender Wandersmann: Hernach ein elender Schulmeiſter: Ferner ein Glaubenslehrer, ein Weltmann, ein Menſchenfreund, ein Aufrührer, ein Gefangener, ein Flüchtling, ein Staatsheld, ein Sittenlehrer an Hof, und ich weis nicht was noch mehr. In einem Alter, da man die Welt am meiſten lieb gewinnet, trieb er den Haß gegen dieſelbe ſo weit, daß ihm der ſtrenge cartheuſer-Orden noch zu Weltförmig ſchien; Er wolte ſich mit der Welt ganz und gar abwerfen, und inſonderheit ſeine plauderhafte Zunge ſtrafen. Er gab ſich alſo in die wegen ihrer abſcheulichen Strenge berühmte Abtey de la Trappe: Die darinnen befindliche Anachoreten wüteten aus einer ſchrecklich über-

trieb-

triebnen Andacht in ihr eigen Fleiſch und Blut. Buquoi wolte auch hier das äuſſerſte auffetzen, allein er ſchwächte dadurch dergeſtalt ſeine Geſundheit, daß er eine Lebensart verlies, die ihm das Leben ſelbſt würde gekoſtet haben. Er meynte das Herumwandern in der Welt ſolte ſich beſſer für ihn ſchicken. Er entſchloß ſich alſo nach der Regel des H. Ignatius, die Wallfahrt zu Fuß anzuſtellen.

Er kam auf dem Weg nach Paris ermüdet und lechzend in einen Weinberg; er brach darinnen eine Traube ab, um ſich damit zu erquicken; allein der Hüter ertapte ihn, und fiel ihn mit ſo derben Worten an, daß Buquoi ſeinen H. Ignatius vergas, und auf einen ſo groben Menſchen, der ihn zu ſchelten ſich erkühnte, ſeinen Degen zog. Die Reue überfiel ihn gleich nach dieſer Heldenthat; er verwechſelte zu ſeiner Erniedrigung ſeinen galonirten Rock gegen die erſte Bettlerskleider die ihm vorkamen, und ſetzte darinnen ſeine bußfertige Wallfort fort. Dieſe Lebensart trieb er eine Zeitlang; allein ſie ſchickte ſich ſo wenig für ſeinen Leib als für ſein Gemüth. Dem ungeachtet, ſo blieb er doch beſtändig bey ſeinem einmal gefaßten Entſchluß, der Welt zu entſagen, und ſeinen Hochmuth zu martern.

Er hielte ſich eine Zeitlang unbekannt zu Roan als ein armer Schulmeiſter auf, und lies ſich le Mort, das iſt, den Todten nennen. So gros auch dieſe Vernichtung war, ſo fand

doch

doch ſeine Eigenliebe darinnen eine Nahrung daß er wieder plaudern durfte; denn das Stillſchweigen in der Abtey de la Trappe kam ihm gar zu grauſam vor. Hier lies er alſo ſeine natürliche Beredſamkeit wiederum ſpielen; ſeine ſcharfſinnige Reden, und ſeine mit beſonderm Witz begleitete Einfälle machten ihn in dieſer niederträchtigen Lebensart bald beobachten. Die Jeſuiten ſelbſt ſuchten ihn an ſich zu locken, allein vergebens. Endlich entdeckte ihn einer von ſeinen Bekannten; deſſen Zureden ſowohl als die mühſeligen Umſtände, worinn er ſich befand, bewogen ihn Roan zu verlaſſen. Er kam nach Paris.

Der Graf von Lauſun ſolte um dieſe Zeit zum Beſten des aus Engeland vertriebnen Königs Jacob eine Landung in Irrland wagen. Boquoi hielte dieſes Unternehmen für gerecht; Ein andächtiger Heldenmuth forderte ſeine faſt verloſchene Tapferkeit wieder auf. Er wolte ſich mit auf die See begeben; allein ſein ſchwächlicher Körper verſagte ihm ſeinen Beyſtand, er wurde tödlich krank. Da es ſich wieder mit ihm beſſerte, ſuchte er in der Vorſtadt des Heil. Antonii eine geiſtliche Geſellſchaft aufzurichten, deren Endzweck dahin gehen ſolte, die Wahrheit der Religion zu beweiſen; indem er aber die Gegenſätze, die man ihm machte, wiederlegen wolte, blieb er ſelbſt im Zweifel ſtecken; Er war zu redlich einen Heuchler abzugeben. Es fehlte ihm ſowohl an genugſamer Ueberzeugung, als an der Macht Wunder zu thun

thun. Er ſah alſo, daß er zu viel gewaget hatte, und beſchloß deswegen die Lebensart eines Heiligen, wieder mit derjenigen eines Weltmenſchen zu verwechſeln.

Er gieng zu ſeinen Verwandten die ihm eine gute Pfründe zuwegen bringen wolten; weil er aber kein geiſtliches Leben unter den Geiſtlichen gefunden hatte, ſo erwehlte er den Kriegsſtand. Wie immer eine Hauptneigung bey dieſem wunderbaren Grafen die andre völlig zu Boden warf, ſo kam auch hier die Ehrſucht auf einmahl empor: ſein Geſchlecht war durch die Verſchwendung ſeines Vettern, des Grafen von Buquoi, und durch die Ungnade des Hofs in welche er fiel, herunter gekommen; Er ſuchte alſo demſelben wieder aufzuhelffen und ein Regiment anzuwerben.

Da er eben im Begriff war, ſolches aufzurichten, wurde er in Burgund gefangen genommen. Man beſchuldigte ihn, er hätte in dieſer Provinz, ſowohl als in Champagne einen Aufruhr angeſponnen. Die Unterthanen dieſes Königreichs wurden dazumahlen aller Orten von dem Hof mit harten Auflagen und faſt unerträglichen Gewaltthätigkeiten bedränget. Es war damahls allein der Lermen mit dem lothringiſchen Salzkrämer, ſo groß, daß ſich deren etliche tauſend ſtarck zuſammen rotteten, und mit gewaffneter Hand ihren verbotenen Handel behaupten wolten. Der für die Gerechtigkeit gegen die Tyranney unzeitig-

eifrende Graf mengte ſich in dieſe Händel, und würde die Sache weit getrieben haben, wo ihn ſeine allzugroſſe Lebhaftigkeit nicht ſelbſt um ſeine Freyheit gebracht hätte. Er ſprach allenthalben ſehr hefftig gegen die gewaltſame Regierung. Man kann ſich leicht einbilden, daß ein Volck, welches unter dem Drang und Zwang des Hofs ſeufzete, dergleichen mitleidige Apoſteln gern angehöret. Als er vernahm wie die Salzkrämer wären geſchlagen worden, brach er in dieſe Worte aus: O die armen Teufel, hätten ſie mich zu ihrem Anführer gehabt; ſo ſolte es jetzo anders mit ihnen ausſehen. Er ſchalt hiebey auf die öffentlichen Beſchwerden, womit man das Volck unterdrückte, und ſetzte, da ihn der Eifer aufgebracht hatte, ſeinen Worten weder Maaß noch Ziel.

Ein armer Bauren-Schultz hörte dieſe Reden, er erkühnte ſich ihn zu fragen, wer er wäre, mit dem Bedrohen, daß er ihn angeben wolte. Den Grafen verdroß dieſes dergeſtalt, daß er ihm übel begegnete; worauf dieſer die Landreuther herbey hohlte, die ihn gefangen nahmen; und weil ſich der Herr von Buquoi ein wenig unbändig bey dieſem Handel aufführte und ſeinen Heldenmuth in einer beherzten Vertheidigung ſeiner Perſon zeigen wolte, ſo muſte er mit einigen Rippenſtöſſen dagegen für lieb nehmen.

Weil man auch bey ihm allerhand verdächtige Bücher, Briefſchaften, Larven und Müntzen,

wie auch Schreibtäfelger mit Ziefern geſchrieben, entdeckte, ſo hielte man ihn für den Abt de la Bourlie, welcher um dieſe Zeit in den Sevenniſchen Unruhen unter dem Namen des Marquis von Guiſcard bekannt wurde.

Kurtz, der Herr von Buquoi wurde gefangen geſetzt: ſeine Freunde bemüheten ſich ihn wieder auf freyen Fuß zu bringen; allein der Ertz-Biſchoff von Sens, mit dem er in einen Familien Proceß verwickelt war, zeigte ſich als deſſen Feind, beſchrieb ihn als einen unruhigen und ausſchweiffenden Menſchen, und machte, da ſolche Berichte zum Nachtheil des Buquoi nach Hof geſchicket wurden, daß dieſer wohl bewacht nach dem ſogenannten Fort Eveque in Paris gebracht wurde. Hier ſann er auf nichts, als aus der Gefangenſchaft zu entrinnen. Es glückte ihm auch, daß er vermittelſt ſeiner unglaublichen liſtigen Anſchläge ſowohl aus dem beſagten Gefängnis, als aus der Baſtille entrann. Die Umſtände davon ſind hier zu weitläufftig zu erzehlen. Man findet ſie in ſeinem von ihm heraus gekommenen Lebenslauf unter dem Titel: Evenement des plus rares, ou l'hiſtoire du Sr. Abbé Comte du Buquoi, ſingulierement ſon evaſion du Fort l'Eveque & de la Baſtille; avec pluſieurs de ſes ouvrages, Vers et Proſes &c. It. Lettres hiſtoriques et galantes de Mad. du Noyer. It. Renneville Inquiſition de la Baſtille.

Dieſer Graf von Buquoi ſpielte die abentheur-

theurlichſten Maskeraden von der Welt, um den Nachſtellungen, womit man ihn verfolgte, zu entwiſchen. Endlich kam er glücklich über die franzöſiſche Gräntzen, und ſuchte ſeine erſte Sicherheit in der Schweitz. Er meldete ſich daſelbſt bey dem franzöſiſchen Geſandten Graf von Luc. Es ſey um ſich zu rechtfertigen, weil er nicht glaubte, daß er auſſerhalb Franckreich leben könnte: Es ſey aus einer gewiſſen Verwirrung von Empfindungen und Begriffen, die bey dieſem Mann ſtarck unter einander liefen: Genug, der Graf von Luc ſchrieb ſeinetwegen an Hof, erhielt aber eine ſehr zweydeutige Antwort.

Buquoi begab ſich darauf mit groſſen und wichtigen Anſchlägen nach Holland: dieſelben giengen dahin, um Franckreich, wo nicht zu einer freyen Republic, doch wenigſtens zu einem ſolchen Staat zu machen, aus welchem die abſolute Gewalt auf ewig ſolte verbannet werden. Was trauen ſich nicht ſolche Menſchen zu, die eine feurige Einbildungskraft und eine mit ihrer Fantaſie verknüpfte Stärcke des Muths haben, wobey ſie ihr Leben heldenmüthig in die Schantze ſchlagen. Ein wenig mehr zuſammen hängendes und gleiches Weſen, woran es dem guten Grafen von Buquoi fehlte, hätte ſeinen kühnen Anſchlägen ein gewiſſes Anſehen der Möglichkeit geben können, welches ſie unter ſeinen flatterhaften Wendungen und Neben-einſchlüſſen verlohren. Zu einem Helden, der dem gemeinen Weſen aufhelffen will, gehöret ein

ſtandhaftes, ernſtliches und großmüthiges Weſen, das nicht allein ein hoher Witz belebet, und mit ſchlauen Anſchlägen begleitet gehet, ſondern das auch immer in der Höhe ſich zu halten weis; und dabey niemahls ſchwach, zweydeutig, albern und lächerlich wird. Er muß einen gebietenden und herrſchenden Geiſt haben, den nichts Kleines ſtöhret, nichts Groſſes erſchrecket und nichts Ausſchweiffendes verächtlich macht. Dem Grafen von Buquoi fehlte es an verſchiedenen von dieſen Eigenſchaften, und die Guten die er beſas wurden von andern die ihnen zuwider liefen unbrauchbar gemacht.

Seine eigentliche Vorſchläge, die er den Holländern gethan, ſein Vaterland von der deſpotiſchen Macht des XIV. Ludwigs zu befreyen, ſind mir nicht bekannt worden; vermuthlich kamen ſie mit denjenigen überein, welche der Marquis von Guiſcard, das Haupt der Sevennen, denen gegen Franckreich in Krieg verbundenen Machten gethan hatte. So viel weis ich, daß es Friede wurde, und daß man dergleichen Projectenmacher weiter nicht anhörte.

Der gute Graf von Buquoi, den ſeine unmäßige Lebhaftigkeit immer zu groſſen Dingen anfeuerte, deren Wirckung ſie doch zugleich eben dadurch, weil ſie unmäßig war, verhinderte, wanderte darauf an unſern teutſchen Höfen herum. Er hatte ſich eine Zeitlang in Dresden, inſonderheit aber an den braunſchweigiſchen Höfen, zu Hannover und zu Wolffenbüttel aufgehalten.

Er war mittelmäßiger Gröſſe, ſchlank, hurtig und wohlgegliedert. Er hatte ſtarcke Liniamenten,

menten, muntre, lebhaffte Augen, und die Bildung eines klugen Mannes. Im Jahr 1721. als ich ihn zu Franckfurt kennen lernte, trug er ſein eigen Haar, welches ſchon ziemlich mit grau durchmenget war. Er ſagte mir damahls er würde nach Antwerpen in ein Cloſter gehen, und die Welt, deren er völlig überdrüßig wäre, verlaſſen. Seit dem habe ich nichts weiter von ihm vernommen (*).

Aus verſchiedenen Unterredungen, die ich mit dieſem franzöſiſchen Grafen hatte, vermeyne ich alle Urſache von der Welt zu haben, ihm gute Abſichten zuzutrauen. Wiewohl er dabey ſehr ausſchweiffte. Er war für einen Weltmann zu ernſtlich, und für einen Weiſen zu flaterhaft. Er trieb alles in eine wunderbare Scharfſinnigkeit, und zerriß dadurch den Zuſammenhang ſeiner Gedancken, um deſto feiner zu ſeyn. Er war zuweilen kurtzweilig ernſthafft, und andächtig kurtzweilig. Er vermiſchte die Weißheit mit etwas lächerliches, welches ſeinen Gedancken viel von ihrem Werth entzog, den ſie in einer andern Einkleidung würden erhalten haben. Ich kan mir kaum einbilden, daß er alles das wunderliche Zeug ſoll geſchrieben haben, was man von ihm auf einzele Bogen hat drucken laſſen. Es fin-

(*) Er ſtarb zu Hannover im Jahr 1740. und muß alſo wenigſtens über 80. Jahr alt worden ſeyn: Man ſoll ihn auf die letzte wegen ſeiner böſen Zunge und liederlichen Aufführung halben gar nicht mehr geachtet haben. Siehe Herrn Hofr. v. Nemeitz. vernünfftige Gedancken. T. VI. p. 89.

finden ſich aber darinnen gewiſſe Kennzeichen von ſeiner Art, ſich auszudrücken, welche ihm ſo eigen ſind, daß man ſich darüber nicht leicht betrügen kan. Ich rechne darunter die Zuſchrifft und Vorrede von dem Werck Evenement des plus râres, ou l'hiſtoire du Sr. Abbé Comte de Buquoi . .. avec pluſieurs de ſes ouvrages Vers & Proſes et particulierement la Game des femmes & ſe vend chez Jeau de la Franchiſe Rue de la Rèforme à l'Esperance à Bonnefoi, 1719. Er nennet ſich in der Zuſchrift, welche er au Prince le plus genereux et du cœur le mieux bati de la part de la Franchiſe meme geſtellet, le plus poli et cependant le plus ſincere Mr. de Buquoi, doch ſetzet er unten dabey avec meſure. Dargegen ſind ſeine Gedancken von der eigenmächtigen Gewalt, von dem Daſeyn GOttes, und von den Mitteln wider die Schrecken des Todes ſehr gründlich und ſchön. Seine einzelne Briefe und kleine Gedichte ſind auch meiſtens unverbeſſerlich und voller Scharfſinnigkeit: In ſatyriſchen Sachen aber iſt er zu ausſchweiffend und zu klein. Er verlieret die Hoheit der Gedancken unter gemeinen Sprichwörtern und Redensarten, die er allenthalben mit einſtreuet.

Es ſind wenig Menſchen, die es mit ſolcher Kühnheit gewagt, den Groſſen die unhöflichſten Wahrheiten von der Welt zu ſagen, und die, dem ungeachtet, dadurch ſich doch nicht ihren Haß zugezogen haben. Einige konnten ſich nicht beſſer verantworten, als daß ſie den

Grafen einen Gecken ſchalt: C'eſt un fou, hieß es, il peut dire tout ce qu'il veut. Andere hingegen, welche den Grafen beſſer kannten, urtheilten von ihm weit glimpflicher; ſie verwieſen ihm ſeine Freyheit, indem ſie zugleich die Wahrheiten die er ſagte bewunderten und ihm Beyfall geben muſten.

Er war von Natur ein abgeſagter Feind von aller abſoluten Gewalt. Er fand ſolche abſcheulich; und wann es in ſeinem Vermögen geweſen wäre, die gantze Welt wider den König in Franckreich in Waffen zu bringen, ſo würde er als ein wahrer Staatsmartyrer darüber ſein Leben aufgeopffert haben. Allein ſo groß auch ſein Eifer für die heiligen Rechte der menſchlichen Geſellſchafft war, ſo konnte er doch nichts mehr damit ausrichten, als daß ihn einige deswegen lobten, andre aber für einen großmüthigen Fantaſten hielten.

Die beſten Vernunftſchlüſſe gelten nichts gegen eine Macht, die keine andre Urſache von ihren Handlungen giebt als: Car tel eſt notre plaiſir. Ein gewiſſer Fürſt pflegte insgemein unter ſeine Befehle die Worte zu ſetzen: Sans raiſonner. Dergleichen Regenten verdienen, daß ſie lauter Maſchienen zu Räthen hätten; doch dieſes würde deſto elender für die Unterthanen ſeyn.

Die Gründe, womit Buquoi die abſolute, oder un-

unumſchränkte Gewalt der Fürſten angriff, bezog ſich auf GOtt, auf die Natur und auf die Glückſeligkeit der Menſchen. In Anſehung GOttes, ſagt er, iſt es ein abſcheulicher Frevel, daß der Menſch ſich gleichſam an GOttes Stelle ſetzt, und gleich wie er nach ſeinem eignen Willen und Gutdünken in der Welt herrſchen will. Er nennet ſolches eine greuliche Atheiſterey und die erſchrecklichſte Entheiligung ſeines Namens, wenn ein Fürſt, GOtt, als das allerheiligſte Weſen zum Deckmantel ſeiner herrſchſüchtigen Unternehmungen gebrauchet. Sind die Sachen in der Welt ſo beſchaffen, daß dieſelben einen Fortgang haben, (dann GOtt iſt nicht verbunden, die Ordnung der Dinge zu unterbrechen, um dergleichen Unternehmungen zu verhindern,) ſo ſind die Menſchen ſo unwiſſend, daß ſie eine ſolche unumſchränkte Macht für eine Sache halten, die ſelbſt der Himmel billiget. Ja ſie nehmen ſolche wohl gar zum Exempel, um andre Regierungsarten darnach zu muſtern und einzurichten. Wohin leiten uns nicht die traurige Folgen ſolcher verkehrten Gedanken, worüber die Natur erzittert, und der Himmel, der nichts als Ordnung liebet, ſich entſetzet.

Die Natur, fährt er fort, verabſcheuet auf gleiche Art, was ihre Ordnung und ihre Bande zerreiſſet. Es iſt in ihr ein beſtändiger Zuſammenhang in der Uebereinſtimmung und in der Verhältnis aller ihrer Theile, welche gleichſam nur einen Cörper ausmachen;

wir entdecken in unſerm Herzen zwey Hauptneigungen. Die eine beziehet ſich gerad auf uns ſelbſt, und auf alles was uns Vergnügen macht. Die andre geht ebenfalls auf uns ſelbſt, allein ſie nimmt zugleich einen Umweg; ſie iſt die Neigung zur Ehre, welche uns die Hochachtung andrer Menſchen zuziehet.

In dieſe beyde Empfindungen theilen ſich gleichſam die Hauptneigungen unſers Herzens. Alle unſre Handlungen und Abſichten flieſſen aus dieſer Quelle. GOtt als der Urſprung alles deſſen was iſt, muß nothwendig gut ſeyn: er kann alſo nichts anders, als das Gute wollen. Alles was er in beſondern Fällen wirket, iſt eine Vorbereitung auf eine allgemeine Glückſeligkeit. Man ſiehet wohl, daß einige Theile leiden müſſen: allein ſolches geſchiehet nur um das Ganze zu erhalten. Weil nun GOTT gut iſt, ſo will er auch, daß wir uns ſelbſt lieben ſollen. Wie könnten wir ſonſt eine Empfinddung desjenigen Guten haben, deſſen er uns will genieſſen machen? Wir können alſo die Liebe für uns ſelbſt ſo weit treiben, als ſie gehen kann: weil aber neben uns andre Menſchen ſind, die eben ſolche Triebe ſich zu vergnügen empfinden, ſo folgt daraus, daß wir einander in der Abſicht auf unſer eignes Vergnügen etwas nachgeben und aufopfern müſſen, um in dem Zuſammenhang der Ordnung das allgemeine Vergnügen zu befördern. Dieſes allgemeine Vergnügen kann nicht beſtehen, als in ſo weit ein jeder etwas von dem Seinigen darzu mit beyträgt, mithin ſeinen Abſichten und Hand-

lungen ſolche Gränzen ſetzet, damit ſie das Vergnügen eines andern nicht ſtöhren.

Dieſes iſt ſehr dienlich, allein eine Wahrheit, ſo überzeugend ſie auch immer ſeyn mag, würde dennoch die Menſchen wenig rühren, wann nicht der Urheber unſers Weſens unſern Begierden Einhalt gethan; indem er uns zugleich eine Neigung eingeflößet, welche uns den Beyfall und die Hochachtung andrer Menſchen ſuchen macht, und welche wir nicht erlangen können, als nachdem wir uns ſolche etwas koſten laſſen. Auf ſolche Weiſe hat es GOtt wunderbarlich ſo eingerichtet, daß wir unſer eigen Vergnügen dadurch befördern, indem wir demſelben ſogar das allgemeine Vergnügen vorziehen.

Sehet hier den groſſen Zuſammenhang in dem bürgerlichen Leben. Sehet hier die Nothwendigkeit die einen jeden verbindet, die Abſichten ſeines eignen Wohlſeyns nicht über dasjenige Ziel zu meſſen, welches ihm das allgemeine Wohlſeyn entgegen ſetzet: Ja, wo die Eigenliebe, um ihrer ſelbſt willen, ſich beſcheidet, auch das Wohlſeyn andrer Menſchen mit in Betrachtung zu ziehen.

Die unumſchränkte Gewalt iſt dieſem ſchönen Zuſammenhang des bürgerlichen Lebens ganz zuwieder: ſie will nichts als für ſich allein; ſie vertilget aus dem Herzen die ſonſt unauslöſchbare Triebe der Natur; ſie wird grauſam, weil ſie unnatürlich iſt; und wird ungerecht, indem

dem ſie die Stimme der Natur durch ihre Herrſchſucht betäubet. Doch, raſet nur ihr Tyrannen: ſchreckt und plagt die Menſchen, wie ihr wolt: verblendet ihre Sinnen, und laſſet euch gar, wann ihr könnet von ihnen anbeten und zu Gottheiten machen. Ihr werdet doch deswegen nimmer die Natur bey euch ſchweigen machen. GOtt hat ihre Züge zur Erhaltung ſeiner weiſen Abſichten und zur Beveſtigung der heiligen Rechte der Natur allzuſtark den Herzen der Menſchen eingepräget.

Allein, ihr wollet keine Tyrannen heiſſen. Ihr nehmet die gemeine Wohlfart zum Vorwand. Ihr erkennet alſo auch wieder euren Willen, daß ihr deswegen nur den Scepter führet, um ſolche zu beſorgen. Ihr wiſſet, was ihr thun ſolt, warum thut ihr dann das Gegentheil? Der Glanz der Sonnen umleuchtet eure Augen und ihr wandelt im Fünſtern. Wie ſoll man dieſes nennen? Doch, was bekümmert ihr euch um dieſes Geſchwätz? Ihr wollt nun einmahl nichts anders thun, als was euch gefällt. Nun wohlan! Ich will dann auch nur thun was mir gefällt. Ich bin ein Menſch; Ein Menſch gilt ſo viel, wie der andre: was habt ihr für Vorzüge vor mir? Es kommt alles auf das Herz an. Geſetzt, ich habe ein ſo böſes Herz wie ihr: Dann euer böſes Exempel verbindet mich nicht gut zu ſeyn. Welche Treue, welche Aufrichtigkeit könnet ihr euch alſo von mir verſprechen? Es iſt wahr, ihr könnet mich zwingen,

gen, weil ihr die Gewalt in Händen habt; ich aber kann mich verſtellen: Seyd ihr alſo ſicher? keines Wegs.

Ein Waghals oder ein Held, man kan ihn nennen wie man will, erkühnet ſich eure Macht zu ſtürzen: Er gewinnt einen Anhang: Ich ſchlage mich zu ihm: Ihr habt mich bisher zittern gemacht: Ich habe das Recht alles zu unternehmen. Warum nicht? Ihr maſſet euch ſolches an. Wer kann mir Geſetze geben, wann ich auch eine Macht überkomme, euch zu ſchaden? Wohlan wir ziehen gegen einander zu Feld, der Krieg entſcheidet nicht das Recht, ſondern die Macht. Ich oder ein andrer, der euch überwindet, der ſchreibet euch Geſetze vor, deren Gerechtigkeit ihr ſo wenig erkennet, als man jetzo die eurige erkennen kann.

Sehet ihr eigenmächtige Fürſten! ſehet wohin euch die Grundſätze einer unumſchränkten Macht führen. Ihr gebt dadurch andern das Schwerd in die Hände, welches ſie euch ſelbſt an die Gorgel ſetzen können. Ihr ſtürzet euch durch diejenigen Waffen, womit ihr euch über alle Menſchen hinaus ſetzen wollet. Ihr werdet ſelbſt euer eigner und gröſter Feind, indem ihr den Himmel, die Natur und die Menſchen gegen euch heraus fordert.

Es iſt alſo richtig, daß ein Tyrann, das iſt, ein Fürſt, der ſein Volk nach einer unumſchränkten Macht beherrſchet, weder GOTT, noch

noch die Natur auf ſeiner Seiten hat; vielweniger wird er ſich der Hochachtung der Menſchen verſichern können; denn was GOTT und der Natur wiederſtrebet, das kann unmöglich gefallen. Es iſt wahr: Der Fürſt kann ſeine Abſichten verſtellen, er kann etliche Menſchen aus dem Staub erhöhen, und ihren Beyfall durch die Ehrenämter und Reichthümer gewinnen, welche er ihnen mittheilet; allein gegen zehen, die er auf ſolche Weiſe zu feſſeln vermeynet, ihm treu, hold und gewärtig zu ſeyn, ſind tauſend, die ſeine Macht verabſcheuen, ihn haſſen, läſtern und verfluchen. Hochſchätzen können ſie ihn unmöglich; und wann ſie gleich die Furcht zurück hält, ihre Empfindungen blicken zu laſſen, ſo werden ſie dadurch doch mit nichten ausgerottet. Es kommt nur auf eine Gelegenheit an, damit herauszubrechen. Dieſe können ſich nach Zeit und Umſtänden dergeſtalt äuſſern, daß ein gewaltſamer Fürſt an ſeinen eignen Unterthanen auch ſeine erſten und gröſten Feinde findet: ſie werden ihn zu ſtürzen ſuchen, ſo bald ſie können. Ein Menſch hat ſich immer vor ſeines gleichen zu fürchten. Eine ungerechte Gewalt reitzet zur Rache; und was vermag nicht ein Menſch, der von dieſer Leidenſchaft aufgebracht iſt? Zumahl wenn er nichts, als ein Leben zu verlieren hat, daß die Tyranney eines Fürſten ohnedem unglückſelig macht.

Doch ein Tyrann ſpottet dieſer Wuth: er hat eine Leibwache, die ihn bedecket, er hat ein Heer das ihn beſchützet: Alles beuget die Knie

vor ſeiner Macht und richtet ſeine Befehle aus mit Zittern. Ja was noch mehr: man verehret ihn, als einen GOTT. Zeigt dieſes nicht zur Gnüge, daß die Menſchen einwilligen, ſich ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen?

Allein, verkehrter Wahn! Die Menſchen lernen hier nur den Uebermuth der Fürſten und ihre Schwachheiten erkennen. Die Verachtung iſt mit dieſer Erkänntnis unzertrennlich verbunden. Solche Fürſten werden keinen einzigen vernünftigen Menſchen auf ihrer Seite haben; dann ein vernünftiger Menſch weis, daß ein GOtt iſt; er weis, daß in ihm die Regeln der Ordnung und der Gerechtigkeit ihren Grund haben, daß die Begriffe davon unſern Herzen eingeprägt ſind, und daß man alſo vergebens allerhand Pomp und Pracht vorſpiegelt, um das Volk dadurch zu blenden. Die Natur läßt ſich nicht zurück treiben: Es darf nur eine Gelegenheit ſich ereignen, ihr den Ausbruch zu verſtatten, ſo hat der Fürſt von ſeinem Volk alles zu befürchten.

Man darf nur die Geſchichte leſen, um dasjenige zu finden, was die Fürſten, die ihrer Gewalt misbrauchen, zu befürchten haben. Man würde keine Republik finden, wann nicht ſolche Empörungen und ſolche Tyrannen geweſen wären, die darzu Anlaß gegeben hätten. Ja die Herrſchſucht und Ungerechtigkeit der Beamten waren ſchon genug dergleichen zuwegen zu bringen. Was hat nicht in den letzten Zeiten Rom

an

an ſeiner Macht und Hoheit verlohren? Was hat die Schweitz, Holland zu freyen Staaten gemacht?

Noch eins: die Tyrannen ſuchen ſich Freunde, und einen Anhang durch ihre Freygebigkeiten und Geſchenke zu machen. Allein ſie betrügen ſich auch hier. Es giebt unter denen, die ſie für ihre beſte Freunde achten, eben ſo hochmüthige Menſchen, wie ſie: dieſe ertragen ihre herrſchende Gewalt und ihre Hoheit mit einem heimlichen Verdrus. Sie wollen eben ſo gerne befehlen wie ſie; und wie die Fürſten niemahls ihre Begierden ſättigen können; die doch faſt alles in ihrer Macht haben; wie ſolten diejenigen in ihren Wünſchen ſich mehr beſcheiden, da ſie doch unter ſeiner Botmäßigkeit ſtehen, mithin noch lange nicht dasjenige beſitzen, was der Fürſt beſitzet? Sie nehmen alſo nur die Geſchenke und Wohlthaten an, weil ſie ihr Glück zu machen ſuchen, ſo gut ſie können; ſie werden aber deswegen den Tyrannen weder lieben, noch hochachten; weil ſie wiſſen, daß er ihnen nur deswegen Gutes thut, um ſich in ſeiner Macht zu erhalten, und ſich durch ſie eine Schutzwehr gegen das Volk zu machen. Sie ſind alſo Wohlthäter, weil ſie ſchaden wollen, und ſuchen einige zu gewinnen, um alle zu unterdrucken. Haben dieſe Fürſten nicht alles, auch ſogar von denen zu fürchten, die ſie durch Wohlthaten erheben? Denn weil ſie immer deſſen Ungnade zu fürchten haben, ſo werden ſie bey der erſten Gelegenheit der Gefahr zuvor zu kommen

men trachten, und ihren eigennützigen Wohlthäter ſtürzen helfen.

Ja, wenn es auch eine Möglichkeit wäre daß es alle Unterthanen gut mit einem ſolchen Fürſten meynten, wie ſich das Gegentheil erweiſet, ſo würde doch dieſes ihn nie von der Schande befreyen, daß er das menſchliche Geſchlecht hat unterdrucken helfen. Man würde allezeit ſeine Regierungsart verdammen, und wenn ja die gegenwärtige Zeiten dißfalls mit einer viehiſchen Dumheit und Unwiſſenheit geſtraft wären; ſo würden doch die künftige Zeiten deſſen Andenken verpfuyen und abſcheulich halten: Sie werden ihm einen Titum, einen Trojan und einen Antonin entgegen ſtellen, um durch die Exempeln dieſer vortrefflichen Kayſer die Ehre der Menſchlichkeit zu retten, welche ein Tyrann ſchåndet.

So dachte und ſo ſchrieb der Graf von Buquoi wieder die unumſchrånkte Gewalt und eine tyranniſche Regierungsart. Ich habe dieſe Gedanken aus einem ſeiner Briefe, den er ſur l'Authorité geſchrieben hat, ausgezogen, und hin und wieder mit meinen eigenen erlåutert, weil ſie mit den ſeinigen auf gleichen Gründen ruhen. Der Graf von Buquoi ſchrieb ſonſt nichts weniger als mathematiſch. Er hatte einen zu ſtarken Einſchuß von Wahrheiten, welche er bey ſeiner allzugroſſen Lebhaftigkeit zuweilen ſehr untereinander mengte und in ſolcher Zubereitung auftrug. Dieſes machte,

daß ſeine Gedanken und Schriften unter den Gelehrten nicht den Beyfall gewannen, welchen ſie ſonſt wegen vieler ſcharfſinnigen Einſichten wohl verdienen. Die Gründe, worauf er bauet, ſind allezeit gleich gut und gleich ſicher: ſie beziehen ſich auf GOTT, auf die Natur, auf den allgemeinen Beyfall der Menſchen und auf die Erfahrung. Dieſes ſind in der That die lauterſten Quellen der Warheit. Seine Schriften müſſen nothwendig ſehr rar werden, weil ſie faſt alleſamt nur auf einzelne Bögen ſind abgedruckt und hin und wieder zerſtreuet worden. Es verlohnt ſich noch wohl der Mühe, daß man ſolche ſammlete und miteinander, jedoch nicht ohne Unterſcheid und Wahl, auch nöthigen Anmerkungen, heraus gäbe. Es ſind lauter Originalien; dann der Graf copirte niemand: Er war ſich ſelbſt ſein eignes Muſter und hatte bey allen ſeinen Ausfällen doch immer einen guten Grund. Man kan nicht läugnen, daß er öfters ſeine Freyheit im Urtheilen bis zur Verwegenheit, ja gar bis zur Läſterung trieb, und ſogar auch gegen ſeine gröſte Wohlthäter anzügliche und ſchimpfliche Reden ausſties: Man hielt ihm aber alles zu gut. Er ſchrieb als ein Mann von hohem Stande, der ſich ſeiner Geburt nach mehr heraus nahm frey zu ſchreiben, als andre, die blos aus eigennützigen Abſichten Bücher drucken laſſen. Ich will nur ein paar Proben davon hier mit beyfügen.

La Bête

ou

Le Despotiſme outré,

Sonnet.

Engéance de Sathan, joug trop injurieux;
Abus, rigueur, excés du pouvoir arbitraire!
Ton Empire veut il malgré l'ordre et les Dieux,
Par cent nœuds redoublés aſſurer la miſére?
C'eſt peu par mille maux de te rendre odieux,
J'en connois un plus grand, ſi l'on te laiſſe faire;
A l'air dont les Mortels n'ont que pour toi, des yeux,
N'eſt-tu point ici-bas *la Bête* qu'on révére?
L'encens fume par tout, mais ce n'eſt point pour Dieu.
Sous ombre de vertu, lorſque le crime a lieu,
Foudre arretez le cours de la Métamorphoſe;
Si-non; Maitre et ſujets aiant le coeur payen,
On revêra bientôt, avec l'Apotéoſe,
Le néant être tout, et Dieu reduit à rien.

L'Equivoque oté

ou

Le Gouvernement défunct
Par oppoſition à la Regence
à Madame.(*)

MADAME,

Enfin apres trois mois la reponſe de Votre Alteſſe Roïale eſt venüe. C'eſt encor beaucoup de grace. Je ſais du moins à quoi m'en tenir. *Le Comte de Buquoit*, dit Elle, *prétend il que je m'employe pour le faire vénir en France, apres que de vive voix, et par écrit il n'a ceſſé de ſe déchainer contre cette Cour.*

Parlez vous Madame de la Cour d'apreſent? Je l'admire. N'eſt elle pas le contre pied de l'ancienne? Elle remet de l'ordre, ou celle-cy ne vivoit qu'en Enfant de Famille qui joüe de ſon reſte. Si la conduite du Regent ſe ſoutient, c'eſt le Cyrus de nos jours, le véritable Dieu-donné. La Poſtérité continüera ſon éloge, à meſure qu'Elle augmentera le Blame du feu Roi.

Vrai Roman que Son Regne! Ce que j'y trouve de curieux, ſorti d'une guerre qui, épüiſé

(*) Nemlich an die Herzogin von Orleans, gebohrne Pfalzgräfin bey Rheyn und Mutter des Regenten.

épüiſé de toute façon, devoit le perdre, il ne quite le deſſein de transporter de nouveau des montagnes, que pour ſe jeter dans des entrepriſes qui demandoint plus de Sang, et plus d'argent, que jamais. *Je le veux, je le puis.* C'etoit donc là le bon ſens de ſes deſſeins. Qu'a t'il fait? Rien, avec un pouvoir immenſe que de laiſser à ſa mort les afaires dans une êtrange confuſion.

La Paix s'entretient pourtant; les finances ſe rêtabliſſent. Que ne peut on de même rédonner la vie à des millions hommes ſacrifiés au vaſte de Loüis le grand? L'agriculture et le commerce ſe raniment. Le Luxe diminüe. La volupté va tomber. Le Sexe, ſi ce n' eſt vous, Madame; renvoié au cloitre, ou a la que Noäille, n'aura plus de part aux afaires. Le vrai merite eſt recherché. Plus de Pontchartrin, le Parlement fournit des ſujets pour les plus hautes places. C'eſt donc tout de bon que la remontrance a lieu. L'Harmonie ſe remet entre le gouvernement et le Peuple. Que n'eſperer pas? On eſt de bonne foi avec les Voiſins. C'eſt ſeulement pour l'abus des clefs qu' on ſe broüille avec le ſucceſſeur de S. Pierre. Telle eſt l'adminiſtration d'aujourd'hui la condamnation du Regne précédent.

Voila ce que j'ai dit; et que je ne ceſſe point de dire, Madame, *L'Equivoque oté,*

apellez vous cela ſe déchainner? Martir a ce prix de la nouvelle Cour pour blamer l' ancienne, ſi vous me refuſez vos bons ofices, penſez que vous êtes la Mére du Régent. Je ſuis avec un reſpect tres profond

Madame
de Vôtre Alteſſe Roïale

Le tres humble et tres obeiſſant Serviteur

a Hannovre ce 3me Avril 1717.

Le Comte de Buquoit.

VI.

Der Graf von Spork.

Dieſer böhmiſche Graf hat ſich ſowohl durch ſeine Reichthümer und Freygebigkeiten, als durch einen beſondern Ehrgeitz berühmt gemacht. Er hielte ſich theils in Prag, theils auf ſeinem Herrſchafften zu Lyſſa und im Kuckusbad auf. Mönche, Einſiedler, Geiſtliche, von allerhand Orden, Comödianten, Sänger, Poeten, Bettler, Bücherſchreiber, Buchhändler und Advocaten; ſehet hier die Leute, mit denen dieſer Graf ſich am meiſten zu ſchaffen machte, und die ſeinen Ruhm, nachdem er ſich gegen ſie verhielt nach ihrer Art, wunderbar zu verherrlichen wuſten.

Jm

Im Kuckusbad hat er viele ſchöne Gebäude aufführen laſſen, daruntrr das gröſte ein Gaſthaus für Fremde iſt, die da meiſtens auf ſeine Koſten, wann er zugegen iſt, bewirthet werden. Er hat dabey auch ein eignes Comödienhaus gebauet, worinnen er zur Curzeit, wie auch im Winter zu Prag, ſeine eigne Bande Comödianten und Operiſten ſpielen läſſet. Weil ich auf meinen Weg von Prag nach Breslau, unweit der Gegend dieſes Bades vorbey muſte; ſo nöthigte mich dieſer höfliche Graf, dort einzuſprechen, mit der Verſicherung, daß mir daſelbſt alle Ehre und gute Bewirthung auf ſeinen Befehl wiederfahren ſolte; allein, weil er ſich ſelbſt nicht mehr da aufhielt ſo mochte ich des bloſſen Orts halben nicht die Landſtraſſe verlaſſen.

Der Graf von Spork war von einer anſehnlichen Geſtalt, und hatte ein ernſthaftes Weſen, welches er doch mit einer gezwungenen Freundlichkeit vermiſchte, wann er leutſelig ſeyn wolte. Er lies ſich immer zur Schau ſehen, und war ſtets auf ſeiner Hut, um nicht anders als ein groſſer Herr zu erſcheinen. Läufer, Jäger und Hunde, nebſt einem Trup Lackayen, muſten ihn ſtets umringen. Er beſas ungemein groſſe Reichthümer, welche ihm ſein Vater hinterlaſſen hatte.

Dieſer war der bekannte Kayſerliche General von der Reuterey. Ein Mann von deſſen Abkunft auch ſogar in ſeinem Lebenslauf nichts gemeldet wird. Er war ein Mann von Fortun,

tun, wie man dergleichen Leute zu nennen pfle- get. Er diente von unten auf als ein Reuter. Glück und Muth und Kriegserfahrenheit brach- ten ihn bis zu den erſten Kriegsſtellen. Er wurde zu ſeiner Zeit für den beſten Cavalleri- ſten in ganz Europa gehalten. Sonſt beſas er weiter keine Wiſſenſchaften, wiewohl er die Kunſt bey ſeinem Dienſt Geld zu machen, vor- trefflich muß verſtanden haben, denn er hinter- lies unglaubliche Schätze.

Im Jahr 1675. da er ſeinen letzten Feldzug am Ober-Rhein gegen den Turenne that, war er ſo weichmüthig, daß er anfieng zu weinen, als er ſein Regiment Kürazirer ſah gegen den Feind marſchiren. Die übrigen Befehlshaber wuſten nicht, was ſie mit dem alten Mann an- fangen ſolten, und ſuchten wie ſie ihn von der Armee weg brachten, weil ſeine Aufführung die Soldaten, welche ihn ſehr liebten, nur zaghaft machte.

Als er nun lang gelebet hatte, und an dem war, daß er aus der Welt ſcheiden muſte, wol- te er ſich darzu heldenmäßig zu bereiten. Er befahl ſeinem Caplan, daß er ihm etwas ſchö- nes aus einer heldengeſchichte vorleſen ſolte. Der Caplan ergrif das alte Teſtament, und las ihm die Thaten des Simſons vor, wie derſelbe mit einem Eſelskienbacken tauſend Phi- liſter erſchlagen hatte. Was! rief darauf der alte kranke Mann zornig aus ſeinem Bette: Tauſend Philiſter? Ey, halt das Maul: ich

ich weis auch was ein ehrlicher Mann thun kann.

Ich kan für dieſe Begebenheit nicht gut ſprechen.

Se non é vero é ben trovato.

Sein Sohn, von dem hier die Rede iſt, war eine ganz andere Art von einem Heiligen. Er war ſtets befliſſen groſſe und ungemeine chriſtliche Tugenden vorzuſpiegeln. Er ſuchte darinnen ſein Vergnügen, für einen frommen Mann und für ein Ebenbild der Gerechtigkeit gehalten zu werden; er wäre es vielleicht in der That geweſen, wann er nicht zu viel Sorgfalt hätte blicken laſſen, ſolches auch zu ſcheinen. Alles muſte von ſeinen Thaten und von ſeiner Frömmigkeit angefüllet ſeyn. Man ſiehet in ſeinem Lebenslauf einen Kupferſtich p. 36. wo die Armen in groſſer Menge längſt der Straſſe, wo er vorüber fähret, ſich auf die Knie niederlaſſen, um die Allmoſen von ihm zu empfangen. Er lies lauter geiſtliche Bücher drucken, und ſolche meiſt aus der franzöſiſchen Sprache überſetzen: Ja er und ſeine beyde Gräfinnen Töchter übten ſich in dieſer erbaulichen Arbeit um die Wette; wiewohl dieſe Hochgräfliche Arbeit nicht durchgehends zum Beſten gerieth. Dieſe Bücher wurden meiſt koſtbar gedruckt, ſchön gebunden, und nachgehends an allerhand Perſonen durch den Grafen verehret. Von welcher Freygebigkeit ich gleichfals die Wirkung empfunden, wie meine Bibliothec die Kennzeichen davon noch aufweiſet. Es finden ſich darunter des Jues Tugendſchule, des Sacy Auslegung der

Epiſtel Pauli, ingleichen des Pictet Sittenlehre, wiewohl der Name des Verfaſſers, weil er aus der verdächtigen Schule des Calvins war, nicht mit beygefüget iſt. Die römiſche Cleriſey, die nirgends eifriger iſt, als in den Kayſerlichen Erblanden, entdeckte bald, daß unter den heraus gegebenen Büchern des Grafen, auch etwas aus proteſtantiſchen Quellen mit eingefloſſen war; ſie brachte deswegen ihre behutſame Klagen nach Wien, und machten, daß der gute Graf, allen catholiſchen Erklärungen ohngeachtet, zu einer ſtattlichen Geld-Buſſe verdammet wurde, welche ihm bey nahe ſo hoch als alle Druckereyen zu ſtehen kam.

Der Graf machte ſich im übrigen ein eignes Geſchäfte mit ſeinen Proceſſen. Er betrachtete ſolche als die wahre Creutzſchule ſeines chriſtlich geſinnten Herzens, und man ſolte ſagen, er habe ſie deswegen ſo weit getrieben, als er gekonnt, um das Verdienſt einer hohen und wohlgeübten Gedult davon zu tragen: Er hat dieſelben alleſamt als Denkmäler ſeiner Leiden in ſeinen Lebenslauf mit eindrucken laſſen.

Dieſer Lebenslauf führet folgenden prächtigen Titel: **Leben eines herrlichen Bildes wahrer und rechtſchaffener Frömmigkeit / welches GOtt in dem Königreich Böhmen in der hohen Perſon Sr. Hochgräflichen Excellenz Herrn Herrn Franz Antoni / des Heil. Röm. Reichsgrafen von Spork, Herrn derer Herrſchaften Lyſſa / Gradlitz / Ko-**

noged und Herſchmanitz ꝛc. der Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät wircklich geheimen Raths / Cammerern und Stadthaltern des Königreichs Böhmen ꝛc. als ein Spiegel reiner Gottesfurcht / allen Frommen zu einem Beyſpiel aufgerichtet hat. Aufs neue entworfen durch *Gottwald Cæſar von Stillenau.* 1720. in 4. mit Kupferſtichen.

Man muß nicht meynen, als ob der Graf von Sporck alle dieſe Aemter am Kayſerlichen Hof bekleidet hätte, davon er hier die Titeln führet. Nein: es gilt hier nur um den bloſſen Rang. Es iſt zu unſern Zeiten die Mode, daß die Höfe Titeln und Würden mittheilen, nachdem ein jeder ſich einbildet im Stand zu ſeyn, ſolche zu führen. Ums Geld kann man heutiges Tages alles haben: Ein jeder Titel hat ſeinen gewiſſen Tax. Man hat ſodann die Freyheit dasjenige ſeinen eignen Verdienſten zuzuſchreiben, was ein jeder, der reich iſt, erkauffen kann. Weil aber endlich die Menge der Titularräthe um die Gebühr, zu gros wurde und dieſe deswegen vieles von ihrer Achtſamkeit verlohren, ſogar daß mancher wircklicher Rath bey einem Reichsgrafen einem Titularrath von dem Kayſer den Vortritt verſagte; ſo verwandelte man die Titularräthe in wirckliche Räthe; wegen der Taxa und der Beſtallung aber blieb es bey dem Alten. Alſo war der Herr Graf von Sporck ein wircklicher Kayſerlicher geheimer Rath, und gab doch gleichwohl der Kayſerlichen Majeſtät eben ſo

wenig

wenig Rath, als dieſe ihm Beſtallung. Solte man nicht ſagen, daß die groſſen Leute auch zuweilen ſtarck in das Kleine verfielen und wie die Kinder eine Comödie ſpielten? Allein dieſe Narrheiten tragen ein. Mancher agirt auf der Schaubühne einen Fürſten ſo gut, als ob er wircklich einer wäre. Es kommt alles in der Welt auf eine gute Einbildung an. Der wirckliche Kayſerliche geheime Rath, Cämmerer und Statthalter, Herr Graf von Sporck war damit ſattſam verſehen.

Seine Freygebigkeiten hatten ihm von allen Enden und Orten eine Menge Schmeichler und Poeten herbey gezogen; und man könnte gantze Folianten mit Reimen und Zuſchrifften anfüllen, welche ihm zu Ehren ſind gemacht worden. Selbſt der berühmte ſchleſiſche Günther hatte deſſen Lob in einem beſondern Heldengedicht beſungen, welches als ein rechtes Muſter von dieſer Art kann betrachtet werden (*). Die Verſe ſind darinnen überaus flieſſend, die Wörter und Ausdrücke ſcharffſinnig, und die Bilder von einer lebhaften Schönheit. Allein, es iſt im eigentlichen Verſtand, nur ein bloſſes Gedichte; weiter nichts. Man weis, wie viele Heiligen und Helden ſchon das Geld und die Armuth gemacht haben. Das Lobgedicht des Günthers füh-

(*) Siehe Sammlung der Güntheriſchen Gedichte. p. 20.

führet den Titel: Ebenbild der Wahrheit und Gerechtigkeit. Man lieſet darinnen unter andern auch folgende Stelle:

So wie ein ſchlaues Wild ſich aus den Schlingen windet,
Woran der Schmeichler oft die Eigenliebe bindet;
So ſtrafbar würd es ſeyn, ohn Ehrfurcht und Bemühn,
Dein ſeltnes Ebenbild der Nachwelt zu entziehn.
Die, wenn ſie dermahleins von unſerm Sporck nichts wüſte,
Den gröſten Tugendtrieb zur Folge darben müſte.
Der Raum begreift dich nicht, auf Charten wird die Welt
Samt ihrem Himmelsheer im Kleinern vorgeſtellt,
Verjüngt auch hier mein Riß das Maas der groſſen Thaten,
So wird man dich doch gleich mehr kennen, als errathen.

Dieſes heiſſet fürwahr mehr über den Grafen ſpotten, als denſelben loben, denn er hatte einen ſehr mittelmäßigen Geiſt; und wenn ihn nicht ein gewiſſer Hochmuth aufgeblähet, und ihm die Annehmlichkeiten des Ruhms zu erkennen gegeben hätte, ſo würde er, in ſtiller Schwelgerey, die Einkünfte ſeines väterlichen Erbes auf gut böhmiſch verzehrt haben. Allein, die

die Reichthümer, die er beſas, gaben ihm genugſame gute Eigenſchäfften, um Schmeichler herbey zu ziehen. Dieſe Leute können alles bewundern; wo ſie Gold und Silber gläntzen ſehen, da finden ſie Tugenden in der Menge. Wäre der ehrliche Graf von Sporck dieſen gefährlichen Leuten nicht in die Hände gefallen und hätte man ihn zu derjenigen Demuth in ſeiner Jugend angeführt, die man ihm, da er alt war, fälſchlich zuſchrieb, ſo hätte er in der That können ein weiſer Mann werden; da er ſich im Gegentheil in gantz Böhmen durch ſeinen albernen Hochmuth beynahe lächerlich machte.

Ich bedaure dieſen Herrn, ſo oft ich von ihm ſprechen höre, denn er machte ſich mit allen Menſchen ein Hauffen zu ſchaffen, und that vielen Leuten Gutes, die ihm ins Angeſicht ſchmeichelten, und ſeiner hinterrücks ſpotteten.

VII.

Der Herr von Beſſer.

Als ich bey dieſem berühmten Staatspoeten zu Ende des 1722. Jahrs zu Dresden das erſtemahl einſprach, führte man mich in ſeine Bibliothec. Es war eine grimmige Kälte. Das Zimmer war ringsherum mit Büchern beſtellt. Allein, ſo viel Feuer auch ihre Verfaſſer mögen gehabt haben, ſo gaben ſie doch nicht die geringſte Wärme in einem

nem ungeheitztem Zimmer von ſich. Der Herr von Beſſer erſchien in einem rothen ſcharlachen mit Peltz gefütterten Talar, und hatte eine groſſe lange Staats-Perucke auf. Ich war im Gegentheil in ſeidnen Strümpfen und ſo leicht als ein Pariſer gekleidet. Dem ungeachtet aber war mir die Unterhaltung dieſes Mannes ſo angenehm, daß ich mich ziemlich lang bey ihm verfrieren lies. Er ſagte, daß er die eingeheitzte Stuben nicht vertragen könnte: ſo viel Hitze hatte der ehrliche Mann noch übrig, welche man als übergebliebene Funcken ſeines feurigen Dichtergeiſtes betrachten konnte. Als ich ihn darauf bey andern Angelegenheiten angekleidet ſahe, machte er eine ſchlechte Figur, und man bemerckte faſt keine Kennzeichen mehr an ihm, von dem Oberceremonienmeiſter eines vormahls prächtig geweſenen Hofs: Dieſer Mann, von deſſen erhabener Mine und vortrefflichen Geſtalt, die Muſen ſo viel, als von ſeinen netten Schrifften geſungen haben, ſahe nun einem gantzen Gelehrten gleich und affectirte nicht einmahl mehr ein Hofmann zu ſeyn. Er genoß von dem König in Pohlen, unter dem Titel eines geheimen Kriegsraths und Oberceremonienmeiſters einen jährlichen Gehalt von 1500. Reichsthalern; Er that dafür nichts, als daß er aß und tranck und ſchlief und das ruhigſte Leben mitten unter ſeinem auserleſenen Bücherſchatz führte. So großmüthig war Auguſt, daß er ſeinem Ruhm etwas zu vergeben ſchien, wenn er einen berühmten Mann, der unglücklich wor-

den, nicht bey ſich aufnehmen und ihm ſeine noch übrige Lebensjahre durch ſeine Freygebigkeit verſüſſen ſolte.

Dieſes war nicht genug, ſondern da ſich der Herr von Beſſer, noch ſeiner Schulden halber, ſehr bedränget fand, und von zeitlichen Gütern nichts mehr übrig hatte, als ſeine Bibliothec: dieſe aber nicht zu Geld machen konnte; ſo ſchlug ſich der großmüthige König ins Mittel, und kaufte ihm im Jahr 1727. ſolche für zehen tauſend Reichsthaler ab; doch ſo, daß er erſtlich dabey nicht haben wolte, daß man Vortheil aus den beklemmten Umſtänden des Beſitzers ziehen; und zweytens daß man ihm den Genuß ſeiner Bibliothec auf Lebenslang laſſen ſolte. Dieſes heißt recht als ein groſſer König kaufen und handeln. Es iſt unmöglich, daß man einen ſolchen Fürſten nicht lieben und verehren ſolte.

Die Bibliothec des Herrn von Beſſers war nur ein kleiner Bücherſchatz gegen die Uffenbachiſche zu rechnen; und dannoch glaub ich nicht, daß aus dieſer vielmehr Geld werde heraus gekommen ſeyn. Wiewohl die vielen Manuſcripta davon noch nicht verkauffet ſind. Es wurden bey derſelben öffentlichen Verkauffung die ſchönſten und rarſten Sachen öfters um ein Spottgeld hingeſchleidert. Der Beſſeriſche Büchervorrath hatte alſo ein weit beſſeres Verhängnis. Es waren darunter viele Kupferbücher von Aufzügen,

Krönungen, Ritterſpielen, Luſtfeſten, Leichen-Begängniſſen und dergleichen, die der Beſitzer deswegen für hoch ſchätzte, weil ſie in die Ceremonienwiſſenſchaft einen Einfluß hatten. An andern Orten würde man dieſelbe für keine ſolche Raritäten gehalten haben. Die Bücher waren dabey meiſtens ſchlecht gebunden, und mit allerhand farbigten Papieren umzogen und nach einer ins Auge ſpielenden Schattirung untereinander aufgeſtellt. Der Herr von Beſſer merkte, daß mich ſolches befremdete. Er fragte mich, ob es mir nicht annehmlicher ſchien, auf einem Blumenbett, Blumen von allerhand Farben, als von einfacher Farbe zu ſehen? Ich hielte dieſes für einen guten poetiſchen Einfall, der den vernünftigſten Grund in der Sparſamkeit des Beſitzers hatte; dann ſchön lies er in meinen Augen nicht. Die einfältige Gleichförmigkeit dünket mich die wahre Eigenſchaft des Schönen und Groſſen zu ſeyn: das Kleine iſt bund und vielfärbig; das Prächtige aber iſt ſich immer ſelber gleich.

So alt der Herr von Beſſer war, ſo hatte er doch noch viel Feuer; allein es loderte zuweilen ein wenig ſtark neben aus. Wenn man bey ihm vom König in Preuſſen zu reden kam, ſo vergas er die Ehrfurcht für die Majeſtät, und ſchimpfte auf den König wie ein Poet, wenn er aufhöret zu loben. Ja hätte er ſo viele Mannſchaft, als Reimen, aufbringen können, er hätte ihm gewiß den Krieg angekündiget. Sein Haß war unverſöhnlich, und

ſeine Empfindlichkeit brachte ihn aus ſich ſelbſt. Seine vormalige Aufführung in Berlin machte ihm wenig Ehre: Der König von Preuſſen hatte darüber ein gerechtes Mißfallen. Es verſchmähete ihn billig einen Menſchen in ſeinen Dienſten zu haben, der ſeinen Ruhm liederlichen Weibsbildern Preis gab.

Der Herr von Beſſer überwarf ſich zuletzt noch gar mit dem Hofrath König, der ihm doch ſo redlich in allen ſeinen verdrießlichen Umſtänden beygeſtanden hatte, wie davon die Lebensbeſchreibung des Herrn von Beſſers, vor deſſen Schriften, nachzuleſen iſt.

Ich mache hiebey eine Anmerkung die dem menſchlichen Verſtand wenig ſchmeichelt; nemlich, daß öfters diejenigen Leute, die ſchön denken und ſchreiben, ſelten diejenigen ſind, die nach ihren Worten auch ſchön leben und ſchön thun Probitas laudatur & alget, ſagt Juvenal. Die Tugend entzündet den Verſtand, das Herz aber bleibet dabey unempfindlich.

VIII.

Nachricht von dem General Eoſander, Freyherrn von Göthe.

Unter vielen groſſen und vortrefflichen Leuten, die ich theils auf meinen Reiſen und theils in meinem Vaterland gekannt habe, rechne ich drey Männer, deren Eigenſchaften ihren Ruhm noch übertroffen hatten. Der erſte

war der General Coſander. Der zweyte der königlich-pohlniſch- und chur-ſächſiſche Miniſter im rheiniſchen und fränkiſchen Crais, Herr Steinheil: Und der dritte, der durch ſeine Schriften berühmte Abt Schannat. Ich würde ihren Verdienſten ein beſonderes Andenken ſchuldig ſeyn, wenn ſie auch meine Jugend nicht mit ſo vieler Liebe und Zuneigung erhoben hätten.

Der General Coſander hat ſich durch ſeine vortreffliche Wiſſenſchaften, beſonders in der Meß-Bau und Feuerwerkerkunſt ſehr berühmt gemacht. Er war von Geburt ein Schwede; wer aber eigentlich deſſen Vater geweſen, ſolches habe ich nie recht in Erfahrung bringen können. Ein Paar ſeiner Vettern, die im Jahr 1725. aus Schweden ihn zu beſuchen kamen, zeigten keine gar vornehme Freundſchaft; doch ſoll er von adelichen Herkommen geweſen ſeyn. Er war im übrigen einer derjenigen Geiſter, die von Natur eine allgemeine Fähigkeit beſitzen. Er war inſonderheit zu den ſchönen Künſten aufgelegt. Friedrich der erſte König in Preuſſen, wußte bald ſolche an ihm zu entdecken. Dieſes war genug ihn empor zu bringen. Man ſiehet noch die unvergleichlichen Denkmäler von ſeiner ausnehmenden Geſchicklichkeit in der Baukunſt zu Berlin, beſonders an Charlottenburg, welches Luſtſchloß guten Theils von ſeiner Erfindung herrühret. Nach dieſes Königs Tod hatte er das Schickſal vieler groſſen Leute, die damahls in Berlin waren. Friederichs Nach-

folger ſuchte eine andre Haushaltung an ſeinem Hof einzuführen. Viele Bedienten wurden abgeſchaft; faſt allen aber wurde die Beſoldung vergeringert.

Eoſander wolte ſich nichts abziehen laſſen; er verlies lieber ſeine Dienſte, und begab ſich zu dem König in Schweden, der damals wieder in Europa zum Vorſchein gekommen war, und ſeinen Feinden mehr Muth als Kräffte entgegen ſetzte. Deſſen beſondere Wiſſenſchaften in der Kriegsbaukunſt brachten ihm bey demſelben die Würde eines Generalwachtmeiſters zuwegen. Er half ihm im Jahr 1715. die Wälle und Mauren von Stralſund beſchützen, und machte durch ſeine künſtliche Vertheidigungsanſtalten dieſe Belagerung zu einer der denkwürdigſten in der Welt. Nachdem aber dem ungeachtet die Tapferkeit des Königs, und die Veſtungsarbeit ſeines Kriegsbaumeiſters, der anhaltenden Gewalt der Belagerer weichen muſte, ſo wurde Eoſander bey der Uebergabe dieſer Stadt, zu einem Kriegsgefangenen gemacht. Er bekam aber als ein ſolcher die Freyheit, ſich nach Frankfurt am Mayn zu begeben, wo er ſich bis in das Jahr 1722. aufgehalten.

Der General führte hier eine ſehr koſtbare Haushaltung. Er hatte ein prächtiges Geſchirr, täglich war bey ihm Geſellſchaft, alle Fremden hatten bey ihm einen freyen Zutritt. Man fand bey ihm Fürſten, Grafen, Generale, Geſandten, Räthe, Gelehrten, Kaufleu-

te, Künſtler, Officier, Spieler, herumirende Ritter, mit einem Wort, allerhand Leute. Er hatte die beſte Tafel, doch ohne närriſchen Ueberfluß; alles war nett, gutſchmeckend, und wohlausgeſucht. Man lebte in ſeinem Hauſe ohne Zwang, ohne Gepräng, artig, frey und mit einer natürlichen Wohlanſtändigkeit. Hier war inſonderheit eine Schule für junge Leute, welche die Welt ſehen wolten. Nie habe ich eine beſſere Lebensart geſehen. Nur Schade, daß die Einkünfte des Generals und ſeiner Frauen, die eine Tochter der Geheimen Räthin von Merian war, nicht zulangen wolten, ſolche fortzuführen. Der ganze merianiſche Bücherverlag, der ſonſt wegen des Theatri Europäi und anderer koſtbaren Werke, eine rechte Goldgrube zu ſeyn ſchien, war darzu nicht hinlänglich. Dieſe Quellen verſeichten, weil man auf einmal zu viel daraus ſchöpfte. Der Aufwand war zu groß; man machte Schulden, man verſetzte Bücher an Juden und Chriſten; dieſe verkauften ſolche in Mangel der Zahlung, weit unter ihrem Preiſſen, damit lag Handel und Wandel und Credit auf einmahl.

Zum guten Glück wurde der General noch vor den traurigen Ausbrüchen dieſer Wiederwärtigkeiten an den königlich-pohlniſchen Hof, als Generallieutenant berufen. Der Herr von Beſſer, der ſich als ein glücklicher Koſtgänger des grosmüthigen Auguſtus in Dresden befand erinnerte ſich bey ſeinen guten Tagen ſeines ehmaligen guten Freunds in Berlin; er rühmte

 deſſen

deſſen groſſe Wiſſenſchaften in Kriegsſachen bey den Grafen Flemming, Wackerbart und Frieſen dermaſſen, daß dieſe ihm bey dem König einen jährlichen Gehalt von 6000. fl. zuwegen brachten. Der Herr von Beſſer beklagte ſich im Anfang des Jahrs 1723. bey mir über die Undankbarkeit des Eoſanders, weil dieſer ihm von Warſchau aus noch nicht geſchrieben hatte; ſo wunderbar empfindlich war damahls dieſer alte Staatsmann.

Im Jahr 1727. verfertigte dieſer General eine Schanze bey Dresden mit einem Bollwerk, welches aller Macht der Bomben wiederſtehen ſolte. Er wolte ſich ſelbſt darunter begeben; allein, zum Glück für ihn, wolte der König ſolches nicht erlauben; dann die darauf geworffene Bomben von ſeinem Gegentheil traffen ſo wohl, daß alles zuſammen fiel, und der gute General zwar das Leben rettete, dargegen aber ſich dem Geſpötte ſeiner Feinde Preiß geben muſte. Allem Vermuthen nach iſt ihm damahls ein kleiner Streich geſpielt worden.

Deſſen herausgegebene Kriegs-Schule, oder teutſcher Soldat hat bey den Kennern groſſen Beyfall: Ich begleitete dieſelbe, als ſie heraus kam, mit einem Diſcurs über den Soldatenſtand. Er legte darinnen die Kriegsgeſchichte des vorigen Jahrhunderts zum Grund, und machte darüber allerhand ſehr nützliche Anmerkungen, die er meiſten Theils aus ſeiner eigenen Erfahrung hergenommen hatte; Allein, weil er darauf im Jahr

1729.

1729 mit Tod abgieng, ſo gerieth das Werk ins Stecken; alſo daß nur der erſte Theil davon iſt heraus gekommen. Derſelbe iſt ſehr prächtig auf lauter Schreibpapier gedruckt und mit illuminirten Kupferſtichen ausgezieret. Nun aber iſt durch den Verfall ſeiner Schwiegermutter und des ganzen merianiſchen Verlags, dieſes rare Werk wenig mehr zu bekommen.

Dieſer General war von einer anſehnlichen Leibesgeſtalt, etwas mehr als mittelmäßiger Länge, von einem guten Wuchs, mehr ſchlank als geſetzt, doch ſtark von Nerven, Schultern und Hüften. Seine Geſichtsbildung hatte etwas freundliches und angenehmes; wo es aber Ernſt galt, da verzog ſich ſolches ſchnell ins rauhe und zornige. Der Abſtich von ſeinem Bildnis, welches der berühmte Peſne in Berlin geſchildert, und ſich in der ſchwediſchen Fama befindet, iſt ihm ſehr ähnlich geweſen: Wie ſich in ſeiner Bildung Liebe und Ernſt zeigten, ſo war auch die Beſchaffenheit ſeines Gemüths von einer leutſeligen und feurigen Art. Er war vor die menſchliche Geſellſchaft gebohren, und liebte nebſt den Künſten und Wiſſenſchafften auch alle Arten der Beluſtigungen; Er ſchickte ſich alſo vollkommen nach Hof und konnte alles mitmachen. Er war aufgeräumt, artig, ſinnreich, ſchmeichelhaft und liebte einen groſſen Aufwand. Sein Ehrgeitz machte ihn nach Gelegenheit hochmüthig, kühn, tapfer, verwegen und jähzornig. Er wurde zuletzt ſehr mit der Gicht geplagt, welches ihn noch ungedultiger und empfindlicher machte.

Sonſten hatte er groſſe Züge von einem ehrlichen und frommen Mann. Er wuſte von der Religion ſehr gründlich zu reden. Er hatte die Heil. Schrift wohl innen, und liebte beſonders des Johann Arnds Bücher, vermuthlich weil er darinnen ſeinen auſſerordentlichen Trieb zur Chymie das Wort geredet fand; als womit dieſer General mehr als es vielleicht gut war, ſeine Neugierigkeit, oder wohl gar einen andern Wahn unterhielt. Wiewohl er öfters mir ſelbſt geſagt, daß ich denen Goldmachern nicht trauen ſolte, die von mir einen Vorſchuß an Geld verlangten; weil es natürlich wäre, daß Leute, die eine ſo groſſe Kunſt beſäſſen, ehe andern zugeben, als Urſache zu borgen hätten.

Ich erbte ſeinen getreuen Handlanger und Mitarbeier in dieſen heimlichen Feuerkünſten. Er hieß Coppiſch, und war ehedeſſen Rath und Hofſtaatscommiſſarius in Berlin geweſen; Der arme Mann hatte kein ganzes Hemd mehr auf dem Leibe, als er zu mir kam, und gleichwohl war er doch um nichts mehr beſorgt, als wo er das Geld ſolte unterbringen, welches ihm ſeine Kunſt Gold zu machen, als unfehlbar verſprach. Ich ſuchte den Mann, der ſonſt eine redliche Seele hatte, von dieſer Krankheit zu curiren; allein er war bereits bey die 60. Jahre alt und blieb alſo, unerachtet ich mir die Arzeney etwas koſten ließ, ungeneßbar. Er hatte einsmahls mit dem General über ſeinen chymiſchen Proceß einen ſtarken Wortwechſel. Er glaubte ſo veſt das Geheimniß zu beſitzen,

tzen, daß er nicht davon abzubringen war. Je hefftiger es ihm demnach der General beſtritt, deſto mehr entbrannte ſein Eifer. Beyde erhitzten ſich darüber auf eine Art, daß dem guten Rath Coppiſch darüber die Gedult vergieng. Aus gerechter Empfindung, daß ihm der General eine Sache abdiſputiren wolte, die er wirklich im Schubſack hatte, ſchlug er halb im Zorn, und halb frohlockend wieder ſeine Taſche: Hier iſt es, ſprach er. Allein, unglücklicher Schlag! das Glas, worinnen die koſtbare Tinctur enthalten war, zerbrach, und das herrliche Arcanum floß an den Kleidern herunter. Welche Verzweiflung für den Rath Coppiſch! Welcher Verluſt!

IX.

Der königlich pohlniſche und churſächſiſche Miniſter im rheiniſchen und fränkiſchen Crais, Herr Steinheil.

Dieſer königlich pohlniſche und churſächſiſche Miniſter, Herr Steinheil, war eine von meinen beſten und liebſten Bekanntſchaften in Frankfurt am Mayn. Er war ein Mann von ſo groſſen und ausnehmenden Verdienſten, daß ich mich nicht entſchlieſſen kann, deſſen Gedächtniß verloſchen zu ſehen, ſo lang ich lebe. Es hat ſich nicht leicht, am

wenigſten aber zu unſern Zeiten in der Welt zugetragen, daß ein ſolcher Mann gelebet hat, und geſtorben iſt, ohne daß ihm einmahl, ſo viel ich weiß, in der gelehrten Welt, ein öffentliches Ehrendenkmahl wäre geſtifftet worden; deſſen er doch vor ſo vielen andern, deren Lebenslauf man gedruckt lieſet, höchſt würdig war.

Seine Wiſſenſchaften, beſonders in den griechiſchen und lateiniſchen Alterthümern, erſtreckten ſich ſo weit, daß er darinnen einem Græ- vio, einem Gronovio und einen Spanheim nichts nachgab; wo nicht gar in vielen Stücken noch überlegen war. Er hatte die vornehmſten griechiſche Poeten und Geſchichtſchreiber mit den gründlichſten Anmerkungen erläutert, und ganze Abbildungen von den Sitten und Gebräuchen der Alten geſchrieben. Er hat darinnen nicht allein, wie oberwehnte Gelehrten gethan, bloſſe Alterthümer und critiſche Materien abgehandelt, ſondern, wie er in allem ein artiger und aufgeräumter Kopf war, ſolche auch mit allen Annehmlichkeiten eines feinen und brauchbaren Witzes begleitet. Alle dieſe unſchätzbare Schätze müſſen ſich noch bey ſeiner Familie befinden, oder ſind von derſelben mit ſeiner auserleſenen Bibliothec an ein hohes Stift in Franken verkauft worden. Es würde ewig Schade ſeyn, wann ſolche darinnen ihr Begräbniß finden, und der Welt entzogen werden ſolten. Nebſt dieſem hatte auch derſelbe einen Auszug aus allen teutſchen Geſchichtſchreibern von allen alten Familien ge-

macht,

macht, welche vor 200. Jahren ſind bekannt geweſen, und ſolche nach ſeinem nicht zu ermüdenden Fleiß in eine alphabetiſche Ordnung gebracht, dergeſtalt, daß ſolche in genealogiſchen Sachen zu einem vortrefflichen Gebrauch würden dienen können.

Nie habe ich einen Gelehrten gekannt, der weniger von dem dunckeln und verdrießlichen Weſen hatte, welches Leuten, die viele Tiefſinnigkeit und Wiſſenſchafften beſitzen, faſt pfleget natürlich zu ſeyn. Er war der aufgeweckteſte belebteſte und artigſte Mann im Umgang, den man finden konnte. Weder ſein einbrechendes Alter, da er ſchon ſeine Jahre mit ſiebenzig zehlte, noch die Unpäßlichkeiten, die ihn öfters überfielen, noch die Wiederwärtigkeiten, die öfters ſeine Weißheit heraus forderten, konnten ſeinem Verſtand diejenige Lebhaftigkeit benehmen, die allem was er ſagte und was er that eine gewiſſe Anmuth und Wohlanſtändigkeit zu geben wuſte. In ſeinen Briefen herrſchet ein munterer Schertz, bey einer feinen Art zu dencken, und ſich auszudrücken. Von ſeiner Stärcke in der lateiniſchen Sprache und von ſeiner Scharfſinnigkeit in Steinſchriften können folgende Proben, die ich nebſt vielen andern noch von ihm aufbehalten, zeugen. Weil ſie Abſchilderungen in ſich halten, ſo ſchicken ſie ſich vollkommen hierher.

* * *

Als er die Colic und ich einen Fluß am Auge hatte.

Oculatus lippienti
Ægrotus languido
Colicus catarrali
Salutem,
Quam uterque non habet
Plurimam tamen dicit.
Petitionem benigne admitte meam,
Cujus precibus, ſuſpiriis, ejulatibus
Ventris tormina in inteſtinorum dilaniationes
Immites præbent aures.
Ita nimirum venter caret auribus
Et malis acerrimis
Se ſociaque fatigat membra
Vix pedes fulciunt corpus dehiſcens,
Vix manus tremulæ ſuſtinent, quod apprehendunt,
Non os afficitur ullo ſapore,
Aſpernatur naſus Nicotianæ deliramenta,
Soli oculi
Munus non deſerunt aſſuetum,
Sed ſedulo lumine quærunt aliquid
Unde pectus nutriant ſcientiarum cupidum.
His ergo ſatis fiat
Mitte, quæſo, Baylii Cometas
Non ut cruciatus portendant horridos
Quos
Nullo omine prævio
Jam ſponte miſer patior;

Sed

Sed ut doceant
Non aliquam Cometis vel cruciatibus vim
ſuppetere
Ad frangendum doloribus animum ſapientis.
Vale, ſi potes.
Ego non valeo.

* * *

In Partum Caniculæ ſuæ Mignoniæ.

Non contremiſcit hodie tellus
Ob Montes partum minitantes;
Non expaveſcit Cœlum
Gigantes diro ortu ſibi imminentes,
Sed omnia nunc vident.
Quoniam formoſus prodit dies
Qui lepidæ Caniculæ noſtræ
Prolem ſubminiſtrat tenerrimam
Paucos ante Dies
Aurantiam
Gratiori partus proventu
A nemine mortalium Canum ſuperatum iri
Et ipſa exiſtimabat, et Hera, et omnes.
Nunc tamen Victrices tribuuntur palmæ
Ob Elegantiam et Copiam fœtus
Celebratiſſimæ Mignoniæ,
Trium Catulorum Jus adepta
Promeritis conſpicua erit praemiis
Inter cæteros,
Ingenioſo Commento
Hominum imitata conditionem
Et nudam edidit Sobolem
Et nudam manſuram.

Cœ-

Cœcos quidem peperit Catulos,
Sed qui flagrantiori lumine mox heram aſpicient:
Non auferuntur ſed differuntur,
Oculorum, omnium pectora penetrantium,
Violentæ quidem ſed amabiles faces;
Ludit jam mirà concordia
Eximia fratrum parvulorum triga.
Nec invidet alius alii
Raram formæ præſtantiam,
Artus ſubtili nexu compoſitos,
Splendidam diverſi Coloris Excellentiam,
Linearum ductus æquales apteque concinnatos,
Cum quilibet naturam habuerit propitiam
Et peculiaria, quibus glorietur, merita.
Quamvis acri, nemo penetrabit judicio,
Cui in pulchritudinis Certamine
Primæ partes deferri debeant,
Cum omnes coronari mereantur.
Dubitabunt aliquando ſpectatores
An uno fœtu prodiga natura
Tam admirandas dotes profundere potuerit.
Aſſurge ergo univerſa canum Natio!
Et Lepidæ noſtræ lepidiſſimæ
Latratu hilari atque ordinato
Felix precare puerperium
Gaudioque exalta immenſo,
Ob immortale tuæ genti additum decus,
Singulorumque tandem annorum decurſu
Die feſto celebra natales,
Quibus nec pares fuerunt, nec unquam edentur,
Ideoque jure ſtupendos.

* * *

In peſſimæ mulieris memoriam.

Lemuribus Sacrum!
Latet ſub hoc monumento defuncta,
Quæ rectius vivens latuiſſet,
Nullo ſui nominis monumento relicto.
Placide nunc quieſcit,
Quæ perpetuum mobile ſuperſtes fuit,
Nam corpus ita circumrotare conſueverat,
Ut motacillæ animam in illud migraſſe crederes.
Titulis mariti decorata;
Quos ipſa merebatur, celavit:
Honeſta videri quam eſſe malebat.
Conſortio Hebræorum, mirum! quantum afficiebatur
Eorumque veſtigia arctiſſime premebat,
Ipſa quidem incircumciſa,
Sed aliorum bona circumcidere geſtiens;
Rapinæ, injuriarum, fraudum gloriam
Sibi ſoli relictam exiſtimabat.
Lucris inhians iniqua mercatrix,
Licitum eſſe in contractibus dolum
Et perſuaſum habuit et uſu continuo probavit;
Vicibus tamen verſis ab illis quandoque emuncta fuit
Quos devorare conſtituerat.
Amiſſo marito, retento tamen pruritu
Senectuti jam propior
Gelida membra igno novo fovere cupiebat.
Ne-

Nemo tamen reperiebatur
Qui eum ſuſcitare volebat,
Dilabentibus ad aſpectum horridæ formæ,
Deſtinatis amatoribus
Natura ludibunda et nimium
prodiga
Mentum virili barba ſignaverat
Diroque exemplo, utriusque ſexus notas
corpori affixerat, ita ut, Fœmina virue fuit
Nullo diſcrimine haberetur:
Nempe
Nota hac turpi notum facere cupiebat
Quam execrabilis anima prematur in corpo-
re monſtroſo,
Largiori vini uſu
Labantem animum ſæpe reficiebat,
Ut ſatis virium ipſi adeſſet
Ad quidvis audendum.
Luſibus valde delectabatur
Magno colludentium detrimento,
Nam
Et fallendi artes mire callebat,
Et rixis omnibus erat moleſta.
Coruſcantibus undique gemmis ornabatur
Ut deformitas corporis tanto illuſtrior red-
deretur.
Domus ejus magnifico apparatu extructa
Intus monſtrum alebat;
Nec placere poterat Spectatoribus
Niſi domina abſente:
Cuſtos egregiæ domus
Latratu aſſiduo familiæ erat terrori;
Inter ſervientes eos præferebat,
Qui-

Quibus fides, ut ipſi, nulla erat;
Hinc prodita ſæpius à miniſtris
Ingenii pœnas luebat,
Avara
Nec ſibi nec aliis quicquam benefecit,
Niſi cum moreretur.
Tandem ergo
Ipſa quidem admodum invita,
Aliis autem vehementer volentibus
Fœtidam exhalavit animam,
Atque inter plauſus ſuorum,
Hem bonum factum!
Hic fuit recondita.
Unde
Ad infeſtandos mortales
Mortuæ nullus datur regreſſus.

* * *

In ædes Wackerbarti Comitis, flammis conſumtas.

Quod ſtas demiſſo vultu
Viator attonite?
Nimirum
Quas ante obſervaveras ſuperbas ædes
Quam noveras Supellectilem pretioſam
Quam miratus eras prodigioſam Bibliothe-
cam
Obtutu irrito nequicquam quæris.
Tam copioſos Theſauros
Invida, ſibi et pretio parcere neſcia
Deſtruxit Flamma;

Evanuit
Quidquid amœnitatum hic continebatur;
Dilectæ Domino chartæ
Dominum gratioſum deſerentes
Æthera ingratæ petierunt:
Juſto ergo mærore te confici exiſtimas?
Verum
Attolle vultum Viator
Mentemque oppreſſam refice:
Nam
Quod vix crederes,
Uno momento
Superatam cernes ignium rabiem
Immenſa donorum abundantia,
Prodit nempe
Non duro territus ſpectaculo
Sed ſereno fronte
Ad bene faciendum expergefactus
Optimus Regum, verus Patriæ Pater
Stipatus
Supremi Miniſtri animo conſilioque munifico
Pectus Regis
Muneribus effundendis aſſuetum
Mitibus impulſum affectibus
Ad innatos ſibi, orbique celebratos mores
rediens
Largo effluxu inſitam bonitatem diſperſit
Solem flammas ebullientem noviſti
Non ut rapido hoc igne ipſe conſumatur
Sed ut radios tanto illuſtriores diffundat
Et ſovendo omnia conſervet
Ita
Ignes ædibus his fuerunt ſubjecti
Non

Non ut fortes Domini animos inſueto afflictu
deprimerent
Non ut damnum irreparabile alicui vano er-
rore perſuaderent
Sed
Ut jam coruſcantes Reges ſolitasque vir-
tutes
Orbi admirabundo
Multo ſplendidiores exponerent
Salamandram audiviſti
In flammis nutritam;
Hic
Gloria et magnanimitas Principis
Inter medios ignes ſublimior emicat
Atque incrementum,
Si quod adhoc ſupereſſe poteſt
Incomparabile acquirit.
Abi ergo viator lætior
Et ut fidem dictis fiduciâ certiori adhibeas
Greſſus tuos paulo longius profer
Et ſtupendo poſteris ab raritatem exemplo,
Solo Regis noſtri juſſu,
Ceu Phœnicem nitidiorem,
Ex atris cineribus ſurgentem
Domum longe ſuperbiorem opibusque in-
ſtructiorem
Conſpicies ſurgentem

* * *

In dentium cruciatus.

Væſani dentes!
Quid cruciatu duro herum affligitis benignum!
Non ille dolorum Vobis acerborum
Sed voluptatum amœnarum
Auctor bene volus extitit;
Nonne comminuendo cibos palato gratos,
Quos ille largo effectu ſuggerebat,
Succos hauſiſtis vobis ſalutares?
Non ille, vos abluebat abſurdo Cereris potu,
Sed ut honori Veſtro conſuleret,
Dulci vino veſtros irrigabat ordines,
Hunc curam veſtrum cum ſolicite gereret,
Vos indignam veſtro cœtu hanc gratiam ipſi refertis,
Ut præ doloribus Veſtra petulantia excitatis,
Vix ſanæ mentis quandoque compos exiſtat.
Non vos movent gemitus absque intervallo repetiti,
Non ſuſpiria longo ductu exhauſta,
Non queſtus etiam lapidum miſericordiam attrahentes,
Sed congeminatis ictibus effrenem adaugetis licentiam.
Non Leo immitis, non tigris fera hactenus vos nutriit,
Sed herus Veſtræ ſalutis mitis curator;
Cur ergo tam immenſo furore eum eſtis aggreſſi

Qui

Qui nemini, nec vobis, noxius eſſe adſuevit.
Turgent veſtro impulſu exacerbatæ genæ;
Ardet veſtris inſultibus incenſa
Quæ vos tamen tenero amore complectitur innocens gingiva;
Punctu aſſiduo divelluntur miſerandæ venæ,
Nec animus vobis eſt ab opere tam furibundo ceſſare.
Excedite, evadite, erumpite,
Ingrati hoſpites,
Veſtrumque Dominum tam indigna paſſum
Deſerite maligni,
Aut meliora edocti
Redite cum eo in gratiam.
Noviſtis, quam pronus ſit ad ignoſcendum.
Quidni ergo celeri motu ad eum acceditis
Male patrata deprecaturi.
Adeſte, adeſte muneri veſtro
Chari olim, nunc ſcelerati dentes,
Neque imprecationibus heri juſtis locum amplius concedite.

* * *

Invitatio ad luſum Reverſino.

Virum
Integræ quidem fidei
Sed lacerata cute
Notis ſervilibus diſtinctum;
Quas tamen non Herus
Sed improba balneatoris manus impreſſit

Prodigum ſui ſanguinis cuſtodem
Quem non pro patria, nec pro familia
Sed ad lubitum et riſum male conſule etium,
Venerandorum tamen carnificum
Hem! quam inutili copia effudit.
Ad lutum non juſtum
Sed inverſo (*) rerum ordine
Malis alterius ultro et absque lucro inſul-
|tantem
Invitat vicinus.
Non eodem cutis irritamento,
Quod Dii ne faxint!
Sed pari luſus opprobrio infectus.

X.

Abbildung des Herrn Abt Schannats.

Man kann nicht in Abrede ſeyn, daß es unter den gelehrten Leuten öfters wunderliche und ſeltſame Köpfe giebt, die durch ein düſteres und ſauerſüchtiges Weſen zeigen, daß man nicht Urſache habe mit ihnen vergnügt zu ſeyn, weil ſie es weder mit ſich ſelber noch mit andern ſind.

Der Herr Abt Schannat ſah aus ganz andern Augen. Er hatte ein jovialiſches Weſen: Alles

(*) Al inverſo oder Reverſino teutſch: Hinter ſich Trumpf; Ein Spiel, welches man damahls zu Mannheim ſtark zu ſpielen pflegte.

Alles lachte, alles lebte an ihm. Seine Bildung war angenehm, und ſeine Lebensart frey und ungezwungen. Er hatte eine friſche und geſunde Farbe, und war durchaus wohl gewachſen. Wo ich ihn hinbrachte, es mochte ſeyn zu Alten oder zu Jungen, zu Frauenzimmer oder zu Gelehrten, zu Vornehmen oder zu Geringen, da war er angenehm, und machte ſich lieben. Man ſah ihm recht ſein redliches Herz aus den Augen leuchten. Wie ein Menſch, der ein gutes Gewiſſen hat, nichts Böſes denkt, nichts Böſes vorhat, in alles leicht eingehet, und dabey ohne Kunſt, ohne Furcht und ohne Verſtellung iſt, ſo war Schannat. Er war immer von einer muntern und aufgeweckten Gemüthsart. Niemand ſolte ihn für einen Bücherſchreiber angeſehen haben' der ſich mit alten Schriften und Urkunden ein nachforſchendes und beſchwerliches Geſchäfte machte. Seine gröſte Luſt war mit Kindern zu ſpielen: Er bat öfters ganze Geſellſchaften aus dieſer wachſenden Pflanzſchule der Menſchen zu ſich; er gab ihnen kleine Geſchenke und allerhand Naſchwerk; und ließ ſie alsdann nach ihren eignen Gefallen um ihn herum ſchwermen; doch muſten ſie etwas artiges und aufgeräumtes haben. Mit dem Frauenzimmer hatte er auch immer etwas zu ſchaffen; er unterhielt mit ihnen kleine Kriege und Zänkereyen und machte durch dieſes Mittel auch diejenigen ſprechen, die ſonſt am wenigſten zu Geſprächen aufgeleget waren. Er war ein eben ſo artiger Zänker mit ſeinen guten Freunden; er brachte

immer etwas neues auf die Bahn, und ſagte in Scherz, was er wolte, ohne daß man ihm etwas übel nehmen konnte. Er deutete eben ſo wenig etwas zum Argen: Mit einem Wort er war der ganzen Welt Freund; ob er aber ein gar zu orthodoxer Geiſtlicher der römiſchen Kirche mag geweſen ſeyn, dafür kan ich nicht gut ſprechen. Doch unterſtund er ſich in ſeiner Dioceſi Fuldenſi auf die Proteſtanten, vermuthlich allen Verdacht zu meiden, wacker los zu ziehen. Die Acta der Gelehrten zu Leipzig hatten ihn darüber derbe wieder hergenommen. (*) Ich ſchrieb ihm deswegen den unten mit angefügten Brief. Seine Art, mit mir über Religionsſachen zu diſputiren, war ausnehmend und hatte nicht ihres gleichen. Einer warf immer den andern die

(*) Vous m'attirez une guerre Monſr. ſans me laiſſer des armes pour Vous defendre. On Vous apelle un Ketzermacher. Vous, que je connois l'homme du monde le plus paiſible et le plus doux. Qu' eſt ce que cela veut dire; *Dira et nefanda hæreſis*? Vous etez un terrible homme à renvoier les gens qui ne ſont pas de Votre avis: *Dolebis profecto operam tam male locatum*. Si c'eſt à ce prix la qu'on obtient chez Vous les titres *d'illuſtris clariſſimus, doctiſſimus &c.* Vous me ferez l'honner, s'il Vous plait, de me traiter toujours d'homme tres obſcur et de tres *ignorant*. Non, je me garderai bien d'avoir à faire avec Vous. Nous avons encore un petit different touchant les Romans; Je Vous propoſe une compoſition à l'amiable. Que ferez Vous enfin d'un Archiheretique, qui ne laiſſe pas d'etre avec la ſincerité du monde la plus orthodoxe.

Monſieur &c.

die Fehler ſeiner Kirche mit einer ſchertzenden Satyre vor. Den lieben Aberglauben und das dumme Mönchsweſen pflegte er Coujonneries ſpirituelles zu nennen. Ernſtlich konnte und wolte er nicht von ſolchen Sachen reden; denn er verabſcheuete die Religionszänckereyen, ja ſo ſehr, als ich ſelbſt. Sah er ſich dann zuweilen ein wenig in die Enge gebracht, und glaubte daß es der Wohlſtand von ihm erforderte ein wenig bös zu werden, ſo wehrte er ſich mit ſeinem Hut: Daher entſtunden unter uns die argumenta ad pileum, die nachher offt herhalten muſten. Er genoß ſchöne Preben-den; er hielt aber ſo Haus, daß, wann das Jahr vorüber war, er nichts mehr übrig hatte. Sein gantzes Haab und Gut beſtund in zweyen Coffern: der eine diente zu ſeiner Wäſche und zu ſeinen Kleidern, darinnen er ſehr nett und reinlich war, der andere aber für ſeine Papiere und Bücher. Wann dieſe letztere zu ſtarck anwuchſen, und die enge Schrancken ſeines Bücherkaſtens überſchritten, ſo verſchenckte er ſie an ſeine gute Freunde, oder vertauſchte ſie gegen Gemählde oder andere Kleinigkeiten, womit er ebenfalls andern, die keine Liebhaber von Büchern, aber ſeine gute Freunde waren, ein Geſchencke machte.

Er reißte im Jahr 1735. nach Rom, und kam im Jahr 1738. mit reichen Schätzen der rareſten Schrifften des Alterthums beladen, glücklich wieder zurück. Er hatte ſolche in den berühmteſten Bibliothecken in Italien, beſon-

ders in der Vaticaniſchen und Ambroſianiſchen geſammlet. Er wolte ſolche unter dem Titel Acceſſiones novæ ad Hiſtoriam antiquam & literariam Germaniæ herausgeben: Allein der Tod machte auf einmahl alle ſeine groſſe Vorhaben zu nichte. Er ſtarb im Jahr 1739. den 6. Mertz zu Heidelberg. Welcher Verluſt für die gelehrte Welt und für ſeine gute Freunde! Er ſtarb friſch und geſund, da er ein Schälgen Caffee getruncken hatte. Die Art dieſes Todes ſchien jedermann bedencklich. Einige zogen die Herren J * * * darüber in Verdacht, als welche in der Welt die einzige Menſchen waren, mit denen er meines Wiſſens in keinem guten Vernehmen ſtund. Allein man ſucht hier ſonder Zweifel die Urſache des Todes zu weit, die wir Menſchen ſtets in unſern Gliedern tragen. Schannat iſt der erſte nicht, der aus Ueberfluß der Geſundheit und des Geblüts, voll groſſer Anſchläge und unumfaßlicher Geſchäffte in ſeinen beſten Jahren, eines ſchnellen Todes geſtorben iſt.

Der Herr de Beaumarchais hat ihn unvergleichlich geſchildert und dadurch ſeiner geſchickten Feder eben ein ſolches Ehrengedächtnis, als dem Leben unſres beyderſeits hochgeſchätzten Freundes geſtifftet. Ich will ſolches, weil es ein rechtes Meiſterſtück iſt, hier in teutſcher Sprache mittheilen. Es findet ſich in des Herrn Schannat Hiſtoire abregée de la maiſon palatine, welcher der Herr de Beaumarchais deſſen kurzen Lebenslauf, unter dem Titel:

Eloge hiſtorique de l'Abbé Schannat in einem Schreiben an unſern gelehrten Herrn von Olenſchlager voraus geſetzet hat.

* * *

Eine Sache, welche dem Andencken des Abts Schannat faſt eben ſo viel Ehre macht, als ſeine Schrifften, ſind deſſen groſſe Gönner und Freunde. Die Cardinäle Albani, Querini, Paßionei waren in Rom ſeine vornehmſten Patronen, ſie waren diejenige deren Credit ihm den Zutritt erwarb, ſelbſt in diejenige Gefächer der Vaticaniſchen Bibliothec einzudringen, welche ſonſt die Römiſche Staatsklugheit jederzeit für der Neugierde der Fremden verſchloſſen gehalten hatte. Der Cardinal von Mecheln beehrte ihn durch ſeinen Schutz und der Cardinal von Speier bot ihm den ſeinigen an. Der regierende Fürſt und Abt zu Fuld, aus dem Hauſe von Buſeck, gab ihm gantz beſondere Kennzeichen ſeiner Hochachtung; ingleichem der Fürſt und Ertzbiſchoff zu Saltzburg. Zu Wien hatte er zu ſeinen Beſchützern, ich ſolte faſt ſagen Freunden, den Reichshofrathspräſidenten, Grafen von Wurmbrand; den Grafen von Kufſtein, und den Grafen von Noſtitz. Der erſte, welcher um ſo vielmehr die Gelehrten liebet, weil er ſelbſt einer iſt, unterhielte mit ihm einen Briefwechſel, und ſuchte ihn als Geſchichtſchreiber in Kayſerliche Dienſte zu bringen.

Dieſes waren nicht allein diejenige Verbindungen und Bekandtſchafften, die er mit groſſen

und berühmten Leuten hatte. Die Sammler der Acten der Heiligen zu Antwerpen, beſonders die Patres Sollier, Martene, Montfaucon: der verſtorbene Herr von Eckardt, ehe er noch ſich mit ihm wegen der fuldiſchen Archive entzweyet hatte; der Pater Peez, der verſtorbene Herr Baron von Craßier: die Herren Mencke, Lucius, von Uffenbach, von Loen, Maſcov, Schöpflin: die Herren Senckenberg und Steinheil, nebſt vielen andern Gelehrten von raren Verdienſten, hatten für denſelben eine deſto gegründetere Hochachtung, je mehr ihnen ſeine unumſchränckte und ſcharfſinnige Gelehrſamkeit bekannt war. Er unterhielt mit ihnen einen Briefwechſel, davon die Welt mehr als einmahl den Nutzen geſpüret hat. Dieſer letzte Umſtand macht den Lobſpruch von dem Hertze des Abt Schannats ſowohl, als von ſeinen Freunden. Großmüthig, ſeine Entdeckungen andern Gelehrten mitzutheilen, und ihnen mit der beſten Art die Ehre, die man ſelbſt davon zu gewarten hätte, zu überlaſſen, iſt das Kennzeichen einer edlen Seele, welche weder von der Ehrfurcht, noch von dem Neid eingenommen iſt. Dieſes heißt recht den Nutzen des gemeinen Beſten dem ſchmeichelhafften Vergnügen gelobt zu werden vorziehen. Dergleichen Freygebigkeiten übertreffen noch der Reichen ihre. Es ſind gewiſſe Gemüther denen ſolche Geſchencke ſchwerer ankommen würden, als wenn ſie einem Geld geben ſolten.

Der Abt Schannat war lebhaft, aufgeräumt, offenhertzig, einfältig. Wenn er noch ſo aufgebracht und erhitzt von einer langen und beſchwerlichen Arbeit kam, ſo brachte er doch in die Geſellſchafft eine aufgeheiterte Stirne, ein leichtes Geſpräch, und ein angenehmes fröliches Weſen mit ſich. Er gefiel ohne daß er zu gefallen ſuchte, und guten Theils eben deswegen, weil er ſolches nicht ſuchte. Seine offenhertzige Manieren, und ſeine ſchnelle Zunge ſchienen genugſam darzuthun, daß, weil in ſeinem Hertzen nichts falſches und nichts zweydeutiges vorgieng, er ſich wenig um die Wahl der Sachen und der Worte, die er vorbrachte, bekümmerte, ſondern ſich darinnen blos allein ſeiner Lebhaftigkeit überließ. Er ſuchte nichts weniger, als mit ſeiner Gelehrſamkeit zu prangen. Er erwehnte nie der Groſſen, die ihn mit ihrer Gunſt beehrten. Er ſprach kein Wort von den Gelehrten, die ihm gantz ausnehmende Kennzeichen ihrer Hochachtung gegeben hatten. Man empfand recht, daß er ein Vergnügen hatte bey einem zu ſeyn, ohne daß er deswegen das geringſte auf eine hochmüthige Gefälligkeit ſeiner ſelbſt ſolte getrieben haben. Er war zufrieden, wann er einem ſeine Hochachtung zeigen konnte, die wenigſtens ſo groß war, als diejenige, die man für ihn hatte.

Ich weiß, daß die Höfe ſeine Lebensart geſchliffen und ſeine Manieren angenehm gemacht haben. Allein die natürliche Höflichkeit und das freye, offene Weſen lernet man nirgends-

wo. Ein tugendhafftes und zärtliches Gemüth iſt deſſen allein fähig, ja es entſtehet daraus von ſich ſelbſt.

Bey ſo liebenswürdigen Eigenſchafften hatte derſelbe eine lebhafte Ergebenheit für ſeine Freunde, einen ſorgfältigen Eifer ihnen zu dienen, eine ſtete Erkenntlichkeit, wann ſie etwas ihm zu Liebe hatten thun können, eine genaue Aufmerckſamkeit, um auch die geringſten Pflichten des bürgerlichen Lebens zu beobachten. Dieſe Eigenſchafften machten ihn äuſſerſt empfindlich, wann er glaubte, daß ſeine Freunde nicht redlich mit ihm verführen. So unſchuldig er ſich dißfalls in Anſehung ihrer wuſte, ſo Verachtungswürdig ſchienen ſie ihm bey ſolchen Umſtänden. So leicht er aber aufzubringen war, ſo leicht war er auch wieder zu begütigen. Man hätte ſagen ſollen, daß ſein Hertz die Beſchaffenheit derjenigen beglückten Gegenden hätte, wo alſobald die giftigen Thiere ſtürben, wenn man ſie aus andern Orten dahin brächte, weder Zorn noch Haß konnten darinnen ihren Aufenthalt finden.

Die Religion, die ihrer Art nach die Tugenden der Menſchen ſucht vollkommener zu machen, indem ſie ihnen die wichtigſten und tröſtlichſten Beweggründe darzu an die Hand giebt und gleichwohl nicht immer durchdringet, fand in dem Abt Schannat ein fähiges Hertz ſie aufzunehmen, ohne ſie weder durch Affecten noch durch Unwiſſenheit zu verwirren. Er hatte für ſie einen aufgeklärten und friedſamen Eifer.

Sei-

Seine Frömmigkeit war ohne Schmincke und ohne Scrupel. Seine Andacht hatte nichts gezwungenes, noch ungemächliches für andere. Mit einem Wort: er bezeigte in Anſehung GOttes eben diejenige Einfalt und Aufrichtigkeit, als in Anſehung der Menſchen.

So weit gehet die geſchickte Feder des Hrn. de Beaumarchais. Ich beklage nichts mehr, als daß mir viele Briefe von dem Abt Schannat ſind abhanden gekommen. Ich hatte ſie denenjenigen eingehändiget, die ſich mit ſeinem Lebenslauf beſchäfftigen wolten. Es iſt nichts, woraus man einen berühmten Mann beſſer kann erkennen lernen, als aus ſeinen Briefen, zumahl wenn ſie ſolche ſo nachläßig ſchrieben, wie der Abt Schannat.

Ich will zur Probe nur ein Paar von ihm hier mittheilen; man wird daraus ſeine Art zu dencken und zu ſchreiben, ja auch ſelbſt wie er zu reden pflegte, am beſten abnehmen können.

Monſieur!

Quand à l'entré de cette nouvelle année je Vous aurai ſouhaité tout ce que Votre coeur deſire et tout le bien que Vous ſavez que je Vous veux naturellement ; ſerez Vous content et me pardonnerez Vous un ſilence que ni pareſſe ni oubli ont cauſé? Comme je me trouve toujours enfoncè de mes Etudes jusque par deſſus la téte et que d'ail-

d'ailleurs ce pays ici eſt fort ſterile en nouvelles, j'ai cru qu'il devoit ſuffir entre nous de recevoir par occaſion des complimens reciproques ſur ce que nous avons l'un et l'autre de plus precieux qui eſt notre ſanté. . . Il y a apparence, que mon adverſaire de Wirzbourg me laiſſera en repos ainſi que Vous remarquerez par le P. P. de la lettre de Mſr. Joannis, à la quelle je joins une autre que j'ai recu du P. Martene. Vos aurez la bonté de me renvoier l'une et l'autrè aprez en avoir fait lecture. Il me reſte à Vous prier de faire bien mes complimens au ſujet de la nouvelle année à tous les amis en general, mais en particulier à charmante et aimable Capricieuſe. Comme l'on m'a prognoſtiquè que l'année 1729. me ſera des plus heureuſe je m'attens d'apprendre qu'elle ſe reſoudra pendant le cours d'icelle, au ſacré lieu du mariage et que ce ſera par cette douce ſcene que me viendra du bonheur. Adieu mon tres cher. Continuez moi toujours l'honneur de Vôtre amitié et croiez moi avec un ſincere et tres reſpectueux devouement.

Monſieur &c.

en hate Worms ce 3.*** de l'an. 1729.

Monſieur!

Comme je Vous connois philoſophe ſur pluſieurs articles en voici un ſur le quel je n'entre-

n'entreprendrai point à Vous ſuggerer de la conſolation. Je ne Vous marquerai non plus quelle a été ma ſurpriſe, et combien j'ai été touché de la nouvelle touchant la mort de Mſr. Votre frere, puiſque j'aurai eu cela de commun avec tous ceux qui ont eu le bonheur d'etre connu du defunt qui étoit un parfait honete homme. C'eſt à dire tout. La ſeule choſe que je deſire d'apprendre, ſans neant moins trop de curioſité, eſt le Syſteme que cette mort vient ſans doute de former. Je ſouhaite qu'il tourne entierement à Votre avantage et que le fond ſur le quel repoſent mes pierres antiques ſoit le moindre partage de Votre hereditée.

Je me trouve du reſte enfoncé jusques par deſſus la tete dans ma nouvelle entrepriſe qui eſt d'un tout autre relief que la precedente. Je ne ſais ſi Mr. S** vous a appris l'avanture que le fameux R** a eſſuyé en dernier lieu; mais comme d'ordinaire un malheur ne vient jamais ſeul, il a perdu encore nouvellement en la perſonne du Sr. d'Eccard une bonne vache au lait. C'eſt là une verité dont il reſſentira les effets malgré tout ſon pyrrhoniſme; ſi jamais le P. Martene la guerit de ſon ſcepticisme et qui verra bientot le jour la Republique des lettres n'en ſera que plus tranquille et n'aura de longtems plus rien a craindre de cet eſprit dangereux. Permettez que Madame

Votre épouſe trouve ici les aſſurances, de mes tres humbles reſpects et faites moi la grace de me croire de meme toujours tres profondement

Monſieur &c.

Worms ce 10. Dec. 1729.

XI.

Abbildung des Grafens von Zinzendorf im Jahr 1737.

Alles iſt voller Affecten, wenn man von dem Grafen von Zinzendorf ſpricht; und es ſcheinet faſt, als ob man keine Freyheit hätte, eine Wahrheit zu prüfen, ſobald ſich der Eifer der Religion darunter miſchet. Einige machen dieſen Grafen zu einem Ertzbetrüger und zu einem andern Mahomet; andere betrachten ihn im Gegentheil als einen von GOtt geſandten neuen Apoſtel und als einen Heiligen. Ich halte beyde Meynungen für übertrieben. Der Graf ſcheinet mir weder ein Betrüger noch ein Apoſtel zu ſeyn. Gleichwohl aber find ich in ſeinem Caracter und in ſeinen Unternehmungen etwas, das zu beyderley Urtheil Anlaß geben kann.

Der Graf von Zinzendorf hat nicht allein viel Witz, ſondern auch eine ſtarcke Einbildungskraft,

kraft, welche aber, wann ſie auſſerordentlich aufgebracht wird, die gemeine Art zu dencken verliehret, ſich ſelbſt überſteiget und nicht ſelten neben ausſchweiffet. Man darf nur ſeine Gedichte und Lieder leſen, ſo wird man von dieſen Caracter ſeines Verſtandes gar bald überzeuget werden.

Man findet darinnen ſolche Stellen, die ſo zu reden, aus den erſten Quellen des Parnaſſus ſcheinen gefloſſen zu ſeyn. Andere hingegen ſind überaus trüb und ſumpfig. Dasjenige Gedichte, welches der Graf auf ſeines Bruders, Graf Friderich Chriſtians, zweyte Ehe verfertiget, und worinnen er das alte zinzendorffiſche Grafen Haus ſehr nett und erhaben beſchrieben hat; zeiget von deſſen Stärcke in der Poeſie. Ueberhaupt iſt er glücklicher in dergleichen heroiſchen, als in geiſtlichen Sachen; jene leiden etwas übertriebenes, dieſe aber drücken ihre Schönheit am beſten in der Einfalt aus (*).

Hätte der Graf nichts auſſerordentliches und nichts ungleich ſcharfſinniges, ſo würden ſeine Einſichten klar und lauter ſeyn; man würde ſie leicht faſſen und verſtehen können, und man würde in ſeiner Art zu dencken, diejenige Ordnung finden, die man darinnen vermiſſet.

T 2 Was

(*) Siehe Graf Ludwigs von Zinzendorf teutſche Gedichte p. 145.

Was die äuſſerliche Geſtalt des Grafens anlangt, ſo hat derſelbe ein gutes Anſehen. Er iſt wohl gewachſen und hat eine feine Bildung. Seine Augen ſind weder zu finſter noch zu lebhaft. Er hat eine friſche Farbe, fleiſchigte Theile und alle Anzeigen eines ſanguiniſchen Temperaments. Er ſieht einen ehrlichen Mann, und nicht einen Betrüger ähnlich; ſeine Manieren ſind edel und ſeiner Geburt gemäß; man ſieht, daß er unter hohen Standesperſonen iſt erzogen worden, daß er die groſſe Welt geſehen und daß er ſowohl mit Majeſtäten, als mit ſeinen Brüdern, die meiſtens geringe Handwercksleute ſind, umzugehen weiß. Er beobachtet überhaupt einen üblichen Wohlſtand. Man ſieht aber, daß er denſelben alsdann mit Fleiß hinten anſetzet, wann er glaubet, daß ſich ſolcher mit derjenigen Perſon nicht reime, die er in der Welt vorſtellen will. Hier ereignet ſich öfters eine gegeneinander Stoſſung der Hoheit und der Niedrigkeit, wobey der Graf ſtarck ins Gedränge kommt.

Er iſt von Natur hitzig, gäh und leicht aufgebracht. Er trotzet auf ſeinen hohen Stand, wenn man ſein Lehramt angreiffet; und ſucht gleichwohl jenen aufzuopfern, um dieſes zu erheben. Er ſchreibt ſehr demüthig; wenn man aber ſeine Schrifften angreiffet, ſo antwortet er hochmüthig. Er läſſet ſich nicht gern etwas ſagen, oder einreden. Dieſes iſt ein kleiner Fehler, der öfters die gröſten verurſachet. Er trincket meiſtens Waſſer, er iſſet gewöhnlich ſtarck;

ſtarck; Zuweilen aber entziehet er ſich auch die Nahrung, und beobachtet weder in der Zeit, noch in den Speiſen ſelbſt, eine ſolche Ordnung, wie es die Unterhaltung ſeiner Geſundheit erfordert. Er will in allen Stücken ſeinen Leib gewöhnen, daß ihn weder eine weichliche noch rauhe Lebensart in ſeinen Unternehmungen hindern möchte.

Sehet hier den Grafen von Zinzendorf, wie ich Gelegenheit gehabt habe, ihn ſelbſt kennen zu lernen.

Was ſeine neue Verfaſſungen in dem Religionsweſen betrifft, ſo muß ich bekennen, daß es mir ſchwer vorkommt, darüber ein Urtheil zu fällen; Es iſt zu viel Gutes, um alles zu ſchelten; Es iſt zu viel zweydeutiges, um alles zu loben; Es iſt zu viel ſeltſames, um nicht einigem Verdacht Raum zu laſſen.

Ich bin verſichert, daß dieſer Graf, an und für ſich ſelbſt keinen vorgefaßten Anſchlag habe, die Welt unter dem Schein der Heiligkeit zu betrügen. Allein man höret von ihm gleichwohl ſo viel beſonderes, daß es eben ſo ſchwer fällt, diejenige die ihn deſſen beſchuldigen für Lügner, als ihn ſelbſt für einen vorſetzlichen Betrüger zu halten. Hätte ihn nichts als der bloſe Ehrgeitz geplaget, wo hätte er ihn beſſer vergnügen können, als an einem groſſen Hof, wo ihn ſeine Geburt, ſein Verſtand und ſeine Wiſſenſchafft zu den erſten Staatsämtern würden erhoben

hoben haben: und wo er allenfalls genug von ſich in der Welt hätte können reden machen. Es muß alſo nach aller Wahrſcheinlichkeit etwas von Religion und von Frömmigkeit in ſeinen Bewegungen mit unterlauffen, wenn man auch gleich zugiebt, daß im geiſtlichen der Hochmuth ja ſo viel, wo nicht noch mehr Nahrung, als im weltlichen findet.

Wie ſolte der Graf; ja nicht allein er, ſondern ſein gantzer Anhang, darunter ſich ſo viele ehrliche Leute befinden, miteinander ſich dahin verſtanden haben, zum Hohn des Allmächtigen und zur Verläſterung unſers Erlöſers, eine ſolche Maskerade in der Welt zu ſpielen? Nein dieſes kann ich nicht glauben. Man kann ſo leicht aus guten Abſichten irren, als aus böſen die Wahrheit ſagen. Es iſt bey dieſen Leuten ein ſich ſelbſt ſchmeichelnder Wahn, welcher ſich der Sinnen und Einbildungskräfte um ſo vielmehr bemeiſtert, weil ſie wiſſen daß ſie keinen andern als einen guten Endzweck haben. Wie man nun von einer Sache immer weiter und weiter geführet wird, je mehr ſie gewiſſe Fortgänge begleiten, ſo geht es auch mit dem herrnhutiſchen Weſen.

Der Graf von Zinzendorf iſt aus einem alten Reichsgräflichen Geſchlecht. Die alte Frey-Frau von Gersdorf, eine ſehr fromme und kluge Dame, hatte demſelben, als ihren Enckel, die erſten Eindrücke der Religion gegeben. Er kam aus ihren Händen unter die Aufſicht des bekannten Magiſter Francken nach Halle, in das

ſo-

ſogenannte Pedagogium. Alle Lehren, alle Vorſtellungen, alle Bilder zielten in dieſer Pflanzſchule vornehmer Jugend, auf gewiſſe Auszeichnungen der Andacht, die nicht ſelten mit einer Art des geiſtlichen Hochmuths vermiſchet ſind. Dieſer formiret ſich am leichteſten, wo man die Demuth lehret, und ſich ſelbſt für beſſer, als andre Menſchen hält. Ein junger Herr, der Geiſt und Wiſſenſchaften hatte, und dabey den gewöhnlichen Ausſchweiffungen der Jugend nicht ergeben war, machte unter dergleichen Leuten ein groſſes Aufſehen. Der hochgräfliche Schüler bemerkte bald ſeine Vorzüge; und wenn es wahr iſt, daß der Magiſter Francke denſelben ein Naſeweiſes Gräfgen ſoll genennet haben, ſo ſetzet dieſes ſo viel voraus, daß er ſich ſchon damahls etwas mehr als gewöhnlich müſſe heraus genommen haben.

Er gieng darauf nach Wittenberg und war meines Wiſſens, die erſte hohe Standsperſon, die ſeit den Zeiten des frommen Georgen, Fürſten von Anhalt, unter den Proteſtanten geiſtlich ſtudirte. So gering werden bey uns, aus einem allzuweit getriebenen Gegenſatz der päbſtlichen Hoheit, die geiſtlichen Aemter und Würden geachtet.

Er that hernach ſeine Reiſen und machte ſich daraus ein eigenes Geſchäfte, wo er hinkam, vom Heiland zu reden. Er floh die gewöhnlichen Eitelkeiten der Jugend. Man bewunderte ſeine Eingezogenheit um ſo viel mehr, weil

man ſahe, daß ſolche aus gewiſſen Grundſätzen der Weißheit und der Religion, nicht aber aus einem Mangel vom Feuer und Lebhaftigkeit herrührte.

Allein man kann auch in geiſtlichen Dingen ausſchweiffen. Ich würde mich ſcheuen, dieſes zu ſagen, wenn die Kirchen-Geſchichte nicht mit gar zu vielen Exempeln angefüllet wären, die ſolches beſtätigen. Der erleuchteſte unter den Apoſteln ſagt zwar von ſich ſelbſt, daß er über dem Rühmen von Chriſto wäre zum Thoren worden 2. Corinth. 12, 11. Aber, dieſes war nur allein in Anſehung der Unglaubigen, welche das Evangelium für eine Thorheit oder Wahnwitzigkeit hielten. Sonſt war nichts ordentlicher und nichts vernünftiger, als das Betragen dieſes Apoſtels. Man findet weder bey ihm, noch bey andern heiligen und erleuchteten Schriftſtellern dergleichen beſondre Redensarten und Gedanken, wie man ſolche häuffig in den Schrifften des Grafens von Zinzendorf lieſet. In der That, wann der Herr Graf in der büdingiſchen Sammlung, gleich Anfangs in der Vorrede von ſich ſelbſten ſagt: Er habe den Heiland mit zu Hülffe genommen, wann er eine künſtliche Lection bey dem Tanzmeiſter hätte machen ſollen; ſo kann es derſelbe der vernünftigen Welt mit nichten verdenken, daß ſie über dieſe und dergleichen Ausdrücke die Richtigkeit ſeiner Denkensart in Zweifel ziehet, und dieſes beſonders an ihm auszuſetzen findet, daß

hin

hin und wieder er das Lächerliche mit demjenigen, was heilig und anbetenswürdig iſt, vermenget.

Es iſt mir dieſes an dem Herrn Grafen um ſo viel unbegreifflicher, weil ich ſonſt in ſeinem äuſſerlichen Umgang und Weſen nicht das mindeſte gauckelhaftes oder zweydeutiges entdecket habe. Es iſt alſo vermuthlich nichts anders als die auſſerordentliche Lebhaftigkeit eines Geiſtes, der ſich ſtets in ſich ſelbſt beſchäfftiget und eine Menge auſſerordentlicher Bilder zeuget, welche nachdem die Beſchaffenheit ſeines Cörpers iſt und eine Gelegenheit ſich ereignet, damit hervorgebrochen, ſo und ſo zur Welt kommen, ohne dabey etwas arges zu denken.

An Scharfſinnigkeit, Einſicht und guten Einfällen fehlt es dem Grafen gar nicht; ja man kann von ihm mit Grund der Wahrheit ſagen, daß er ehender zu viel, als zu wenig Witz habe. Man muß inſonderheit deſſen artige Schreibart in franzöſiſcher Sprache bewundern. Ich habe Briefe von ihm geleſen, die ein ſo feiner Witz, eine ſo zärtliche Wendungskunſt und eine ſolche Stärke in den Ausdrücken belebet, daß man ſolche den geſchickteſten Scribenten dieſer Völker zuſchreiben ſolte. Von ſeinen Gedichten und Liedern iſt ſchon oben Meldung geſchehen. Wann er die Heilige Schrift erkläret oder von geiſtlichen Dingen ſpricht, ſo braucht er öfters ſolche Redensarten, die ganz auſſerordentlich ſind und ſehr von der Eigenſchaft der heiligen Sprache abgehen: Wann

er von der Liebe des Heilandes redet, ſo treibt er nicht ſelten die Einbildungskraft ſo weit, daß er darzu die ſchlüpferigſten Vorſtellungen der fleiſchlichen Liebe entlehnet.

Ja er hat kein Bedenken in der Vorrede, ſeiner zu Herrnhut 1735. herausgekommenen Gedichte, frey zu bekennen: „Daß die Kenn„zeichen der wahren Verliebtheit mit unſerer „Abhängigkeit an den Heiland genau zuſammen „treffen, und daß, wann die Romanen in ih„rer Art keine ſchlechtere Arbeit machten, als „die Heldengeſchichte von JESU von Naza„reth in der ihrigen, ſie etwas mehr werth wä„ren.

Ich glaube, daß der Graf dieſe Sachen in dem beſten Sinn von der Welt mag geſchrieben haben. Ich ſelbſt bin auch nicht in Abrede, daß ſie in einem reinen geläuterten Verſtand von der Braut Chriſti wohl alſo mögen angebracht werden; allein man muß gleichwohl die Myſtic hier nicht zu weit treiben. Die Bilder von der fleiſchlichen Liebe ſind voller Unreinigkeit und Befleckung: ſie erwecken ſolche Begriffe und Vorſtellungen, die ſich zu einer reinen Andacht gar nicht ſchicken; ja ſie machen ſelbſt die Unſchuld und die Schamhaftigkeit erröthen. Kein Apoſtel, kein Heiliger bedienet ſich ſolcher Ausdrücke, wie man in den herrnhutiſchen Liedern findet. Warum bleiben wir nicht einfältig bey der Sprache des Evangelii? Ich weis zwar wohl, daß ſich zuweilen die

Propheten und inſonderheit der Verfaſſer des Hohen Liedes dergleichen Ausdrücke und Redensarten bedienet haben; allein die Zeiten haben einen groſſen Unterſcheid in der Lebensart und in der Sprachweiſe der Menſchen gemacht. Die alten orientaliſchen Völker bedeckten nicht mit einer ſo ſorgfältigen Schamhaftigkeit diejenige Gliedmaſſen, die bey dem zunehmenden Chriſtenthum die Keuſchheit verborgen zu halten lehrte. Die Unzucht und die Frechheit bey den Alten gieng ſo weit, daß man ſogar die Geburtsglieder vergötterte, und die Frauensleute ſolche, wie heut zu Tag gewiſſe Bilder der Heiligen am Halſe trugen. Salomo und die Propheten lebten zu dieſen ſchamloſen Zeiten und unter dergleichen üppigen Völkern. Ich werde daher bewogen zu glauben, daß gewiſſe Redensarten und Gebräuche, die bey uns die Zucht und Ehrbarkeit verletzen, damahls in dem Umgang der Menſchen eben ſo üblich müſſen geweſen ſeyn, als heut zu Tage die Mode der Reiffröcke, und die gekrausten Haarlocken unſrer Weibsbilder.

Hier iſt alſo das Gute, das Zweydeutige und das Seltſame, welches ohne eine göttliche Scheidkunſt nicht wohl bey dem Herrn Grafen von Zinzendorf kann von einander geſondert werden.

Die Gelegenheit zu der neuen herrnhutiſchen Secte waren einige mähriſche Familien, die ſich auf der Herrſchaft des Grafen von Zinzen-

dorf

dorf in der Lausnitz niederlieſſen und den Ort Herrnhut erbaueten. Die Religion dieſer Leute ward im Grund evangeliſch, ob ſie gleich in ein und andern Gebräuchen etwas eigenes hatten. Leute von verſchiedenen Secten und Meynungen ſchlugen ſich zu ihnen: ſie errichteten unter dem Schutz und unter dem Anſehen des Grafens von Zinzendorf, eine neue Art der geiſtlichen Brüderſchaft, und machten allerhand gute Anſtalten, das Leben, die Aufführung und die Sitten ihrer Mitglieder zu formiren, ja ſie trieben ihren Eifer zur Ausbreitung des Chriſtenthums bis in die entfernteſten Weltgegenden: ſie ſandten dahin zahlreiche Colonien, um die wildeſten Völker, die noch nie etwas von GOTT und von einem Heiland der Welt gehöret hatten, zu der Wahrheit des Evangelii zu bringen. Ich verwundre mich nicht, daß dieſe Leute ſo groſſe Dinge unternehmen; ich verwundre mich aber, daß ſie von ſtatten gehen und das binnen einer Zeit von 15. Jahren die halbe Welt von dieſen Dingen iſt angefüllet worden.

Die allenthalben täglich mehr überhand nehmende Misbräuche, welche ein närriſcher Hochmuth und eine Zaumloſe Ueppigkeit empor treiben und die beſten Haushaltungen in Unordnung bringen, mögen gleichfalls, ſowohl als der Trieb zur Frömmigkeit die Urſache ſeyn, daß ſich ſo viele Leute zu den Herrnhutern geſellen, darunter inſonderheit einige reiche Engeländer, Holländer und Schweitzer ſich befinden,

den, welche durch groſſe Geldſummen den Grafen von Zinzendorf in Stand ſetzten, ganze Herrſchaften hin und wieder anzukauffen und ganze Länder zu bevölkern.

Wann ich alle dieſe Dinge an und für ſich ſelbſt, als ein Menſch der unpartheyiſch die Wahrheit liebet, und ohne einige mir wohlbekannte Vorurtheile zu prüfen vor mich nehme; ſo kann ich unmöglich in meinem Herzen den Verdacht rechtfertigen, daß die ſo übel beſchriene Herrnhuter ein ſo böſes und abſcheuliches Volk ſeyn ſollen, als ſie insgemein beſchrieben werden. Ich finde nicht, daß die Wahrheit der Religion dadurch etwas gewinnet, wenn man in dem Eifer gegen Irrende ſich ſelbſt aus der Freyheit ſetzet, ein gründliches Urtheil zu fällen. Daß es aber unter ihnen viele Schwermer, Fantaſten, Müßiggänger und dergleichen gebe, ſolches iſt nicht zu leugnen; man müſte dann die allerunverwerfflichſten Zeugniſſe einiger unſrer gröſten Theologen einer Unrichtigkeit beſchuldigen wollen, welches ich mir nicht in den Sinn kommen laſſe. Wo ſind aber Gemeinen, da nicht Böſe und Gute unter einander ſind? Ich muß hier der Wahrheit Zeugnis geben, diejenigen, die ich von ihnen gekannt habe, waren meiſtens artige, wohlgezogne und in den göttlichen Wegen wohlerfahrne Leute: inſonderheit die mähriſche Leute ſelbſt, die, wenn ich ſie ſchelten wolte, bewundern müſte.

Schließ-

Schließlich iſt meine Meynung von allen äuſſerlichen Secten-Weſen dieſe: Lebet man unter einem Volk, das Chriſtum bekennet und deſſen Grund-Lehren nach Ausweiſung des Evangelii annimmt; mithin uns die chriſtliche Freyheit verſtattet, darnach unſer Leben und unſern Wandel einzurichten, ſo halt ich nicht dafür, daß man Urſache habe, ſich in beſondere Secten, die neben eingeführet werden, einzulaſſen, 2. Petr. 2. v. 1. Die Zänkereyen und Trennungen in der Kirche über den Glauben ſind jederzeit die Kennzeichen unſers Unglaubens geweſen. Alle Secten aber haben ihren Anfang, ihre Abwechſelungen und ihr Ende. Viele redliche Leute, die bey den Herrnhutern nicht gefunden, was ſie geſucht haben, gehen wieder von ihnen ab. Dieſes rechtfertiget einigermaſſen den Eifer derjenigen, die bisher wieder ſie geſchrieben haben.

Mora-

Moraliſcher
Schildereyen
Dritter Abſchnitt.

Nos igitur poſthæc ſciemus Diis
Cedere, ac diſcemus Atridas venerari.
Duces ſunt quare illis obtemperandum eſt.
Quidni?
Nam & quæ firmiſſima ac potentſſima ſunt
Magiſtratibus cedere ſolent.

Sophocl. in Ajace.

Der Verfaſſer an ſeinen Freund.

Ich ſende ihnen hier die verſprochenen Abbildungen einiger groſſen Höfe und Länder die ich auf meinen Reiſen geſehen habe. Ich hatte darunter meine eigne Begebenheiten gemenget; allein, weil ſolche mich allein angehen, ſo habe ich ſie faſt durchgehends weggelaſſen. Ich rede hier blos von demjenigen, was ich geſehen und beobachtet habe. Ich rede davon, als einer der frey denket und die Wahrheit liebt; dem viele Dinge in dieſer Welt klein ſcheinen, die andern gros dünken; und der aus Gefälligkeit für das Herkommen und die Gewohnheit nicht alle Ehrerbietung heget, die man ſonſt zu haben pflegt. Ich rede von der gemeinen Wohlfahrt als ein Menſch, den ſolche mit angehet, und der ſie zu befördern wünſchte, wann er könnte. Ich gebrauche darzu die Beyſpile, welche mir die Erfahrung an die Hand

gibt. Ich weiß, daß ſolche die beſten und ſicherſten Lehrſätze ausmachen. Villeicht haben ſie, wann ich mir ſo viel ſchmeichlen darf, noch einigen Nutzen.

Solte ich aus einem allzulebhafften Eiffer für die Wahrheit hin und wieder etwas zu frey geſchrieben haben; ſo hat die Zeit von 20. bis 30. Jahren, die ſeit dem verfloſſen ſind, mir das Recht eines unparteyiſchen Geſchichtſchreibers erworben. Ich ſuche niemand, wer er auch ſey, zu beleidigen. Ich habe Frieden mit allen Menſchen, und kenne auch ſo gar meine Feinde nicht: ja, ich glaube nicht einmal, daß ich welche habe; Irre ich in meinen Meynungen, ſo finden meine Irrthümer ihre Entſchuldigung in meinen guten Abſichten. Ich ſchelte nur deswegen auf die Laſter, weil ſie uns unglücklich machen; ich ſuche meine Mitbrüder, und mich mit ihnen, zu beſſern. Dieſes iſt, wie ich glaube, für ein Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft, eine erlaubte Handlung.

Die hohe Häupter, deren hier gedacht wird, haben bereits ihr Regentenamt vor dem Thron des allgemeinen Weltbeherrſchers niedergeleget; ihre Macht kann mir weiter nicht mehr ſchaden noch nützen. Dem ungeachtet, ſo habe ich mich befliſſen, von ihnen auf eine Art zu reden, die zur Genüge die tiefe Ehrfurcht bezeuget, welche ich ihren mächtigen Nachfolgern ſchuldig bin.

Wo ich es nicht getroffen habe, da laß ich mir weiſen. Ja, ich kann leiden, daß man mich tadle und es beſſer mache.

I. Der

I.
Der Kayſerliche Hof.
Im Jahr 1717.

Quæ ſparguntur in omnes,
In te miſta fluunt, & quæ diviſa beatos
Efficiunt, collecta tenes.

Claud.

Der Wiener Hof hat in der That etwas groſſes und vorzügliches, welches der Majeſtät eines römiſchen Kayſers würdig iſt, und ſolche deutlich ins Auge ſetzet. Der Hof an und für ſich ſelbſt hat zwar ſo viel glänzendes nicht; allein die vielen Fürſten und groſſe Herren, die ſich an demſelben aufhalten, und die vornehmſte Staats- und Kriegsämter beſitzen, erhöhen deſſen Pracht ungemein.

Die kayſerliche Burg iſt ein altes, groſſes und weitläuftiges Gebäude, mit kleinen Fenſtern, wo man wenig von einer ſinnreichen Baukunſt beobachtet. Der Hof ſelbſt gleichet einem Paradiesvogel, der ſeinen Glanz in ſeinen Federn zeiget. Einige Staatsdiener und Groſſen, welche die Hofämter beſitzen, wohnen beynahe prächtiger als der Kayſer ſelbſt. Man hat ſchon oft und viel von einem neuen Burgbau geſprochen; allein man erwartet ruhigere Zeiten. Wann aber ſind dieſe an einem ſo groſſen Hof zu erwarten? Die gröſten Schätze und Reichthü-

mer befinden ſich auf der ſogenannten Gallerie. Die Bibliotheck iſt eine der vollſtändigſten und koſtbarſten in der Welt: ſie hat ſolche Einkünfte, daß man ihrentwegen bald noch einen eigenen Pallaſt wird aufbauen müſſen, um die täglich neue ankommende Werke der ſtets fruchtbaren Gelehrten darinnen aufzuſtellen. Von den meiſten Büchern, welche in dem heiligen römiſchen Reich jährlich aus der Preſſe kommen, wird ein Exemplar dahin geliefert. Nun werden wohl in keinem Reich mehr Bücher gedruckt als in Teutſchland. Man mache alſo einen Ueberſchlag von dem erſtaunlichen Anwachs dieſes Bücherſatzes.

Unter den Gemälden ſiehet man viele alte, rare, teutſche, brabandiſche und italiäniſche Stücke; von franzöſiſchen aber faſt gar keine. Da im Gegentheil zu Paris auf der Gallerie im Louver, man faſt nichts als franzöſiſche Arbeit erblicket.

So wichtig auch die kayſerliche Einkünfte ſind, ſo kommt doch das wenigſte in die kayſerliche Cammer. Die Groſſen nehmen das meiſte weg. Die Fürſten und Grafen werden Standsmäßig, und die Räthe und Beamten, als Fürſten und Grafen beſoldet. Die Andacht koſtet auch viel Geld; denn die Geiſtlichen beten nicht umſonſt. Die kayſerlichen Kriegsvölker ſtehen vortrefflich wohl, und ein kayſerlicher Hauptmann tauſchet anderwärts nicht mit einem Staabsofficir. Die Dicaſteria und die Canzeleyen bis auf den geringſten Schreiber, genie-

ſen einen herrlichen Sold. Was koſten nicht die Geſanden und Reſidenten an allen groſſen Höfen und in den vornehmſten Städten; wie nicht weniger die Geſchenke an die fremden Geſanden? Was koſten die Gnadengelder und Unterhaltung vieler müßigen Leute? die italiäniſchen Kehlen und Geiger, die allein den Hof jährlich über hundert tauſend Thaler zu ſtehen kommen? der Poeten und Bücherſchreiber mit ihren Zuſchrifften, nebſt der unzehlbaren Menge vornehmer und geringer Bettler, die ſich aus allen Orten und Enden der Welt am kayſerlichen Hof melden, nicht einmal zu gedenken. Alles flehet die kayſerliche Majeſtät um Gnade und Beyſtand an. Dieſe wollen, aus angebohrner Huld, auch gern allen Menſchen helfen. Allein die Einnahmen des Kayſers leiden ohne dem ſchon darunter, daß die Haußhaltungen der Unterthanen nicht beſſer eingerichtet ſind, und faſt allenthalben die Verſchwendung, wie im Groſſen ſo im kleinen herrſchet. Viele Menſchen gerathen darüber in Mangel und Armuth, und erfüllen an ſtatt der Werkſtätte die Spitäler und Armenhäuſſer. Vor Alters hatte man an unſern teutſchen Höfen gute Policeyordnungen, die den einreiſſenden Mißbräuchen wehrten, und dem Verderben der Haußhaltungen vorkamen. Heut zu Tag ſcheinen uns dieſe Dinge zu klein; man wird aber bald ſehen, wie viel ſie zu bedeuten haben.

Die oeſterreichiſche Regierung, ſo wohl unter dieſem Kayſer, als unter Leopold, ſeinem

Vater, iſt überaus gütig und gelinde: ſie hat nicht das mindeſte Anſehen derjenigen tyranniſchen Gewalt, mit welcher ſo offtmalen andere Monarchen ihre eigene Völker ins Verderben ſtürtzen. Nein, man hat von dem Durchlauchtiſten Haus von Oeſterreich nichts als Sanftmuth, Huld und Gnade zu erwarten. Es ſieht deswegen auch in allen oeſterreichiſchen Erbländern, unerachtet der vielen Abgaben und ſteten Kriege, noch beſſer aus, als in andern Provinzen. Der Adel iſt reich, der Bürger wohlhabend, und der Landmann nähret ſich an den meiſten Orten, wo ihn der Adel nicht drücket, noch ziemlich wohl. Es heißt: Oeſterreich über alles, wann es nur will; allein man misbrauchet der Güte der beſten Kayſer. Der Eigennutz der Staatsdiener iſt zu gros. Schröter, Seiler, Horneck und Becher haben ſchon zu ihrer Zeit mancherley gute Rathſchläge gegeben, wie die Haushaltung zu verbeſſern und die Einkünfte, ohne das Volk zu beſchweren, unendlich weiter könnten getrieben werden. Allein wer fragt nach ſolchen Projectenmachern? Wer bemühet ſich ihre Vorſchläge zu unterſuchen? Es fehlet vornemlich an einer rechten Handlungsverfaſſung und an einer Bank, zur Erleichterung und zur Sicherheit der Commercien. Dann die oeſterreichiſche Erbländer ſind reich und haben einen Ueberfluß an allerhand Früchten, Mineralien und rohen Waaren, welche den Stoff zur Handlung abgeben. Man findet darinnen auch groſſe Stådte, Flüſſe und Seehäven, um ſolche zu verſtoſen.

Es

Es iſt alſo zu verwundern, warum ſich der Wiener Hof dieſer Kunſt, Gold zu machen, nicht beſſer zu bedienen ſucht. Allein zur Handlung wird eine gewiſſe Freyheit in der Religion erfordert, zu welcher man ſich in Wien noch nicht entſchlieſen kann. Ich unterſtehe mich nicht dieſe Zårtlichkeit in Glaubensſachen zu tadeln. Wenn dadurch die Aufnahme des Chriſtenthums in der That befördert würde; ſo ſolte man eine ſo heilige Neigung allen zeitlichen Vortheilen dieſes Lebens billig vorſetzen; da aber GOtt der HErr in ſeinem Reich allerhand Unterthanen duldet, und die Eintrach in der Kirche durch einen allzuweit getriebenen Eifer, in Anſehung des åuſſerlichen Gottesdienſtes, noch mehr geſtöret wird, wie es die Erfahrung ausweiſet; ſo wåre zu wünſchen, daß man für die in bloſſen Meynungen irrende ein wenig mehr Nachſicht haben und einander mit Liebe und Sanftmuth ertragen möchte.

Man kann nichts als Gnade und Güte von kayſerlichen Majeſtåten rühmen. Man findet aber einen groſſen Unterſcheid ſo bald man zu denen Fürſten und Groſſen des Hofes kommt. Etliche haben etwas von einem ſteiffen und gezwungenem Hochmuth, der ihnen die Wahrheit zu ſagen, um ſo viel weniger ſchön låßt, weil ſelbſt diejenigen die ihnen zu gebiethen haben, bey allen Fållen eine natürliche Huld und Leutſeligkeit blicken laſſen. Es ſind dieſes Stralen der Majeſtåt; wie hingegen der Hochmuth, auch ſelbſt bey den Groſſen, etwas kleines und låcherliches zeiget.

Die Oeſterreicher ſind ſonſt ehrliche, aufrichtige und gutherzige Leute: ſie lieben ihren Kayſer nicht aus bloſſer Eitelkeit und Hoffart, wie die Franzoſen ihren König; ſondern aus einem natürlich angebohrnen Trieb. Sie haben es Urſache, dann der Kayſer hält ſie recht wie ſeine Kinder, welchen er kein Ungemach und kein Leid zufügen läſſet. Ich habe den Kayſer auf dem Tron geſehen, und die Rede, die er an ſeine getreue oeſterreichiſche Landſtände gehalten hat, mit angehöret. Man kann ſich nichts rührenderes und majeſtätiſcheres vorſtellen. Wenig Fürſten und Potentaten in der Welt ſind geſchickt, einen ſolchen natürlichen und der wahren Hoheit geziemenden Vortrag zu thun. Verſchiedene alte Edelleute, die nichts von höfiſchen Sitten hatten, ſondern guten Landwirthen gleich ſahen, wurden dadurch dermaſſen beweget, daß ſie ſich der Thränen nicht enthalten konnten: Unſer Kayſer hats holt recht geredt! waren ihre Anmerckungen.

Sonſten will man an ihrem hohen Adel ein gewiſſes aufgeblaſenes und ſtoltzes Weſen tadeln. Wie man ſolches nicht ſo wohl ſie als auch die Herren Böhmen beſchuldiget. Ueberhaupt haben wir Teutſche etwas ſteiffes und hochgeſchraubtes, welches uns bey fremden Völckern keine Hochachtuug erwirbt.

Es iſt bekannt, wie ſchädlich dieſe Aufführung zu Ende des verwichenen Jahrhunderts den hohen Gerechtſamen des Erzhauſes in Anſehung der ſpaniſchen Erbfolge geweſen iſt; und

daß

daß unſer guter Kayſer darüber in ſeiner Jugend ſo viel und mancherley Wiederwärtigkeiten hat empfinden müſſen. Da hingegen die Franzoſen der Sache in Madrit einen ganz andern Schwung zu geben wußten; wie davon die geheimen Geſchichte ſattſamen Unterricht geben.(*) Anderer Gelegenheiten zu geſchweigen, da offenbar die herriſche und ſpreuſtiſche Sitten unſerer lieben Landsleute überhaupt die fremde Völker ſelbſt gegen ſie empöret haben, welche ſie mit Liebe und Freuudlichkeit am leichteſten hätten gewinnen können. Ich rede hier nicht von derjenigen flatterhaften Höflichkeit, welche in bloſen Worten und zierlichen Reverenzen beſtehet. Nein, ich rede von derjenigen Leutſeligkeit und Menſchenliebe, zu welcher uns ſowohl die Vernunft als die Natur und die Religion verbindet.

Laſſet uns hier nicht unſerer ſtoltzen Einbildung das Wort reden, und darinnen den Ruhm unſerer Tapferkeit ſuchen, wann wir das Herz haben andere Menſchen zu verachten und unglücklich zu machen. Wir gebrauchen offt eine mühſame und koſtbare Gewalt, wo man mit einem leutſeligen und guten Weſen, das doch ſo wenig koſtet, viel weiter kommen, wo nicht alles ausrichten könnte. O fürwahr, wer dieſe Politic recht verſtehet, der braucht keine groſſe Gewalt um ſich zum Meiſter des menſchlichen Hertzens zu machen. Das rührende Beyſpiel der zwey höch-

(*) Man leſe hierüber unter andern die Memoires ſecretes de Mſr. de la Torre.

höchſten Perſonen in der Welt; ich meyne Jhro beyderſeits regierende Kayſerliche Majeſtäten ſind davon ein herrlicher Beweis.

Der Kayſerliche Hof könnte unglaubliche Summen erſparen, wann er bey Vergebung der Staats- und Civilämter überhaupt mehr auf perſönliche Verdienſte, als auf vornehme Häuſſer und Standsperſonen ſehen würde. Die Fürſten, Grafen und Freyherren möchten immerhin, zum Glantz und zur Verherrlichung der Majeſtät, die Hofämter beſitzen; denn zu ſolchen wird vornemlich eine gute Geſtalt ein guter Magen und ein guter Beutel erfordert. In Anſehung der Geſchäfte aber iſt mit einem tüchtigen Mann, er ſey hoch oder niedrig gebohren, ungleich mehr auszurichten, als mit andern groſſen Herren, die nichts als ihre Ahnen und Titeln aufzuweiſen haben. Man ſiehet es einer Sache nicht an, ob ſie mit adelichem oder unadelichem Geblüt iſt tractirt worden. Der preußiſche Hof hat ſich vornemlich durch dieſe Staatskunſt ſo hoch empor gebracht: ſeine meiſte Cabinetsräthe waren ausgeſuchte Leute. Man ſahe auf ihre Federn und nicht auf ihre Ahnen. Ein Mann den Wiſſenſchafften, Verdienſte und Tugend adeln, und der weiter keinen vornehmen und weitläufftigen Anhang hat, der würde weniger Zerſtreuung und weniger Eigennutz haben, als die Fürſten und Grafen, die ſelbſt Land und Leute haben, und eigne Höfe formiren. Dieſe hohe Standsperſonen machen insgemein die ſtärckſten Banden unter ſich, treiben alles wie ſie

wol-

wollen durch, und vermehren die Geſchäffte unendlich, ohne die geringſten Vortheile zu verſchaffen. Man rechne nur wie viele Fürſten- und Grafenhäuſſer ſeit zweyhundert Jahren, durch die Milde der oeſterreichiſchen Kayſer ſind empor gekommen, deren verſchiedene zuvor kaum gemein adelich geweſen ſind.

Ein Land iſt weit glücklicher, wann es mit einem nahrhaften Adel und mit fleißigen Bürgern als mit vielen groſſen Herren bevölckert iſt; dann dieſe ſind meiſtentheils nur ſolche Geſchöpfe, von denen man ſagen kann, daß ſie, weil ſie mächtig und müßig ſind, die meiſte Unordnung und Verwirrung in dem gemeinen Weſen verurſachen. Rechnet man die Menge der Aufwärter und Libereybedienten, welche von den Groſſen blos allein zur Pracht und ihre Hoheit zu zeigen, gehalten werden; ſo wird man finden, daß dieſe Leute allein bey nahe den zehenden Theil eines Staats ausmachen. Was iſt aber einem Land ſchädlicher als ſo viele müßige Leute? Schlechte Unterthanen die nicht arbeiten und doch ſtets eſſen und trincken wollen.

Mit den vielen Klöſtern hat es faſt eine gleiche Beſchaffenheit. Ich habe nichts gegen den geiſtlichen Stand. Ich weiß, daß er mit zur Erhaltung der Ordnung und der guten Sitten in der Menſchlichen Geſellſchafft gehöret; allein daß ſich derſelbe hin und wieder mehr als es die gemeine Noth erfordert, und der Wohlſtand des Staats es leiden kann, ausgebreitet hat, ſolches tauget nicht. Der Schaden iſt offenbar. Man

kann dieſe Leute weder zur Arbeit noch im Nothfall gegen den Feind gebrauchen: und wenn ſie auch die frömmſten und andächtigſten Menſchen in der Welt wären, welches viele nicht glauben, ſo nutzet doch ihre Menge dem Staat nichts. Fruges conſumere nati.

Hätten die Kayſerlichen Staatsräthe es jederzeit mit dem Kayſer wohl gemeynet, ſo würden ſie ſtets auf das Ganze gearbeitet haben; ſie würden durch keinerley Nebenabſichten, noch durch kleine gegenwärtige Vortheile ſich davon haben abziehen laſſen; ſie würden niemals dem Kayſer gerathen haben, ſich auſſerhalb zu ſtärcken, weil dadurch ſeine Macht von innen geſchwächet wurde, und zu keiner gründlichen Verfaſſung gelangen könnte. Wann die kayſerlichen Erbländer gleich den franzöſiſchen und ſpaniſchen Provinzen rund zuſammen lägen, und bey ihren natürlichen Reichthümern auch Handlung und Manufacturen in ſolcher Menge hätten, ſo wäre in der That, wie der Herr von Horneck ſolches erwieſen, Oeſterreich über alles.

Böhmen, Schleſien, Mähren, Ober- und Unteroeſterreich, Cärnthen, Crain, Steyermarck, Tyrol, nebſt den ungariſchen Königreichen und Füſtenthümmern; alle dieſe Länder machen zuſammen ein ſchönes Stück von Europa aus. Die Natur ſcheinet hier ihre reichſten und vortreflichſten Schäze zuſammen getragen zu haben. Die abgelegenen italiäniſchen und niederländiſchen Provinzen bringen, ſo reich und herrlich ſie auch immer ſind, dem Erzhaus wenig Nutzen, und ziehen

daſ-

daſſelbe im Gegentheil doch immer in allerhand verdrießliche Weitläuftigkeiten mit ſeinen Nachbarn; deren Freundſchafft ihm, wegen der noch ſtets anwachſenden Macht von Franckreich, gleichwohl ſo nöthig und wichtig iſt. Ich glaube, daß dieſe Länder, nachdem ſie gelegen ſind, dem Haus von Oeſterreich weit mehr Nutzen ſchaffen würden, wenn es ſolche mit einem gewiſſen nexu feudali zu freyen Staaten erklären und ſich darinnen einträgliche Cammergüter aushalten würde; Andere lieſen ſich am beſten gegen ſolche Länder, die an die ſeinigen gränzen. vertauſchen, u. ſ. w.

Nichts wäre villeicht geſchickter das ſogenannte Gleichgewicht unter den chriſtlichen Machten zu unterhalten, als etliche mitten durch Europa ſtreichende Republicken. Dieſe würden zu beyden Seiten das Ihrige thun, um den Ruheſtand unter den europäiſchen Fürſten zu erhalten: weil ſie ſonſt immer die erſten ſeyn würden, welche bey entſtehenden Kriegsläuften darunter leiden müſten.

Mit dem Reichshofrath hat es ungefehr die Beſchaffenheit, wie mit der kayſerlichen Cammer zu Wetzlar; doch weis ich nicht, daß derſelbe ſich rühmen kann, ſo alte Proceſſe zu haben, als dieſe. Die Sachen gehen hurtiger; das macht die nahe Gegenwart des Hofs, die alles mit Lebhaftigkeit erfüllet. Hier treibet ein Rad das andere: die viele Geſanden und vornehme Partheyen, denen hier die Zeit nicht lange wird, und in Wien beſſer und wohlfeiler leben, als in Wetzlar, treiben

eine

eine Rechtsſache ehender zum Schluß. Es gibt deswegen auch weniger fatale Termine. Nur die Religions- und Kirchenſachen lauffen nicht ſo ſchnell. An dieſer Art von Rechtsſtreiten haben zu vielerley Menſchen Anthei l. Dieſe ſind durch unendliche Abſichten unter ſich getheilet. Wolte man darüber urtheilen, als über Sachen die den Staat betreffen, ſo würden die Geiſtlichen ihre Rechte vorſchützen: dieſe ſind von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß ſie weder Anfang noch Ende haben. Will der Kayſer, als höchſter Richter im Reich, hier einen Stillſtand unter den Streitenden machen, darzu kein Friede iſt zu hoffen; ſo iſt darzu kein anderes Mitel als mutua tolerantia civilis, d. i. der weltlich geiſtliche Friede.

Sonſt hat es jederzeit unter dem Reichshofrath vortrefliche Leute gegeben, welche der Kayſerliche Hof öffters zu wichtigen Geſandſchafften und in den vornehmſten Staats-Angelegenheiten zu gebrauchee pfleget: Unter den Reichshofrathsagenten können es einige jährlich auf 6000. Reichsthaler bringen: Tam aurea eſt praxis.

Die beyden hohe Reichsgerichte ſind eigentlich noch die Ketten, welche ſowohl die groſſe als kleine Reichsſtände in der reichsſatzungsmäſigen Verbindung zuſammen halten. Solten dieſe aufhören, ſo würde auch die Freyheit der kleinen Stände mit einmal verſchwinden; ſo kann ein Unterthan ſeinen Fürſten und ein Bürger ſeine Obrigkeit bey dem Kayſer und deſſen beyden höchſten Reichsgerichten belangen, wenn er meynet, daß ihm Unrecht wiederfahren ſey; alle in

er

er muß bemittelt ſeyn, denn die Proceſſe koſten Geld; ja, dieſes nicht allein; er muß auch Gedult haben, wenn er bey den hohen Gerichten weiter nichts als ein gutes Urtheil erhält; denn der Befehl de exequendo findet viel Anſtand und man wird gegen einen Mächtigen nicht fortkommen. Wie viele reiche Bürger, welche Gelder an groſſe Herrn geſchoſſen, haben nach lang geführten Klagen über Mangel von Zahlung endlich ihren Rechtsſtreit gewonnen, und doch weiter nichts dadurch erhalten, als daß ſie ihrem verlohrnen Capital noch die Proceßunkoſten hinzuſchreiben muſten. Die Sachen ſind zu klein, Kriegsvölcker ziehen zu laſſen, und die Executionsordnung im H. R. Reich zu unterſtützen. Dieſe Executionsordnung hat ſchon offtmahls bey den Reichsſtänden zu vielerley Rathſchlägen Anlas gegeben, wie ſolche möchte eingerichtet werden; allein die Schwierigkeit iſt allzugroß, wann ſolche die Groſſen ſelbſt betrifft. Dergleichen Erfindungen gehören faſt ad Impoſſibilia. Hier iſt eine kleine macula imperfectionis, welche in dem verderbten Zuſtand der Menſchen mit einſchlägt. Die mächtigſten Häuſſer in Teutſchland haben über dem das Jus de non appellando. Wodurch zum wenigſten, den Unterthanen dieſer Vortheil zuwächſet, daß ſie weiter keine vergebliche Proceßunkoſten aufzuwenden haben.

Unterdeſſen zeiget gleichwohl die mecklenburgiſche Sache von der kayſerlichen Macht im Reich und denen damit verknüpften Zwangs-

mitteln; dahingegen die Sachen wegen Rheinfels ſich nicht gleicher Art habe ntractiren laſſen. Doch dieſe Materie iſt zu weitläuftig. Ich komme wieder auf den kayſerlichen Hof und die Stadt Wien.

Was den Kayſer ſelbſt betrift, ſo hat er zwar ein ernſthaftes und majeſtätiſches Weſen; allein, wenn man ihn bey der Kayſerin, ſeiner Gemahlin, ſiehet, ſo iſt er ſehr freundlich, und bis zum munterſten Scherz aufgeräumet. In dem einen bezeigt er ſich als Kayſer und in dem andern als ein Menſch. Er iſt ſehr wohl gewachſen uud hat eine gute Bildung. Er liebet die Künſte und Wiſſenſchafften, und beluſtiget ſich dabey mit der Jagd und dem Scheiben, ſchieſen. Er verſtehet die Muſic nicht allein als ein feiner Kenner, ſondern er ſpielet auch das Clavier mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß ihm wenig Liebhaber darinnen beykommen. Die Kayſerin, ſeine unvergleichliche Gemahlin, ſoll öffters mit darunter ſingen; doch eine Muſic von ſolcher Art iſt nur für wenig Ohren; es werden ſelten mehr Leute dabey zugelaſſen, als einer der die Violin, oder das Violoncello ſpielet. Die Kayſerin hat alle Vorzüge ihres Geſchlechts. Sie iſt die Schönſte unter ihren Hofdamen, und es fehlet wenig, wann ſie den Handſchuh ausziehet, daß die Oeſterreicher nicht ihre Hand vergöttern. In der That hat man nie eine ſchönere geſehen. Der gantze Leib iſt von gleicher Geſtalt; alles iſt reitzend, holdſelig und majeſtätiſch an dieſer vortrefflichen

Kayſerin; ſie iſt ſo weiß von Haut, daß ſie der Kayſer, wann er vertraulich redet, nicht anderſt als ſeine weiſe Lieſel zu nennen pfleget.

Der Prinz Eugenius von Savoyen hat für einen ſo groſſen Helden keinen ſtarcken Cörper. Er iſt gleichſam wie von ſeinem eigenen Ruhm gebeugt. Ein långliches hageres Geſicht mit herunter hångenden Unterlefzen; eine groſſe Naſe, kleine ſchwarze Augen, deren Feuer mit der Lebhaftigkeit ſeiner Jahre zu verlöſchen ſcheinet, eine gelblich braune Farbe; ein ſtets nachſinnendes Weſen, daß ſich mit wenig Worten ausdrůckt: Sehet, die jetzige Geſtalt dieſes vortreflichen Prinzen, deſſen Weisheit nichts deſto weniger um ſo viel ſtårcker zu werden ſcheinet, je mehr die Munterkeit, ſo vor dieſem ſeine Jugend belebt, in Abnehmen kommt. Die Muſen ſcheinen jetzo gleichen Antheil an dem Ruhm dieſes Helden zu nehmen, als ſeine herrlichen Siege. Er ſammlet eine koſtbare Bibliothec: er bauet und gebrauchet die Kråfte ſeines Verſtandes ja ſo ſehr zu heilſamen Rathſchlågen, als vormals Stådte zu erobern und Schlachten zn gewinnen. Es ſind im ůbrigen noch viele italiåniſche und ſpaniſche Herren in Wien, welche aber dem Hof mehr koſten, als Nutzen ſchaffen. Einige haben die Stadt mit pråchtigen Pallåſten bereichert und alſo das Geld im Land gelaſſen. Dieſes iſt das růhmlichſte was ſie gethan haben.

Die Oeſterreicher ſind im Grund ehrliche, gute und treue Leute; ſie laſſen Leib und Leben

für ihren Kayſer: ſie ſind auch gut und leutſelig gegen Fremde; gegen die Franzoſen aber haben ſie einen natürlichen Haß. Nicht nur deswegen, weil ſie faſt immer gegen ſie im Krieg verwickelt ſind, ſondern auch, weil ihre Gemüthsart einander zuwider iſt.

Die Lebensart in Wien iſt luſtig, frey, rauſchend, ſchwelgeriſch, dabey andächtig, ernſthaft und natürlich. Man iſt wollüſtig und dabey auch verliebt, aber nicht bis zur Verzweiflung. Man lacht und ſcherzet, aber man verbricht ſich nicht den Kopf, um ſcharfſinnig und delicat zu ſeyn. Man iſſet und trincket, man faſtet und ſchwermet; man betet und fluchet, alles wie es die Zeit und Gelegenheit mit ſich bringet. Eine groſſe Menge Volks, die nahe bey einander, über einander und neben einander wohnet, macht daß man leicht bekannt wird. Man nimmt ſich kleine Freyheiten; man wagts. Mit einem Spaß kann man viel wieder gut machen. Viele herum irrende Ritter, Romanenhelten, Poeten und ſogenannte Beaux Eſprits giebt es unter den Oeſterreichern nicht. Ihr Pracht iſt mehr reich als gekünſtelt: ſie verabſcheuen überhaupt alles dasjenige, was viele Mühe und Nachdencken verurſachet. Sie verwenden deswegen auch insgemein mehr auf Hunde, Pferde und Kleider, als auf Bücher und kunſtſachen. Es giebt zwar unter ihnen auch kleine Putzmännergern und Petits Maitres, wie in Franckreich, allein ſie ſind, mit weniger Witz, doch weit mehr erträglich. Man darf nur wacker

mit

mit ihnen lachen und ihnen Hiſtorien erzehlen, die eben ſo wenig zu bedeuten haben, als ihre eigene, ſo wird man ihre Freundſchaft gewinnen.

Das Gewühl in Wien iſt noch ſtärcker, als in Paris. Das macht weil die Stadt nicht gar gros iſt. Die ſtets mit Menſchen, Pferden und Fuhren bedeckte Straſſen ſetzen einen der zu Fuß gehet, öfters in Lebens-Gefahr gerädert zu werden. Die Kutſcher und Seſſelträger ſchreyen ſtets: Schauts auf! Schauts auf! und indem man dem einen ausweichet, ſtöſet man auf den andern. Wer alſo in Wien den Hof und vornehme Leute beſuchen will, der muß nothwendig ſich der Kutſchen bedienen. Man ſiehet hier Leute aus allen Orten und Enden der Welt: Ungarn, Huſaren, Heyducken, Polacken, Moſcoviter, Perſianer, Türcken, Mohren, Spanier, Italiäner, Tyroler, Schweitzer, kurz, von allen europäiſchen Völkerſchaften. Man ſolte nur ſagen, wo die Schneider alle wohneten, welche ſo vielerley Leuten die Kleider alle verfertigten; denn dieſes iſt gewiß, daß man an keinem Ort in der Welt mehr verſchiedene Trachten und Kleidungsarten beobachtet, wann man auch gleich zugiebet, daß in Londen und in Aſterdam noch mehrerley fremde Völker aus entfernten Ländern wegen der Schiffahrt zuſammen treffen möchten.

Die Vorzimmer des Kayſers, inſonderheit auf den Hof- und Feſttägen ſind gegen Mittag ſtets mit groſſen Herren und Geſanden angefüllet.

füllet. Die hohen werden hier niedrig, und die Fürſten, Grafen und Herren ſind mit den geringſten Edelleuten, Officiern, Schreibern und allerhand Menſchen untermiſcht. An dieſem einzigen Ort ſcheinen die Stände in der Welt einander gleich zu ſeyn; dann ſobald erſcheinet nicht der Kayſer, ſo beuget ſich alles mit gleicher Unterthänigkeit vor deſſen Majeſtät.

II

Der königlich Preußiſche Hof in Berlin 1718.

Paulatim vitia atque errores exuit omnes.
Juv. Sat. XIII.

Ich ſehe hier einenen königlichen Hof, der nichts glänzendes und nichts prächtiges als ſeine Soldaten hat. Es iſt alſo möglich, daß man ein groſſer König ſeyn kann, ohne die Majeſtät in dem äuſſerlichen Pomp und in einem langen Schweiff bundfärbigter, mit Gold und Silber beſchlagenen Creaturen zu ſuchen. Hier iſt die hohe Schule der Ordnung und der Haushaltungskunſt, wo groſſe und kleine ſich nach dem Exempel ihres Oberhaupts muſtern lernen. Ich habe, ſo lang ich in Berlin geweſen, kein gantz mit Galonen beſetztes Kleid geſehen. Die koſtbarſten Kleider haben nicht über

etlich

etlich und zwanzig Loth Gold oder Silber: ſie ſind meiſtentheils geſtickt, und dieſes ſo nett, ſo niedlich und ſowohl an dem Leib gepaßt, daß man nichts ſchöners ſehen kann. Kein Volk kommt dem natürlichen Wuchs und dem edlen Anſehen der Preuſſen bey: ſie ſind meiſtentheils ſchlanck und wohlgeſtreckt von Leibe, friſch und geſund von Farbe und dabey von einem ſehr beſcheidenen Weſen.

Wenn man von dem berliner Hof redet, ſo verſtehet man darunter faſt nur die Kriegsleute; dieſe allein machen eigentlich den königlichen Hof aus. Die Räthe, Cammerherren, Hofjunckern und dergleichen, wann ſie nicht zugleich Kriegsämter haben, werden nicht viel geachtet und kommen meiſtentheils wenig nach Hof; die Gelehrten aber haben ſich bey dem König am meiſten verächtlich gemacht. Er hat einige dieſer Leute um ſich, weil er ihrer nicht entbehren kann; ſie ſind aber bey weitem nicht ſo geſchliffen, wie ſeine Soldaten. Die Zucht macht Leute, die preußiſche iſt herrlich. Die wenigſten Gelehrten haben eine edle Erziehung und eine gute Lebensart. Auf Univerſitäten ſchwermen ſie in einer wilden Freyheit. Beydes geiſtliche als weltliche Aemter werden mit ſolchen Leuten beſetzt, die gewohnt ſind nach ihrem Eigenſinn zu dencken, zu lehren und zu leben. Nichts iſt lächerlicher, als ihr Hochmuth. Es iſt eine Verehrung unter dieſem lateiniſchen Volck, daß ein vernünftiger Mann darüber gar leicht in die Sünde der Spötterey verfallen kann.

Man halte es demnach einem groſſen König zu gut, der gewohnt iſt von Jugend auf die artiſten und belebteſten Leute um ſich zu haben, wenn er die Gelehrten mit weniger Hochachtung betrachtet.

Ich kenne unter den preußiſchen Soldaten verſchiedene kluge Köpfe, welche den Wiſſenſchafften mehr Ehre machen, als diejenigen, deren Handwerck eigenlich iſt, Gelehrte zu ſeyn. Der König braucht ſie zu den wichtigſten Geſchäften und zu allerhand Verſchickungen an andern Höfen. Er kann damit mehr ausrichten, als mit einem ſtolzen Pedanten, der ſich auf ſeine weitläuftige Gelehrſamkeit verläßt und nicht zu leben weis.

Kein Fürſt hat noch jemals das kindiſche Flitterwerck, worein ſich die menſchliche Hoheit zu kleiden pfleget, natürlicher und vernünftiger eingeſehen, als der König von Preuſſen. Sein Herr Vatter hatte die Ehre ſeiner Krone, die er ſich ſelbſt auf das Haupt geſetzet, nach dem üblichen Wohlſtand der Monarchen, durch einen erſtaunenden Aufwand und auſſerordentliche Pracht verherrlichet. Seine Staats- und Hofbedienten wurden dadurch gros und reich, die Schazkammer aber erſchöpft. Der König führte bey dem Antritt ſeiner Regierung eine genaue Haushaltung ein; er ſchaffte viele unnöthige Bedienten und Müßiggänger ab, ſetzte ſeine Leute auf halben Sold herunter, und ließ vieles überflüßiges Geſchirr verkauffen und zu

Geld machen. Er ſammlete ſich dadurch in kurtzer Zeit ſo groſſe Schätze in baarer Münz, daß ganze Gewölber unter dem Schloß damit angefüllet ſind. Nun kommt es nur noch darauf an, was er damit für einen Gebrauch machen wird. Sie ſind das beſte Mittel ſeine weitläufftige Staaten in einen blühenden Wohlſtand zu ſetzen und die magere Aecker, gleichſam als mit ſeiner fetten Dünge zuverbeſſern.

Der König von Preuſſen iſt von ſeiner Neigung für die Soldaten ein wenig zu ſehr eingenommen. Man würde es wagen müſſen, ihm zu mißfallen, wenn man ihm Vorſchläge thun wolte wie er ſein Land bevölkern könnte: In Erwegung daß dieſes nicht geſchehen kann, ohne die gewaltſamen Werbungen abzuſchaffen und eine gewiſſe Freyheit dem Volk zu verſtatten, davon der Nutzen mehr in die künftige, als gegenwärtige Zeiten einſchlagen würde.

Vergebens ſucht der König alle Mitteln anzuwenden, um Leute in ſein Land zu ziehen, welche die Handlung und die Fabricken darinnen empor bringen könnten. So lang nur noch ein Schatten der gewaltſamen Werbungen herum wandert, ſo iſt derſelbe wie ein Geſpenſt, welches alle Menſchen ſchrecket.

Das ſicherſte Mittel ein Land zu bevölkern iſt die Freyheit. Wo dieſe iſt, da ziehen ſich die Menſchen Hauffenweiſe hin. Wo viel Volk

iſt, da ergiebt ſich die Nahrung von ſich ſelbſt. Man laſſe nur den Landmann ruhig bey ſeinem Ackerbau; der Handwercksmann und der Künſtler werden beyde genug Arbeit finden; und der Kaufmann wird ſich eben ſo geſchäftig erzeigen, den Anwachs der Früchte, und die verarbeiteten Waaren zu vertreiben. Dadurch entſtehet die Handlung, welche die Seele der Reichthümer und des Ueberfluſſes iſt. Die Gelder kommen von einer Hand in die andere und dieſer glückliche Umlauf, der alle Nerven beweget, wird den ganzen Staaskörper mit Geiſt und Stärcke beleben. Eine Handthirung wird auf die andere wirken, und wie das Räderwerk in einer Maſchine fortlauffen. Die Einkünfte des Königs werden ſich dadurch erſtaunlich vermehren und ſein Volk wird, wann es zugleich durch eine gute Policey regieret wird, das glücklichſte auf Erden ſeyn. Man könnte dieſes alles mathematiſch erweiſen, wann die Erfahrung uns dieſer Mühe nicht überhobeu hätte, indem ſie zu obigen Grundſätzen, den völligen Beweis vor Augen legt.

Es kommt alles, wie geſagt, auf die Freyheit an und daß man das Volk mit keinen groſſen Auflagen beſchweret. Es giebt gewiſſe Auflagen, die das Volck kaum ſpüret und zu deren Betreibung nur wenig Leute erfordert werden. Ich werde mich bey einer andern Gelegenheit darüber näher heraus laſſen. Man ſucht vergeblich durch groſſe Künſte dasjenige ausfindig

zu

zu machen, was öfters die einfältige Natur ganz deutlich zu erkennen giebt.

Ich komme von dieſen Anmerkungen auf den Kronprinzen. Dieſer zeiget bey einem noch zarten Alter eine ungemeine Fähigkeit, ja etwas ganz auſſerordentliches. Er iſt ein überaus munterer und lebhafter Prinz. Er hat eine ſehr feine und geiſtreiche Bildung. Er zeiget dabey eine gewiſſe Leutſeligkeit, und eine ſo gute Gemüthsart, daß man alles von ihm hoffen kann. Die Frau von Sacetot, welche bisher die Aufſicht über deſſen Erziehung gehabt hat, redet von ihm nicht anders, als mit Entzücken: C'eſt un esprit angelique, pfleget ſie zu ſagen: es iſt ein engliſcher Verſtand. Er faſſet, er lernet alles was man ihm vorlegt, mit der gröſten Leichtigkeit. Der berühmte Mſr. la Croze hat unter andern geſchickten Lehrmeiſtern die Ehre, ihn und die Kronprinzeßin zu unterweiſen. Der Kronprinz gehet nun in das ſiebende Jahr: man iſt beſchäftiget denſelben aus dem Frauenzimmer zu thun und ihm eine beſondere Hofſtaat beyzulegen. Der Obriſt von Kalkenſtein iſt von dem König ernennet worden, unter dem Grafen von Finkenſtein die Stelle eines Hofmeiſters bey dem Prinzen zu verſehen. Dieſer Cavalier iſt einer der artigſten und aufgeräumteſten Köpfe bey Hof. Niemand iſt reicher an guten und muntern Einfällen. Der König ſo wohl, als die Königin halten im übrigen dieſen Prinzen unter einer ſcharffen Zucht; und es ſind wohl

wenig Königskinder in der Welt, denen ſo durch den Sinn gefahren uud der jugendliche Wille gebeuget wird. In der That leben Ihre beyderſeits Majeſtäten bey aller ihrer Hoheit nicht anders, als wie zwey chriſtliche Eheleute zuſammen, die mit einer den Eltern geziemenden Sorgfalt ihre Kinder zur Frömmigkeit und allen anſtändigen Tugenden aufzuziehen ſuchen.

Die Königin iſt eine höchſt verehrungswürdige Dame: ſie hat das beſte Herz von der Welt nnd eine gründliche Vernunft. Sie weiß ſich vollkommen in die Gemüthsart des Königs zu ſchicken. Sie liebt die Muſic, als ihre einzige Ergötzlichkeit. Dem ungeachtet aber finden ſich doch wenige Virtuoſen bey Hof. Der König wendet lieber etwas auf einen guten Waldhorniſten: Der Cammerherr von Brand iſt der Aufſeher der königlichen Muſic. Im Sommer fährt die Königin insgemein gegen Abend nach Montbijou, dieſes iſt ein Garten an der Spree mit einem kleinen Luſtgebäude, worinnen vor einem Jahr der Czaar ſich hat gefallen laſſen, ſein Quatier zu nehmen. Ein paar ſchlechte Kutſchen mit ſechs alten Pferden beſpannet und ein kleiner Mohr zur Seiten; dieſes iſt gemeiniglich der ganze Aufzug dieſer groſſen Königin. Hier dachte ich können die Groſſen haushalten lernen.

Man kann ſich leicht einbilden, daß, da weder der König noch die Königin die Pracht lie-

ben, der Hof zu Berlin wenig glänzendes zeiget. Ich wolte es keinem rathen, daß er ſich an demſelben mit bundſcheckigten franzöſiſchen Modekleider ſehen ließ, er müſte ſich dann gern auslachen laſſen: Wie ſolches einem von meinen guten Freunden begegnet iſt, der ſeine von Paris mitgebrachte Kleider, nachdem er ſich einmal damit bey Hof gezeiget, wieder einpacken muſte, um dem Mißfallen des Königs und dem Geſpötte der Höflinge ſich zu entziehen; dieſer Monarch kann nichts weniger als dergleichen franzöſiſche Puppen leiden.

Der ſchönſte Glanz des preußiſchen Hofs beſtehet in der auserleſenen Mannſchaft, die der König auf den Beinen hat; inſonderheit hat das groſſe Grenadier-Regiment zu Potsdam, etwas ſo herrliches und majeſtätiſcher, daß kein Potentat in der Welt es darinnen leicht dem König in Preuſſen wird vorthun können. Man kann nichts ſchöners, nichts ordentlichers und zugleich auch nichts kriegeriſchers ſehen. Wann ſie ihre Waffenübungen machen, wann ſie ſich ſchwenken, wann ſie Feuer geben, wann ſie auf und abziehen; ſo läßt es als ob ſie zuſammen nur einen Körper ausmachten, und von einer einzigen Triebfeder zugleich angezogen würden.

Man ſagt, daß der König im Stand ſey, für das Geld, womit er unter dem Schloß die Gewölber angefüllet hätte, noch zwey ſolche Armeen

meen auf die Beine zu ſetzen. Dieſes iſt wohl zu glauben. Ein groſſer Theil der königlichen Einkünfte ſoll in dieſe Schatzkammer kommen. Die Thorheit der Menſchen zollet dem König jährlich einen Hauffen Geld für bloſe Titeln. Keiner gelangt zu einer wirklichen Bedienung, er muß davon etwas abgeben.

Als unlängſt der Kronprinz, mit einem groſſen Gefolg von Officiren, hinter dem König herging, radelte derſelbe mit ſeinem kleinen Stöckgen wieder die Palliſaden, die vor dem Schloß auf der Seite ſind, wo die Schätze verwahret liegen, und rief dabey aus: Wie froh werden einmal dieſe Gefangene ſeyn, wenn man ſie erlöſen wird. Die Officier, die um ihn waren, fingen darüber an überlaut zu lachen. Der König hörte ſolches, er wand ſich herum und fragte, was da wäre. Niemand wolte ſich erkühnen das gute Wörtgen, welches dem Kronprinzen entfahren war, dem König zu ſagen; dieſer drang mit Heftigkeit darauf und machte, als er es vernahm, darüber keine gar gnädige Mine; er entdeckte in den Worten des Kronprinzens die Sprache anderer Leute.

Der König iſt nicht allein ein genauer Haushälter, ſondern auch ein ſtrenger Beobachter der Gerechtigkeit. An den Advocaten, welche durch ihre Zungendreſchereyen in den Geirichtshöfen alles verwirren und weit hinaus ſpielen, hat er einen Greuel. Sie müſſen gleichſam, als ausgezeichnet von andern Leuten,

ten, einen ſchwarzen Mantel tragen. So ſehr auch die Rabuliſien eine ſolche Ahndung verdienen, ſo ſehe ich doch nicht warum andere ehrliche Sachwalter die Schmach ihrer unwürdigen Mitglieder mit tragen ſollen. Sie ſelbſten ſind am meiſten zu beklagen, wenn ſie gegen ſolche Verachtungswürdige Klopffechter den Kampf antreten müſſen. Dem ungeachtet, ſo muſten alle angenommene Advocaten bey dem Cammergericht ſich bequemen und dem königlichen Befehl ſich unterwerffen; allein ihre Mäntelgen ſind von einem ſo leichten dünnen Seidenzeug, und dabey ſo geſchmeidig und eng zuſammen gefalten, daß ſie ihnen nicht anders, als ein ſchwarzes Ordensband über den Rücken gehen, welches ſie hernach in den Schubſack ſtecken.

Man kann in der That die preißwürdige Anſtalten des Königs um die Weitläuftigkeit der Proceſſe abzuſtellen, nicht genug erheben. Allein es läſſet ſich mit einmal die Sachen nicht wohl thun. Wie eine lange Zeit darzu erfordert wurde, ſo vielen Mißbräuchen bey den Gerichten den Eingang zu geſtatten, ſo wird eben wohl auch eine Zeit darzu müſſen angewendet werden, dieſelben wieder auszurotten. Es ſey dann man wolte ſich entſchlieſſen, die ganze bisherige Praxin forenſem mit einmahl um zu gieſſen und die bisherigen vielen Geſetzbücher gegen Einführung einer einzigen einfältigen Landesordnung gar abzuſchaffen. Dieſes wär ein Nodus gordius für einen zweyten Alexander.

In Cameralgefällen iſt der König ſehr ſcharf, ja öfters unerbittlich. Wenn man aus Mitleiden für einen Verbrecher die Strafe gerne lindern wolte, ſo muß man das Urtheil nicht nach Hof ſchicken. Der König ſagt: Ein jeder weis was verboten iſt; und wo man das Böſe nicht ſtrafet, da iſt keine Orduung, und keine Sicherheit im Lande zu hoffen. Die Acciſe, welche ſonſt eines der vernünftigſten Mitteln iſt, die öffentlichen Gefälle von dem Volk einzuziehen, wird in Berlin mit allzugroſſer Schärfe eingetrieben und gemißbraucht. Sowohl Fremde als Einheimiſche müſſen darunter leiden. Der Lauf der Handlung wird dadurch überaus gehemmet: die Einfuhr nöthiger Lebensmittel verhindert; der gemeine Mann zum Haß und zur Verbitterung gegen die Regierung verhetzet; Ja die Acciseinnehmer, die auf den Aemtern und an den Thoren ſitzen; ſind gleichſam die kleine Tyrannen, beydes ihrer Mitbürger als der Fremden. Leute die ſchon zu der Apoſtel Zeiten keinen guten Ruf hatten und als Zöllner und Sünderknechte angemerket wurden. Sie meynen dadurch ſich als eifrige Bedienten des Königs zu erweiſen, wann ſie den Ankommenden und Reiſenden über alle Kleinigkeiten und Plackereyen Verdruß zu machen wiſſen.

Als ich das erſtemal nach Berlin kam und im Poſthauß abſtieg, erfuhr ich die Boßheit dieſer Leute. Man durchwühlte mit ungemeiner Frechheit

heit mein kleines Gepäcke. Der Beſeher warf alle meine Kleider, Wäſche und Briefſchafften vor vielen Leuten, die da zugegen waren, auf die Erde. Ich hatte alle Gedult vonnöthen, mich an dieſem nichtswürdigen Menſchen nicht zu vergreiffen. Doch konnt ich mich nicht entbrechen, ihm ſein unbeſcheidenes Verfahren zu verweiſen; allein, er wurde dadurch nur deſto wütender. Mein Diener, der ein loſer Vogel, ſonſt aber ein ehrlicher Schneider ſeines Handwercks war, brachte darauf auch ſein Felleiſen herbey; er hatte darinnen eine gute Menge Nähenadeln geſteckt, welche die Spitzen in die Höhe kehrten. Der wilde Viſitirer ſtieß mit gleicher Wuth die Hände hinein; allein, wie fluchte, wie hüpfte derſelbe im Poſthauß herum, als ihm ein halb dutzend von dieſen Schneiderſpieſſen in die Finger giengen und darinnen ſtecken blieben.

Dieſe Art von Accíſe ſcheinet mir derjenigen Leutſeligkeit und Gaſtfreyheit, welche jederzeit unter allen geſitteten Völckern für etwas Heiliges gehalten wurde, zu wiederſtreben.

Was den damaligen preußiſchen geheimen Rath betrift, ſo beruhete ſolcher hauptſächlich auf den beyden Staatsminiſtern, Herrn von Jlgen und Herrn von Prinzen. Beyde waren von einem ſehr unterſchiedenen Caracter, und gleichwohl in einerley Endzweck und Abſichten vereiniget. Einer ſolchen Vereinigung ſind nur allein die gröſten Geiſter fähig, welche, in-

dem ſie nicht bloß allein ſich bey ſich ſelbſt aufhalten, das Gute lieben und ehren, wo ſie es finden. Dieſe beyde groſſe Männer theilten die wichtigſten Geſchäfte allein unter ſich und arbeiteten einander gleichſam in die Hand. Ilgen war ſcharfſinnig, gelehrt, erfahren und von Jugend auf zur Arbeit gewohnt; allein für gar aufrichtig hielt man ihn nicht: er machte viel Complimenten mit freundlichen Minen, den Leuten zu dienen; es war ihm aber nicht allezeit ſo ums Herz. Er war der Meynung, daß es eine Haupteigenſchafft eines Hofmanns ſey, ſich zu verſtellen. So ſehr er auch in dieſer Kunſt erfahren war, ſo konnten doch diejenigen, welche Kenner der Welt und der menſchlichen Gemüther ſind, etwas dergleichen aus ſeinen Manieren urtheilen. Seine Bildung hatte etwas Zweydeutiges: und man merckte, daß er zuweilen mehr ſagte, als empfand. Der Herr von Prinz ſah im Gegentheil aus ganz andern Augen. Er hatte ein offenes, freyes Weſen: Freundlichkeit, Güte und Großmuth begleiteten alle ſeine Handlungen. Man fand ſich vornehm und vergnügt in ſeiner Geſellſchafft, weil er ſich herunter ließ, und uns mit ihm in eine Gleichheit ſetzte, wobey man ihn um deſto gröſſer fand. Sein Obermarſchallamt machte ihm wenig zu ſchaffen. Als Staats-Miniſter aber arbeitete er für ſechſe. Er hatte dabey die Kirchen und Schulenſachen mit zu beſorgen, als ob er ohnedem nicht genug zu thun gehabt hätte. Es hieß Regis ad Exemplum: denn

denn es war damahls kein König und kein Fürſt in der Welt, der ſich ſelber mehr der Geſchäfte annahm, als der König von Preuſſen. Er konnte dem ungeachtet, den Herrn von Prinzen nicht allerdings wohl leiden. Er hatte ihm ſogar etlichemahl den Dienſt aufgekündiget; denn der König iſt zuweilen ein wenig heftig und nicht allezeit ſo geſtellt, daß man ihm etwas wiederſprechen kann. Der Herr von Prinz im Gegentheil muſte öffters frey mit der Sprache heraus gehen, weil es die Umſtände der Sache erforderten. Er ließ ſich den ihm ertheilten Abſchied gefallen; allein ſobald kam Jlgen nicht wieder zum König und ſolte etwas ausfertigen, ſo hieß es Seine Majeſtät könnten Prinzen nicht wohl entbehren; folglich muſte er bleiben.

Der Hof machte ſich zuweilen eine Kurzweil mit dem armen Gundling, wie ich ſolches anderwärts angeführet habe. Einsmahls wurde er zum Herrn von Kraut, wo ich mich nicht irre, zu Gaſt gebeten. Man ſetzte ihn in einen Tragſeſſel, in welchem Sitz und Boden dergeſtalt zubereitet waren, daß ſie unterwegs brachen, und alſo Gundling ein Stück Wegs getragen, und doch zu Fuß in dieſem engen Gehäuß mit fortwandern muſte. Bey einem andern Gaſtmahl trank der König ſeine Geſundheit, und nannte ihn, Jhro Excellenz. Herr von Jlgen, der an dieſen Titel gewohnt war, und nicht beobachtet hatte, daß der König mit dem Gundling ſcherzte, ſtund auf und wolte ſehen, wer ihm die

Geſundheit zubrachte. Allein der König erklärte ſich alſobald, indem er ſagte: Ich meyne da die närriſche Excellenz. Alſo giebt es allerhand Excellenzien an den groſſen Höfen.

Das Blut in Berlin iſt geſund und ſchön, und übertrifft noch das Sächſiſche an friſchem und lebhaften Weſen. Es iſt nicht ſo üppig und wollüſtig, aber ſonſt verführiſch und liebreitzend genug. Die Ordnung, die Zucht und die Ehrbarkeit des Hofs lencket die Sitten des ganzen Volcks nach ſeinem Exempel. Die Lebensart in Berlin hat mir beſſer gefallen, als an einem Ort in der Welt. Die franzöſiſchen Maniren haben ſich daſelbſt mit den teutſchen auf das glücklichſte vereinbaret, und machen zuſammen ein ſolches vernünftiges Temperament, daß man bey Hof weder die ausſchweiffende Lebhaftigkeit der Franzoſen, noch das ſteiffe und gezwungene Weſen der Teutſchen bemerket, welche meynen, es lieſe ſchön und vornehm, wann ſie ſich hochmüthig und ſchwülſtig geberdeten.

Man kann alſo mit Recht den preußiſchen Hof die Schule der Höflichkeit nennen: Es herrſchet an demſelben eine ſolche durchgängige Leutſeligkeit und ein ſolches angenehmes natürliches Weſen, daß man öfters nicht wüſte, daß ein Unterſcheid der Stände ſey, wann einem nicht zuweilen ein Ordensband, oder ein prächtiges Gebäude in die Augen fiel und dieſen

ſen Unterſcheid bemerkte; dann im Umgang ſind die Marggrafen, die Prinzen, die Generale, die Staatsminiſter und ſowohl der hohe als niedere Adel überhaupt leutſelig und höflich. Man ſieht hier keine groſſe Staatsperucken mit ſteiffen Köpfen und ſpreuſtigen Minen. Man macht keine Complimenten, die nichts heiſſen. Man hält nichts auf ein thörigtes Gepräng und groſſe Ceremonien, welche heut zu Tag faſt die halbe Welt zu Comödianten machen. Man kommt zuſammen, man iſſet, man trinket, man ſpielet und gehet wieder von einander, ohne das man ſich ängſtigen darf, wie man das Ceremoniel beobachten und was man für eine Rede halten ſoll. Die wahre Höflichkeit iſt leicht, angenehm, und natürlich.

Man redet hier bey Hof meiſtens franzöſiſch und dieſes ſo gut als in Frankreich. Dem ungeachtet ſo glaub ich nicht viel zu ſagen, wann ich behaupte, daß auch die teutſche Sprache hier ihren reinſten Geſchmack bekommen habe. Die Briefe und die Schrifften, welche in dieſem Jahrhundert von hier aus ſind geſchrieben worden, geben davon unverwerfliche Zeugniſſe.

Was im übrigen die Luſtbarkeiten bey Hof betrifft, ſo kommen dieſelben mit denjenigen des wieneriſchen und dresdniſchen Hofs in keinen Vergleich. Ja ich muß faſt ſagen, man findet hier gar keine, wenn man ſolche nicht in ei-

nem artigen Geſpräch, kleinen Spiel, in einer guten Tafel, in angenehmen Geſellſchafften und Spatziergängen, in Concerten, in Künſten und Wiſſenſchafften und dergleichen Dingen zu ſuchen, gewohnet iſt.

Schauſpiele ſiehet man in Berlin gar nicht; Es ſey dann man verſtehe darunter die ſchöne Mannſchafft, die täglich auf die Parade ziehet und welche für einen Liebhaber der Soldaten alles übertrifft, was man ſchönes in der Welt ſehen kann. Nur dieſes einzige gefiel mir nicht dabey, daß die armen Leute, wann ſie Morgens früh vor dem Hauſe ihrer Hauptleute ſich verſammleten, zuweilen ein allzuunverdauliches Frühſtück bekamen; indem ihre Befehlshaber über die geringſten Kleinigkeiten ſie mit einer derben Tracht Prügel heimſuchten. Ich wurde insgemein dadurch aufgeweckt und zugleich, indem ich aufſtund, durch dieſe kriegeriſche Zuchtſchule zum Mitleiden bewogen. Wann ich nachgehends mit einigen von meinen guten Freunden, die ſelbſt dergleichen Zuchtmeiſter abgaben, darüber ſprach und ſie mich fragten, wie ich dann meynte, daß man ſo viele rohe Leute zum Gehorſam bringen und in Ordnung halten ſolte; ſo muſte ich ihnen in ſo weit meine Unwiſſenheit bekennen; doch aber erklärte ich mich dahin, daß wo man lauter feine und gezogene Leute die auf Ehre ſehen, zu Soldaten machen würde, ſo dürfte man ſie durch nichts, als Beſchimpfung und Gefängnis ſtra-

ſtrafen, wie ſolches unter den Franzoſen üblich wäre, indem dieſe durchaus keine Stockſchläge vertragen könnten.

Der Hof zu Dreßden,
Im Jahr 1718.

Magna etenim magni eſt excandeſcentia Regis.
Homer. Illiad.

Ich beſchreibe hier den prächtigſten und galanteſten Hof von der Welt; Man muß mir das letzte Wort im Teutſchen gelten laſſen, dann es iſt in Sachſen ſehr üblich, und ich finde auch ſonſt keines in allen mir bekannten Sprachen, welches dasjenige beſſer ausdrücken ſolte, was ich hier ſagen will: es bedeutet ſolches ſo viel, als ein lebhaftes artiges Weſen, das gefällt, das rühret, das ſich der Sinnen bemächtiget und den Witz gebrauchet, um deſto empfindlicher wollüſtig zu ſeyn.

Das ſächſiſche Blut iſt das ſchönſte in Teutſchland: es iſt feurig, zährtlich und überaus verbuhlt. Die Wolluſt macht die Einwohner in dieſem Land ſinnreich, angenehm, höflich und ſchmeichleriſch; aber zugleich auch wanckelmüthig, weichlich, plauderhaft und ſchwelgeriſch. Weil ſie von Natur mit einer glücklichen Erfindungskraft begabet ſind, ſo findet man unter ihnen die meiſten Poeten und Romanenſchreiber: ſie ſind die

erſten die ſich erkühnet haben teutſche Schauſpiele nach dem Geſchmack der Franzoſen zu verfertigen (*).

Sie ſind überhaupt zu allen Künſten und Wiſſenſchafften vor andern Teutſchen aufgelegt; und was dabey am merckwürdigſten iſt, ſo ſind ſie eben ſo glücklich in tiefſinnigen und ernſthaften, als in luſtigen und ſcherzhaften Sachen. Unſere zwey gröſte Weltweiſen Leibnitz und Wolff haben ſich in dieſem Land hervorgethan. Drey gelehrte Thomaſii, Jacobus und deſſen berühmte Söhne, Chriſtian und Gottfried, ſind Leipziger geweſen: und wenn wir die Schrifften und die Nachrichten von den gelehrten Leuten leſen, durch welche die vier ſächſiſche hohe Schulen Leipzig, Wittenberg, Jena und Halle ſo berühmt worden ſind, ſo können wir ſie faſt allein allen andern, welche ſich in den übrigen Theilen von ganz Teutſchland bekannt gemacht haben, entgegen ſetzen.

Putz, Ueppigkeit und Schwelgerey macht die Sachſen zu Soldaten; Im übrigen ſind ſie zu dieſem Handwerck nicht ſonderlich aufgelegt, weil ſie zu wollüſtig und zu gemächlich ſind. Jener Churfürſt von Bayern ſpottete deswegen

(*) Wenn man die Gottſchediſche Sammlung und Luſtſpiele des Herrn Gellerts lieſet, ſo muß man ihre glücklich Nachahmung bewundern.

gen der geputzten ſächſiſchen Männergen nicht ohne Grund; er trieb ſie mit ſeinen rauhen und wildbärtigen Küraßirern bald zu Paaren. Auguſt richtete mit ſeinem prächtigen Heer in Pohlen eben ſo wenig gegen die Schweden aus; aber bey Hof, bey den Damen und in dem Umgang überhaupt, giebt es keine artigere Leute als die Sachſen.

Das Frauenzimmer, und darunter vorzüglich das Meißniſche, hat etwas überaus holdſeliges und liebreitzendes; Hier findet man die beſten Sprachmeiſterinnen der Teutſchen; der liebliche Klang ihrer Stimme macht auch ſelbſt unſre ſonſt rauhe Thöne zärtlich und angenehm. Das ſächſiſche Frauenzimmer übertrifft noch die Engeländerinnen an Wuchs und Schönheit. Es hat die Freyheit der Franzöſinnen, und das Feuer der Italienerinnen; in dem ſchmeichelhaften und zärtlichen Weſen aber geht es allen vor. Es hat dem Anſehen nach etwas ſehr ſittſames und unſchuldiges; es ſchläget aber die Augen insgemein nur deswegen nieder, um mit einem geſchärfften Blick deſto mehr Unheil anzurichten.

So ſehen die Menſchen aus, welche zu unſerer Zeit den Glanz des dresdniſchen Hofs ausmachen. Nie hat man eine ſolche zuſammenhangende Pracht und eine ſolche ſtets fortſtreichende Galanterie geſehen.

Der König ſcheinet recht darzu gebohren zu

 ſeyn,

ſeyn, den Menſchen Luſt und Freude zu machen. Alle ſeine Luſtbarkeiten ſind auf eine Art angeſtellt, daß ſein Volck nicht darunter leidet, und ſeine Schätze nicht erſchöpffet werden. Er befördert dadurch die Künſte, die Wiſſenſchaften, die Handlung und den Umlauf des Gelds, wovon alle Handthierung und Nahrung ihren erſten Trieb bekommt.

Viele meynen, Auguſt hätte das Geheimnis Gold zu machen. Es iſt glaublich, daß, wo dieſe Wiſſenſchaft der Verwandelung der Metalle möglich wäre, dieſer König ſolche beſitzen müſte. Alle chymiſche Philoſophen haben ihre Künſte hier probiret, und die Ausgaben des Königs beziehen ſich gleichſam auf unerſchöpfliche Einkünfte. Ich bin aber der Meynung, daß dieſe Diſtillirer nichts dazu beytragen; wohl aber die ſtattliche Handlung, die reichen Bergwerke, der geſegnete Ackerbau und eine Menge Volck, das ſich durch Fleiß und Arbeit nähret: Quellen die nicht zu erſchöpffen ſind, wenn das Geld fein im Land herum lauft, und mehr hinein gebracht, als hinaus geſchleppet wird. Sachſen hat es unter allen teutſchen Ländern darinnen am weiteſten gebracht.

Unter den hohen Staatsbedienten, welche zu verſchiedenen Zeiten, als ich mich in Dresden befand, am königl. pohlniſchen und dem churſächſiſchen Hof das meiſte zu bedeuten hatten, waren vornehmlich der Feldmarſchall, Graf von Flemming, der Graf von Vitzdum, der

Graf von Wackerbart, der Graf von Frieſen, der Graf von Manteuffel und der Obermarſchall von Löwenthal.

Der Feldmarſchall iſt ſo viel als Statthalter: und regieret als erſter Staatsminiſter den Hof, die Armee und den ganzen Staat. Er iſt ein Mann von ungemeiner Fähigkeit, und eines nicht zu ermüdenden Fleiſſes (*).

Vitzdum iſt des Königs Vertrauter, Liebling und Mitgenoß in allen ſeinen Luſtbarkeiten: Er iſt der erſte Hofmann, artig, belebt, anſehnlich und immer aufgeräumt: er hat die munterſten Einfälle von der Welt und weiß zu kurzweilen, ohne jemals in das Lächerliche zu verfallen. Kurz er iſt für den Hof gebohren (**).

Der General Wackerbart hat ſich empor gebracht, man weiß nicht wie? Er ſieht wohl aus und hat verſchiedene gute Eigenſchafften; allein ſein Glück und ſein Ruhm haben ihn ſelbſt übertroffen.

Graf Frieſe iſt der ehrlichſte Mann am Hof: Muth, Witz und Klugheit haben gleichen Antheil an ſeiner Erhöhung, als ſeine Geburt und ſein Anſehen unter dem ſächſiſchen Adel.

Der

(*) Siehe deſſen und des Königs Abbildung in dem vorhergehenden zweyten Abſchnitt.

(**) Er ſtarb im Jahr 1726. in einem Zweykampf von der Hand des herumirrenden Ritters St. Gil, eines natürlichen Sohnes des Königs von Sardinien.

Der Graf von Manteufel hat die Beſorgung der ausländiſchen Geſchäffte; er iſt zugleich ein Weltweiſer und beſitzt eine groſſe Fähigkeit.

Der Obermarſchall von Löwenthal hat meiſtens ſeine Role geſpielt; er iſt ziemlich bey Jahren; doch verſiehet er noch öfters mit vieler Ehre ſeine Stelle bey Hof. Deſſen Söhne haben auf verſchiedene Art in der Welt von ſich reden gemacht (*).

Wann

(*) Man würde nicht fertig, wenn man alle Merkwürdigkeiten dieſes galanten Hofes beſchreiben wolte. Das von dem Herrn von Pöllnitz herausgegebene galante Sachſen iſt mit nichten als ein bloſſer Roman zu betrachten; es finden ſich in Anſehung dieſes Hofs darinnen ſehr viele Wahrheiten. Der Verfaſſer hatte davon eine genaue Kenntnis. Er hat auch im Jahr 1734. einen Etat abregé de la cour de Saxe heraus gegeben, worinnen die Caracteren des Hofs kurz entworffen ſind; allein, weil er das Werk dem König zuſchriebe, ſo kann man leicht denken, daß er nicht anders als höflich ſich dabey aufgeführet und keine mißfällige Wahrheiten werde geſagt haben. Ich habe ein anderes Portrait de la cour de Pologne aber nur im MCt. ſolches iſt im Gegentheil mit allzugroſſer Freyheit, obwohl ſehr gründlich geſchrieben. Die vornehmſten Miniſtres des alten Hofs, dann es iſt um 30. Jahr älter, ſind meiſtens darinnen heßlich abgemahlt. Der Verfaſſer ſoll ein ſächſiſcher Edelmann, Namens Wolframsdorf geweſen, und darüber auf den Königſtein in ewige Gefangenſchafft gekommen ſeyn.

Non

Wann die Vergleichung gilt, daß die Welt ein Schauplatz ſey, ſo iſt es richtig, daß alle diejenigen, die darauf öffentlich ſpielen, und die wichtigſten Veränderungen verurſachen, als die vornehmſten Comödianten zu betrachten ſind, welche mit dem betrübten Cardinal Mazarin bey dem letzten Auftritt ihres Lebens ſagen können: Tirez le rideau, mon role eſt joué.

Nun zieht den Vorhang zu, die Rolen
ſind geſpielt.

Die Stadt Dreßden ſcheinet gleichſam nur ein bloſes Luſtgebäude zu ſeyn, worinn ſich alle Erfindungen der Baukünſte angenehm miteinander vermiſchen, und doch beſonders betrachten laſſen. Ein Fremder hat faſt ein paar Mo-

---

Non licet ſcribere contra eos qui poſſunt proſcribere. Dergleichen Schriften haben keinen Nutzen, weil ſie mit zu vieler Galle geſchrieben ſind, und etwas Feindſeliges entdecken. Mit Glimpf und Beſcheidenheit laſſen ſich dergleichen Sachen viel beſſer erinnern; will man aber ja auf die menſchlichen Laſter und Thorheiten loßziehen, ſo laſſe man die Perſonen weg, und begnüge ſich damit, die Thorheit lächerlich und die Laſter abſcheulich zu machen. In des Herrn von Beſſers, und Herrn von Königs Schriften findet man viele beſondere Nachrichten vom dresdniſchen Hof. Es wäre zu wünſchen, daß ein Voltaire ſich darüber machen, und das überaus merckwürdige Leben des Auguſts wie Carl des XII. ſeines heraus geben möchte.

Monathe damit zuzubringen, wann er alles, was dieſer Ort ſchönes und prächtiges hat in Augenſchein nehmen will; und doch ſiehet er nichts als mit einem flüchtigen Auge.

Es iſt keine Kunſt in der Welt zu finden, davon man hier nicht ausnehmende Meiſterſtücke ſiehet. Alles was in dem Reich der Natur ſich verwundernswürdiges und ſeltenes geäuſſert, verſchlieſſen hier die Raritäten und Naturalienkammern. Alles was man prächtiges und koſtbares an Geſchirren, Pferdsdecken, Schlitten, Waffenzierrathen und dergleichen Geräthſchafften ſehen kann, welche bey Aufzügen, Ritterſpielen und Luſtfeſten gebrauchet werden, wird in einer ſo erſtaunlichen Menge auf dem ſogenannten groſſen Stall in einer langen Gallerie verwahret.

Von dem in der ganzen Welt berühmten Zeughauß nichts zu gedencken: Es iſt bekannt, daß die anſehnlichſten in Europa nur mit demſelben pflegen verglichen zu werden.

Gehet man weiter und betrachtet, ehe man noch ſeinen Fuß nach Hof wendet, den in Alt-Dreßden von dem Feldmarſchall, Grafen von Flemming erbauten, nunmehr aber dem König zugeeigneten holländiſchen Pallaſt, ſo findet man darinnen, nebſt tauſend andern Seltenheiten, einen ſo reichen Vorrath des ſchönſten und feinſten Porcellans, welches in der

neuen

neuen königlichen Fabrick zu Meiſſen verfertiget wird, daß man ſolches nicht genug bewundern kann. Dieſes Porcellan übertrifft beydes in der Schönheit und Koſtbarkeit das Indianiſche. Ja es iſt eines derjenigen Sachen, welche unſere Zeiten auch in Anſehung der Künſte und Wiſſenſchaften beſonders merckwürdig machen. Man kann dieſe Art das Porcellan zu verfertigen, eine wahre Alchymie nennen, indem ſolche unſägliche Geldſummen ins Land bringet.

Das ſogenannte türckiſche Hauß, welches die Frau Gräfin von Dänhof bewohnet, zeiget nebſt vielen andern Trefflichkeiten den Pracht des ganzen türckiſchen Hofs: alles iſt darinnen ſo ſchön und lebhafft abgeſchildert, daß man ſich von demſelben und dem ſogenannten Seraglio eine natürliche Vorſtellung machen kann.

Ich übergehe die Menge der Palläſte, welche allenthalben durch ihre ſonderbare und reiche Bauart die Aufmerckſamkeit eines Fremden rühren. Ich eile nach Hof. Hier ſehe ich den herrlichen Aufputz der königlichen Zimmer: Ich betrachte die reitzende Anordnung des ſchönen und prächtigen, welches darinnen allenthalben entzückend ins Auge ſpielet. Ich ſehe hier die Künſte, welche ſich gleichſam daraus eine Ehre machen, den König als ihren gröſten Schutzgott zu umgeben. Die Menge der Vorwürffe verwirren das Aug, und man ſiehet eigentlich nichts, indem man alles zu ſehen begierig iſt.

Wird nun einem Fremden auch erlaubt den königlichen Schmuck im grünen Gewölbe und den dabey befindlichen Schatz an Perlen, Jubelen und Edelgeſteinen in Augenſchein zu nehmen, ſo wird er mit mir geſtehen müſſen, daß ein einziges Gewölb in Sachſen noch Reichthümer für ein ganzes Königreich verſchloſſen halte. Es finden ſich darinnen ganze Garnituren von Brillanten, Ametiſten, Rubinen, Saphiren und dergleichen Edelgeſteinen zu Kleidern für den König, welche alleſamt von einer unſchätzlichen Schönheit ſind.

Man kann nicht leicht etwas ſchöners und prächtigers ſehen, als den neuen Zwinger und Schloßgarten. Dieſes Gebäude würde etwas vollkommenes ſeyn, wenn es nach dem Plan des Königs ſolte ausgeführet und demſelben der neue Schloßbau mit beygefüget werden, wie ich davon die Riſſe bey dem Oberlandbaumeiſter Pöpelman geſehen habe.

Was die Schauſpiele betrifft, ſo wird billig darunter die Opera am meiſten bewundert. Alle Künſte und Wiſſenſchafften ſcheinen ſich hier zur bloſen Luſt zu vereinigen; die auſſerordentliche Beſoldungen, welche der König den Spielenden reichen läſſet, haben aus Italien, als der hohen Schule der Muſic, die beſten und vortreflichſten Meiſter dieſer Kunſt nach Dresden gelocket. Wenn Senoſino und Berealle ſinge; Lotti aber die Thonweiſe ſe-

ger, ſo höret man alles was die Muſic ſchönes und zärtliches hat. Das gantze Orcheſter iſt dabey mit den beſten Inſtrumentaliſten erfüllt. Die Schaubühne iſt zwar an und für ſich ſelbſt viel kleiner als in Wien; allein die Beſetzung und Auszierung deſſelben iſt unvergleichlich. Die zweyerley Banden von Comödienſpielern ſind die ausgeſuchteſten ihrer Art: die eine beſtehet aus Italiänern, die andere aus Franzoſen. Die Teutſchen haben es in dieſer Kunſt noch nicht ſo weit gebracht, daß ſie verdienten an einem Hof, wo der feinſte Geſchmack herrſchet, ihre Schauſpiele aufzuführen. Die Tänzer und Tänzerinnen, welche hierbey bald in Reihen, bald einzeln, bald paar weiß ihre ſeltne Geſchicklichkeit zeigen, ſind aus eben dem Land, wo die Leichtigkeit der Füſſe und des Geblüts die Menſchen am meiſten hüpfen und ſpringen macht. Die berühmte du Parc hat ihres gleichen nicht in der Behendigkeit und in den geſchickten Wendungen; allein man ziehet ihr nun eine ſchlechte Tänzerin, nemlich die Element vor, weil dieſe noch alle ihre Jugendkräfte beyſammen zeiget, welche jene verſchwendet hat. Es iſt bekannt, daß die du Parc vormahls mit unter die königliche Buhlereyen gehöret, die allzeit, wann ſie zu Ende ſind, etwas verächtliches hinterlaſſen.

Bey Hof werden immer einige Luſtbarkeiten angeſtellet: ſie beſtehen entweder in allerhand artigen Schauſpielen, oder auch nach Zeit und Gelegenheit, in verſchiedenen Aufzügen, Ritterſpie-

ſpielen, Kampfjagen, Thierhetzen, Schnep=
perſchieſſen, Wirthſchafften, Schäferſpielen,
Tänzen, Muſicken und dergleichen.

Den 12ten May gab die Gräſin Dänhof dem König, auf deſſen Geburtstag, ein Feſt in ihrem Garten. Alle darzu eingeladene junge Damen erſchienen als Schäfferinnen, in weiſſen mit Blumen ausgeſchmückten Kleidern, um dem König bey der Tafel aufzuwarten. Sie hatten Kränze auf den Häuptern und Stäbe in den Händen. Eine jede erhielt einen nach ihrem Loos ihr zugefallenen Cavallier; dieſen Looszettel hatte jede aüf der Bruſt angehefftet. Der Anfang wurde durch ein franzöſiſches Luſtſpiel gemacht. Darauf begab ſich die ganze Geſellſchaft in ein von Laubwerck erbauetes groſſes Sommerhauß. Der ganze Garten war beleuchtet, und hatte in den beyden Ecken zwey Cabinette. In jenem ſpeißte der König mit den vornehmſten Herren und Damen, und in den andern die übrige Gäſte. Die Muſic ließ ſich oben über dem Luſtgebäude des Königs hören: doch ſo, daß man die Spielude nicht ſehen konnte. In der Vertiefung zeigte ſich ein mit Lichtern erhelltes Grottenwerk, mit Waſſerfällen und brennenden Sinnbildern. Alles gefiel mir bey dieſem herrlichen Feſt. Nur zuletzt ſahe ich, daß die Menſchen ihrer Luſt nicht ehender Schrancken ſetzen können, als bis die Unluſt darzu kommt. Man tranck ſtarck wo der König war. Die Damen, die Geſanden und dijenige Herren, welche auf dieſem Kampfplatz

platz keine Helden waren, hatten ſich davon gemacht. Einige polniſche Magnaten, denen hier die Teutſchen wacker zugeſetzet hatten, fanden ſich übermannet; ſie wolten nicht weichen, und jene als Sieger hinterlaſſen: allein die Wache ſchützte vor, daß ſie Befehl hätten, niemand den Ausgang zuverſtatten. Einige darunter ſahen ſo blas aus wie der Tod; ihre Köpfe wackelten auf ihren Schultern, und ihre Füſſe thaten ungewiſſe Tritte. Es hieß: Sta pes, ſta mi pes; ſie taumelten dem ungeachtet voller Ehrerbietung vor den König herum. Ein polniſcher Herr erweckte bey mir ein Mitleiden; das Waſſer tropfete ihm durch die Unterkleider herunter; er that nicht anders, als ob er den Geiſt aufgeben wolte. Ein anderer Polack wurde wild. Er ſchwür bey dem teutſchen Teufel, daß wo man ihn nicht würde hinauslaſſen, ſo würde er der Natur in des Königs Gegenwart ihren Lauf laſſen müſſen. Als man ſeinen Ernſt ſah, ließ man ihn gehen. Iſt es möglich, daß man die Luſt in der Welt ſo weit treiben kann?

Ein anderes Luſtfeſt gab den 13. Julii der Feldmarſchall Graf von Flemming. Er lies ſechs Regimenter, ungefehr eine Stunde vor Dresden, ins Feld rücken. Die ganze königliche Leibwache zu Pferd befand ſich mit dabey. Auf den Höhen waren Canonen gepflanzet und alles regte ſich, um den Hof das Schauſpiel von einem förmlichen Treffen zu geben. Hier ließ der König überaus ſchön. Die Horden tra-

trafen auf einander mit einem gleichen Feuer. Ihre Schwenckungen, ihre Angriffe, ihre Abzüge; kurz, alle ihre Bewegungen zeigten etwas fürchterlich luſtiges, weil niemand dabey zu Schaden kam. Der König mit der Gräfin Dänhof und der lithauiſchen Feldherrin Potzky, welche als Amazonen gekleidet waren, nebſt den meiſten groſſen Herren, zeigten ſich zu Pferd. Die übrige Damen fuhren in Kutſchen mit 6. Pferden beſpannet. Der ganze Aufzug war ſchön und prächtig. Nach geendtigtem Treffen ſetzte ſich der König unter ein groſſes Gezelt mit den vornehmſten Herren und Damen zur Tafel. Noch zwey groſſe Tiſche waren in zwey andern Gezelten für die Cavalliers und Fremde aufgedecket: während der Mahlzeit lieſſen ſich die Canonen, Trompeten und Paucken mit einer abwechſelnden Muſic beſtändig hören.

Das luſtigſte Schauſpiel begunte nach geendigter Tafel. Die Tiſche wurden nicht aufgehoben, ſondern alles Eßwerck, was darauf ſtund, den hungerigen Soldaten preis gegeben. Weil es aber an Brod gebrach, ſo befahl der Feldmarſchall 1000. harte Gulden, um dieſen Mangel zu erſetzen, in ſo viel kleine Stücke Brod zu ſtecken. Es wurde darauf zum Sturm geblaſen. Die in Schlachtordnung geſtellte Soldaten rannten muthig auf die mit Speiſen angefüllten Tiſche loß; die forderſten aber wurden von den hinterſten zu Boden gedrückt, ſogar daß auch das eine Tiſchblatt mitten entzwey

brach und alſo wohl über 100. Mann auf einem Hauffen unetereinander wühlten.

Hierauf wurde alles aus dem Weg geſchaffet, in dem königlichen Gezelt aber ein Teppich ausgebreitet und bis Abends um 7. Uhr getanzet. Der Feldmarſchall tranck dabey ſeinen Gäſten wacker zu und wurde ſelbſt trunken. Der König ſchien auch nicht mehr ganz nüchtern: doch begieng er nicht die geringſte ſeiner Majeſtät unanſtändige Ausſchweiffung, ſondern geberdete ſich in allem als ein König. Ich beobachtete hier mitleidigſt die Marter eines gewiſſen Cammerherrn, welcher die Aufwartung bey demſelben hatte. Dieſer ſtund eine lange Zeit mit einem Glaß Waſſer hinter dem König und war dabey ſo wanckelmüthig auf ſeinen Füſſen, daß man ihn mit einem Finger hätte übern Hauffen ſtoſſen können. Man hatte eine muthwillige Freude ihn in dieſer Stellung zu ſehen. Der Feldmarſchall aber war für Freuden auſſer ſich. Er fiel dem König, als er ſich wegbegeben wolte, ganz vertraulich um den Halß: Bruder! ſprach er: Ich ſage dir alle Freundſchaft auf, wann du weg geheſt. Die Gräfin von Dänhof, die den König nie verließ, ſuchte ihn zwar von ſolchen Unanſtändigkeiten zu rück zu halten. Allein Flemming war viel zu vergnügt, als daß er ſich dieſesmahl mit dem Wohlſtand hätte viel zu ſchaffen machen ſollen. Er wolte die Gräfin liebreich in ſeine Arme ſchlieſſen. Du kleines H** ſprach er, ſchweige du nur ſtill, du biſt doch ein

gutes H** ! Dergleichen artige Complimenten war die Gräfin von dem Feldmarſchall, wann er getruncken hatte, ſchon gewohnt; ſie beantwortete ſolche mit Lachen und bemühete ſich nur ihn von dem König abzuhalten.

Der König ſetzte ſich darauf zu Pferd, ſchlug aber hinten über, und würde einen üblen Fall gethan haben, wann nicht einer von ſeinen ſtarcken Läuffern gleich bey der Hand geweſen wäre und ihm unter die Armen gegriffen hätte. Alles lieff darüber zuſammen. Man bat den König, daß er ſich in eine Kutſche ſetzen möchte. Der Stallmeiſter Rakenitz war etwas heftig in ſeinen Vorſtellungen; der König ſtieß ihn deswegen im Zorn von ſich. Die Gräfin Dänhof ließ darauf ihre Beredſankeit wircken. Der König aber antwortete ihr ſehr höflich; Laiſſez moi, Madame, je connois mon cheval: Ne Vous en mettez pas en peine: Laſſet mich nur, Madame, ich kenne mein Pferd, ſeyd deswegen unbeſorgt. Er rante damit in einem Galopp nach Dresden: ihm folgten die Cavalliergarde und andere Herren des Hofes nach. Die Gräfin Dänhof wolte ihren Heldenmuth auch bey dieſer Gelegenheit zeigen und den König nicht verlaſſen; ſie hätte aber bald das Unglück gehabt vom Pferd zu ſtürtzen, wo nicht ein Cavallier, der ſie begleitet, den Fall noch mit Geſchicklichkeit unterbrochen hätte. Man bat ſie deswegen ſich in die Kutſche zu ſetzen. Sie bedachte ſich auch nicht lang, ſondern ſtieg vom Pferd und fuhr ſicherer mit ſechſen

ſen, als ſie auf einem ritt; wiewohl ſie ſonſt eine gute Reuterin war.

Nachdem ſich auf ſolche Weiſe der Hof entfernet hatte, begunte der Felldmarſchall immer noch luſtiger zu werden. Er grif in Ermangelung der Damen, nach den anweſenden Griſetten und ſprang mit ihnen herrlich und in Freuden herum. Endlich brach die Nacht darüber ein und machte dieſer ſehr natürlichen Kurtzweil ein Ende.

So ſehen öfters die groſſen Leute in der Nähe aus. Wann es geziemend und erlaubet wäre, ihre perſönliche Geſchichte mit einer freyen Feder zu beſchreiben, was würde der politiſche Aberglauben nicht darunter leiden müſſen, der uns in ihnen Götter zu verehren vorſtellet? Ich befragte einen von meinen guten Freunden, der des Hofs kundig war, ob die bezeigte Unehrerbietung des Feldmarſchalls gegen den König ihm ſo hingehen würde. Ha! ſprach er im Lachen, das ſind wir ſo gewohnt. Flemming hat wohl noch andere Sachen angefangen; allein wenn der Rauſch verſchlaffen iſt und er wieder nach Hof kommt, ſo heißt es: Ich höre Flemming iſt geſtern ein wenig närriſch geweſen; Ihro Majeſtät werden es ihm doch nicht ungnädig nehmen. Der König lacht darüber, und dann iſt alles wieder gut. In der That iſt Flemming ein groſſer Mann, der den König ſehr getreu iſt, und dem alſo eine kleine Ausſchweiffung im Trunck mit nichten übel zu

nehmen iſt; zumahl da der König ſelbſt dazu Gelegenheit giebt und auf ſolche Weiſe ſeinen Miniſtern öfters in den Grund ihres Herzens ſehen kann.

Das dritte Feſt, welches ich bey meinem Aufenthalt in Dresden mit angeſehen, gab der Köuig den 14. Aug. auf dem Jagdſchloß Moritzburg, vier Stunden von Dresden, wobey ſich ungemein viele Fremde von weit entlegenen Orten einfanden. Abends gegen 5. Uhr verfügte ſich der König auf eine bey dem groſſen Teich zierlich aufgeworffene Luſtſchantze, worauf verſchiedene Säle und Cabinetter, die mit Gallerien zuſammen hingen, aufgeſchlagen und mit Laubwerck umwunden waren Man muß ſchon einen Begriff von dergleichen Schauſpielen haben, um ſich ſolche vorzuſtellen.

Es kamen darauf ungefehr zwey hundert verkleidete Männer aufgezogen, welche in vier Hauffen zertheilet waren und die verſchiedene Völkerſchaften der vier Theile der Welt vorſtelleten. Ein jeder Hauffen, der mit einer beſondern Muſic aufgeführet wurde, war ſo gekleidet und ausgemuſtert wie die Völker, welche er vorſtellte: ſie brachten ein jeder die Früchte und Gewächſe, aus denſelbigen Ländern und legten ſie zu des Königs Füſſen. Es fanden ſich darunter die köſtlichſten Erfriſchungen von allerhand Obſt, Früchten und Getränken. Sie führten auch allerhand Seltenheiten von fremden Schätzen und Erdge-

gewächſen mit ſich; wie auch verſchiedene ausländiſche Thiere, als Löwen, Tiger, Bären, Affen, Meerkatzen, Papageyen und dergleichen.

Ein franzöſiſcher Sänger, der den Zug aufführte, bewillkommte darauf die ganze königliche Geſellſchaft, mit einem in ſeiner Landsſprache verfertigten Liede und fügte zu des Königs Lob hinzu, wie es kein Wunder ſey daß unter einem ſo gütigen Monarchen auch ſelbſt die wildeſten Thiere ihre Natur veränderten und ſich, als zahme Geſchöpfe, ihm zu Füſſen legten.

Nach dieſer abgeſungenen Anrede ſah man unter Trompeten und Pauckenſchall zwey leichte Kähne vom Ufer ſtoſſen: auf dem einen befanden ſich zwölf holländiſche Bootsleute, unter Anführung des Graf Moritzens von Sachſen. Auf dem andern waren nur zwey italiäniſche Gondolirer. Die Holländer thaten mit ihren Rudern alles was ſie konnten, allein die beyde Italiäner ſchoſſen als ein Pfeil über den See und erhielten den Preiß.

Der König, die Herzogin von Weiſſenfels, die Fürſtin von Teſchen nebſt denen Gräfinnen Königsmark, Dänhof, Potzky und mehr andre Perſonen vom erſten Rang, begaben ſich darauf in eine mit hell blauen Atlas mit ſilbernen Galonen und Quaſten reich ausſtaffirte Gondole. Zwölf Gondolirer, die auf gleiche Art gekleidet waren, ſaſſen an den Rudern. Darauf folgte der groſſe Bucentaurus, welchen

die vier Völkerſchaften mit ihren Drommeln, Pfeiffen, Trompeten und andern ſeltſamen Muſicken, ausfülleten. Hinter dieſem fuhren noch über dreißich andere auf italiäniſche Art verfertigti Schiffe, alleſamt unter Trompeten und Pauckenſchall, mit untermengten Muſicken. Man ſchoß dabey die auf dem Waſſer in groſſer Menge ſchwimmende Endten, welche alle mit rothen auf den Kamm gepichten Federn gezeichnet waren. Nach dieſer Endtenjagd verfügte ſich der Hof wiederum nach beweldter Luſtſchanze. Man ſetzte ſich daſelbſt zur Tafel. In der Mitte war ein achteckigter Saal, wo der König ſpeißte: die übrigen Säle und Cabinette waren für die Cavaliers und für die Fremden. Alles war mit Lichtern beleuchtet und mit Feſtonen, verguldeten Schnitzwerk Auffſchrifften und Sinnbildern glänzend ausgezieret.

Nach aufgehobener Tafel zeigte ſich der ganze Teich rings umher mit angezündeten Holzſtöſſen erhellet, wobey zu gleich eines der ſchönſten und prächtigſten Feuerwerke ſich ſehen ließ, welches ſowohl auf dem Waſſer als auf dem Land die rarſten Feuerkünſte und Brennwerke in allerhand bewundernswürdigen Spielungen zeigte, und die dunkle Luft mit unzehlbaren Schwermern, Racketen und Feuerſternen erhellete.

Ein jeder ſuchte darauf ein Nachtlager. Auſſer dem Schloß aber und einigen Scheueren waren daherum keine Gebäude. Man hatte deswegen

längſt

längſt dem Teich ein Paar Reihen Baracken und Garküchen aufgeſchlagen. Allein dieſe hatten für eine ſo groſſe Menge Volks nicht Raum genug. Die meiſten Menſchen welche nicht auf die benachbarten Dörfer gehen wolten, muſten alſo in Zelten, in Kutſchen, unter den Bäumen und Gebüſchen ſchlaffen, deren manche ſich des andern Tags, bey dem Aufwachen, ihrer Schuhe, Hüte, Perrucken und Degen beraubet ſahen.

Der darauf folgende Tag war zu einer groſſen Jagd, ungefehr eine kleine Stunde hinter Moritzburug beſtimmet. In der Mitte des Jagdplatzes, der mit Tüchern wohl umſtellet war, ſah man einen groſſen Schirm mit grünem Tuch behangen, wohin ſich ſowohl der Hof als die meiſten anweſende Fremden verfügten. Es wurden auf vier verſchiedenen Gängen jedes mahl hundert Stück groſſes Wild, welches man aus den benachbarten Wäldern zuſammen getrieben hatte, aufgejaget. Dieſe alle muſten durch einen kleinen Teich ſchwimmen und alſo, den Menſchen zur Kurtzweil, ihr Leben preis geben. Die Jagdmuſic wurde dabey beſtändig mit Trompeten und Paucken abgewechſelt. Es wurde aus gedachtem Schirm tapfer in das Heerdenweiß vorbey ſtreichende Wild gefeuret. Einige Damen hatten hier die Unbarmhertzigkeit manch armes Thier zu lähmen.

Dreyhundet Hirſche und Rehe wurden auf dieſe Art geſchoſſen; denen übrigen aber, auf Befehl des Königs, die Freyheit über das Garn

an-

angewieſen, welches man zu dem Ende nieder-fallen ließ.

Die gröſte Jagdkurzweil begunte darauf mit den wilden Schweinen, deren über hundert geſchlagen wurden. Der König ließ hierbey ſeine Weltbekannte Fertigkeit ſowohl mit dem Fang-eiſen als dem Hirſchfänger recht bewunderswürdig ſehen. Niemand, ausgenommen der Graf Moritz von Sachſen, konnte ihm ſolches nachmachen. Da aber gleichwohl auch andre ſich deſſen unterfiengen, ſo bekamen die Zuſchauer etwas zu lachen, wann dieſe ungeſchickte Helden von den anlauffenden Schweinen übern Hauffen gepurzelt, oder ſonſt mit ihrem Fang-eiſen herumgetrieben wurden. Abends darauf ſpeißte der König in einem groſſen Saal auf dem Schloß. Die Tafel war faſt ſo lang als das Zimmer. Es waren auf derſelben ein ordentlicher Garten mit Blumenbetten, Oranienbäumen und einem ſpringenden Waſſer ſehr kunſtreich angeleget. Die Speiſen waren ringsherum ſehr artig in einander geſchoben, und formirten zwiſchen allerhand Guß- und Laubwerck gewiſſe Züge und Buchſtaben. Kaum hatte man dieſes ſo ſinnreich angeordnete Bancket mit Bewunderung angeſehen, ſo öffnete ſich unten an dieſer groſſen Tafel eine Schaubühne, auf welchem ein Singſpiel unter einer wohlgeſetzten Muſick aufgeführt wurde.

Den darauf folgenden Tag wurde ein ſogenanntes par force Jagen um den groſſen Teich

herum

herum gehalten. Es waren darzu die drey ſchönſte und gröſte Hirſche gewidmet. Der König zeigte ſich mit allen Herren des Hofs zu Pferd. Dieſe erſchienen mit ihren Jägerhörnern in Gold mit Silber reich verbrehmten und mit hellblauer Seide ausgeſchlagenen Kleidern. Von den Damen hatte ſich, auſſer der Gräfin von Dänhof und der lithauiſchen Feldherrin, keine zu dieſer gefährlichen Cavalcade mit geſellet. Dieſe beyde muntere Damen aber waren beſtändig, als zwey Schutzengeln um den König und verfolgten mit nicht weniger Behendigkeit das flüchtige Wild, als der geſchickteſte Cavallier.

Der erſte Hirſch, nachdem einmahl um den groſſen Teich war herum getrieben worden, ſuchte ſich endlich, da er auf dem Land keine Sicherheit mehr fand, durch dieſes Waſſer zu retten. Ihm folgten eine Menge anſchlagender Jagdhunde. Eienge Cavalliers und Damen ſetzten ſich darauf in ein Schiff und ſchoſſen ihn todt.

Der andere Hirſch bahnte ſich den Weg zu ſeiner Freyheit, indem er eine Oeffnung in den Tücher fand. Der dritte fiel, ermattet durch ſo viele Menſchen und Thiere, die ſeinen Tod ſuchten. Abends wurde auf eben gemeldter Luſtſchanz zu Nacht geſpeiſet und endlich dieſes prächtige Feſt mit einem Nachtſchieſſen, wobey alles wiederum ſehr zierlich beleuchtet war und jedesmahl, ſo oft einer in das Schwarze ſchoß, eine Reckete aufſtieg, glücklich beſchloſſen.

Ich

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Gattungen der Luſtbarkeiten beſchreiben wolte, von denen ich zu verſchiedenen mahlen, als ich mich in Dresden aufgehalten, einen Zuſchauer abgegeben habe. Ich will nur des Carnevals gedenken, welches im Jahr 1723. gehalten wurde. Alle Abende waren die ſogenannte Redutten, oder öffentliche Tänze, wo alle Masken in einem beſonders dazu erbauten Saal zugelaſſen wurden; doch kam niemand in den abgeſonderten Platz, wo der Hof war, ohne die Maske bey dem Eintritt abzunehmen und wenn er nicht bekannt war, ſeinen Namen bey dem Hauptmann von der königlichen Leibwache anzugeben, welcher ſolchen aufſchrieb. Es wurden hier meiſtens polniſche Tänze getanzet. Auch war auf der Seite ein Spieltiſch, wo Banck gehalten wurde.

Auf dem Amphitheater, welches ſehr gros war, machte ſich das gemeine Volk mit Hüpfen, Springen und allerhand poßirlichen Maskeraden eine ſchwermende Freude. Es entſtund hier öfters ein ſolches Geſchrey und ein ſo wilder Lermen; daß man mitten im Tanzen aufhörte, um zu ſehen was vorgieng. Die Masken des Hofs im Gegentheil hatten nichts beſonders. Man ſah faſt nichts als Domino und Noble venitien.

Oben um dieſen mit unzehlichen Lichtern erhellten Saal gieng eine ordentliche Gallerie, wo die Zuſchauer, ſo nicht maskiret waren, ſich

hinbegaben. Eine prächtige Balluſtrade mit zierlichen Schnitzwerken und Verguldungen zeigte ſich in der Mitte mit dem Chor der Muſicke. Unten, wo der Pöbel war, fand man allerhand Naſchwerk, Geträncke und Speiſen in beſondern kleinen Krambuden. Hinter demſelben waren einige Zimmer, in welchen ſtark geſpielet wurde.

So ſah es in Dresden aus, wenn man daſelbſt Carneval hielt. Was bey dieſer halb närriſchen Kurzweil mir am ſeltſamſten vorkam, war dieſes, daß man ſich Abends einander vermaskirt in den Häuſſern und ohne ſich an den meiſten Orten zu erkennen zugeben, beſuchte. Ich wurde etlichemal in Geſellſchafft von einigen Herren und Damen mit zu dieſer Luſtbarkeit gezogen. Nichts iſt mir je abentheurlicher vorgekommen: Kutſcher, Diener und alles ſtack in Masken. Wir aſen und tranken wo wir hinkamen und die Leute am Tiſche ſaſſen; bey den wenigſten gaben wir uns zu erkennen, und wenn man ja bat, daß ſich eines von uns entlarven möchte, ſo kam dieſes an mich; ich nahm die Maske ab, indem ich mich aber auf ſolche Weiſe entdeckte, verbarg ich deſto mehr meine Geſellſchaft, weil man mich nicht kannte.

Wir kamen unter andern in ein vornehmes Haus, wo ein ſchönes Kind mich für ihren Liebhaber anſah: ſie ſprach mit mir italiäniſch und ſagte mir bey dieſer Gelegenheit ſo auſſerordentliche Dinge, daß ich mich des Lachens nicht mehr enthalten konnte: ſie bekam darüber

einen Argwohn und wolte mir die Maske mit Gewalt vom Geſicht reiſſen. Ich ſchrie, Masken Freyheit: ſie aber wolte ſolche nicht gelten laſſen, ſondern verfolgte mich, indem ich mich rettete und die Treppen hinunter ſpang.

Wir beſuchten bey dieſem Herumſchwermen auch einen gewiſſen geheimen Rath, der mitten unter ſeinen Papieren ſaß und uns zum Willkomm, da wir ins Zimmer traten, zu allen Teufeln wünſchte, wer wir auch ſeyn möchten. Der ehrliche Mann hatte den Kopf voller Geſchäfte, man konnte es ihm recht anſehen. Unſere Damen waren dem ungeachtet ſo muthwillig und nöthigten den guten alten Mann mit den artigſten Careſſen von der Welt mit ihnen auf die Redutten zu fahren. Fahrt hin in die Hölle, ihr böſe Engeln, ſprach er endlich voll Ungedult, und laßt mich hier in Ruhe. Er ließ darauf ſeine Lackeyen kommen und that als ob er ſie zerreiſſen wolte, daß ſie uns in ſein Zimmer gelaſſen hatten; dieſe entſchuldigten ſich damit, daß die Haußthüre offen geſtanden und wir hinauf geſchlichen wären. Dergleichen Hiſtorien wurden um dieſe Zeit die Menge geſpielet. Das merckwürdigſte dabey iſt dieſes, daß man ſich nicht erinnert, daß jemahls bey allen dieſen übermachten Luſtbarkeiten des Hofs ein nahmhaftes Unglück oder ſonſt eine grobe Unordnung ſich ereignet hätte, da es doch gleichſam unmöglich ſcheinet die Gefahr bey einer ſo groſſen Menge Volks und bey ſo vielerley

Schau-

Sauſpielen zu entfernen. Die vorſichtige Anſtalten des Königs waren in dieſen Dingen beſonders zu bewundern. Niemand durfte ſich gewaffnet in einer Maske antreffen laſſen, und die feinen Künſtler und Taſchenſpieler, welche bey dieſer Kurtzweil Uhren, Tabacksdoſen und Schnupftücher ihren Beſitzern zu entwenden die Geſchicklichkeit hatten, muſten den andern Tag, wenn man ſie ertappte, als Spitzbuben von Verdienſt, in ihren Maskeratenkleidern den Eſel zieren.

Dieſes Carneval wurde beſchloſſen mit einem prächtigen Caruſſel- und Ringelrennen; wie auch mit einem Jahrmarkt auf dem groſſen Platz, wo rings herum Krambuden und in den 4. Ecken Schaubühnen aufgeſchlagen waren. In den ofnen Kaufmannsläden und Krambuden ſah man Abends durchgehends in der Stadt Lichter und Masken. Den Beſchluß davon machte eine Wirthſchaft bey Hof in dem groſſen Redutenſaal, wo gleichfals alles maskirt erſcheinen muſte, doch ſo, daß diejenigen, die mit zu der Königlichen Wirthſchaft eingeladen waren, keine Larven vor dem Geſicht hatten. Die Königin ſelbſt wohnte damahls dieſer Kurtzweil mit bey, ſie zeigte ſich aber nur in ihrer gewöhnlichen Tracht. Mehr Jubelen wird man nicht leicht beyſammen ſehen.

Kurtz, Dresden ſchien zu meiner Zeit ein rechtes bezaubertes Land, welches ſo gar die Träume der alten Poeten noch übertraf. Man

konnte hier nicht wohl ernſthaft ſeyn; man würde mit in die Luſtbarkeiten und Schauſpiele hineingezogen, nicht anders als ob man darinnen einige Rolen mit zu ſpielen hätte. Solte man ſagen, daß bey einem ſolchen ſtets fortſtreichenden Gewühl der Menſchen, da es nicht anders ſchien, als ob dieſelben bloß deswegen lebten, um ſich luſtig zu machen, doch die Geſchäfte ihren ununterbrochenen Fortgang gehabt hätten? Dieſe fanden in der That dadurch nicht die geringſte Hindernis. Wenn ein Theil der Nacht mit allerhand Luſtbarkeiten war zugebracht worden, ſo ſahe man den andern Morgen jedermann wieder auf ſeinem Poſten: den Kaufmann in ſeinem Gewölbe, den Soldaten auf ſeiner Parade, die Schreiber auf ihren Canzeleyen, die Räthe in ihren Collegien und die Rechtsgelehrten in ihren Gerichtsſtuben. Nur gewiſſe Schönen wanden ihre Glieder bis gegen Mittag noch in den weichen Federn herum, und überlegten mit einem ſchlummernden Nachdenken die Begebenheiten des vorigen Abends, indem ſie zugleich Anſchläge machten, ihre Leidenſchaften zu vergnügen: Leidenſchaften, die ihren Verdruß und ihren Praſt vermehrten, weil ſie entweder auf das Spiel, oder auf die Buhlerey, gerichtet waren.

Hier trift es alſo wohl recht ein, was ſchon oben iſt erinnert worden.

-- Vita hæc eſt fabula quædam
Scena autem mundus verſatilis hiſtrio & actor
Quilibet eſt hominum. Mortales prope cuncti
Sunt perſonati.

Palingenius.

Kein Ort in der Welt ſieht einem ſolchen Schauplatz ähnlicher als Dersden. Hier giebt es immer Maskeraden, Heldengeſchichte, Abendtheuer, Wirthſchaften, Jagden, Schützen und Schäferſpiele, Kriegs- und Friedensaufzüge, Ceremonien, Grimaſſen, ſchöne Raritäten; kurz, alles ſpielet: Man ſiehet zu, man ſpielet mit, man wird ſelbſt geſpielt. Ludendo ludimur.

IV.

Das kayſerliche Cammergericht. Im Jahr 1716.

Cum ſævit & cum parcit ex æquo mala
Remedia quoties invenit nobis periculi pejora.

Sen. in Mend.

Als ich ſehr jung von Univerſitäten zurück kam und nicht wuſte, ob ich mein Glück bey den Waffen, oder bey der Feder ſuchen ſolte; fand man für rathſam mich nach Wetzlar zu ſchicken, um daſelbſt den Cammerſchlender zu lernen und einen ſechzichjährigen

Proceß von einer alten Großmutter zu beſorgen. Allein man hätte es wohl nicht übler treffen können, um mir eine Luſt zur Juriſterey beyzubringen.

Ich muß es aufrichrig bekennen: der kayſerliche Cammerſitz gefiel mir gar nicht: die Fremden machen denſelbeben noch ein wenig lebendig, ſonſt würde es traurig da ausſehen. Man kommt dahin um den letzeen Spruch der Gerechtigkeit in den ſchwerſten und verwickelſten Steitſachen zu bekommen. Viele aber ſterben ehe ſie noch den Ausgang ihres Rechtshandels erleben: er fällt auf ihre Nachkommen als eine traurige Erbſchaft. Je länger der Streit währet, je mehr häuffen ſich die Acten, je mehr verwickeln ſich die Fragen und deſto unauflößlicher wird der Knoten. Die Beſitzungen der Habſeligkeiten, die Rechte, die Güter, alles verwirret ſich mit den überhäuften Schriften und mit der Ausbreitung der Geſchlechter. Endlich verliehret man die Quellen gar, und man hat Mühe die unrechtmäßige Beſitzer und die rechtmäßige Kläger ausfindig zu machen. Wie manches Hauß und Gut, wann es Feuer und Brand und Krieg und alle Elementen verſchonet, ſinket zu Grund, ohne daß man weiß, wem der Schutt und die umgeſtürtzte Mauren zugehören. Es heißt, das Gut liegt im Proceß, das iſt, im Verderben. Iſt dieſes das erhabene Recht, welches ich mit ſo groſſer Mühe auf den hohen Schulen habe erlernen müſſen? Nein, hier iſt ein ganz neuer Galimathias. Die Praxis Cameralis, ſagte

man

man mir, iſt ein ganz anders Ding, als das prächtige Lehrgebäude des heiligen Juſtinians. Wer hier einen Rechtsgelehrten, Richter oder Sachwalter abgeben will, der muß wieder ein ganz anderes Latein lernen. Dieſes Ding wolte mir durchaus nicht in Kopf. Ich dachte, ich hätte meine Rechte noch ſo ſchön ſtudirt. Was bilden ſich junge Leute nicht ein, wann ſie von Univerſitäten kommen? Und nun war alles ſo viel als nichts. Man wolle mir es demnach zu gut halten, daß ich ein kleiner juriſtiſcher Ketzer wurde.

Soll die Rechtsgelahrtheit, dachte ich bey mir ſelbſt, in zehen bis zwanzig Jahren nicht ausfindig machen können, welche unter zwey ſtreitenden Partheyen Recht oder Unrecht habe? Soll ſie einem nicht ſo viel Weisheit einflöſen, in zweifelhaften und verwirrten Fällen die Sachen nach einer gründlichen Unterſuchung durch einen vernünftigen Vergleich zu ſchlichten? O ſo muß ſie in der That, man verzeihe den kühnen Schluß, eine elende Wiſſenſchaft ſeyn. Die Gerechtigkeit gründet ſich nach meiner einfältigen Meynung auf eine natürliche Blligkeit, und auf ſolche Geſetze, welche die menſchliche Geſellſchaft für gut befunden hat, zur Erhaltung der Ordnuug und des Friedens unter ſich einzuführen.

- - Quæ regulis æqui & boni
Suffulta rudibus pariter & doctis patent.

Euripid. in Phœn.

Die Griechen und Römer, deren Klugheit wir auch in ihren Geſetzen noch ehren, wuſten nichts von ſo vielen Formalien und weitläuftigen Proceßordnungen, welche, wann wir die Wahrheit bekennen wollen, zu nichts anders dienen, als die Gerechtigkeit zu verwirren und den Hader in der menſchlichen Geſellſchaft mit einer mühſamen Kunſt zu verewigen. Ihre Art Gericht zu halten hatte weiter nichts umſchlungenes und unzugängliches, welches arme und nothleidende Kläger furchtſam machte, die Gerechtigkeit um Hülfe und Beyſtand anzuflehen; oder ſo viel Unkoſten verurſachte, daß mancher lieber ſeine gerechtſame Forderungen ſchwinden läſſet, als eine Klage anſtellet, wo die Unkoſten gewiß ſind und der Ausgang mißlich, ja öfters kaum zu hoffen iſt. Die Richter und die Sachwalten zu Athen und zu Rom waren keine ſolche Leute, die daraus ein eigenes Handwerk machten, Rechtsgelehrte zu ſeyn. Sie waren die angeſehenſte und vornehmſte Männer unter dem Volk, welche von ihren eignen Mitteln lebten und ſich daraus eine Ehre machten, die gemeine Wohlfahrt zu beſorgen, und wenn ſie Rathsämter verſehen, die Gerechtigkeit zu handhaben. Ein jeder vernünftiger Mann konnte bey ihnen einen Advocaten oder Sachwalter abgeben: er durfte deswegen kein kauderwelſches Latein oder barbariſche Kunſtwörter lernen, wie wir ſolches von den gothiſchen Rechtsgelehrten geerbet und auf unſre Zeiten mit einem reich vermehrten Gloſſario und Barnabas

Briſ=

Briſſonio gebracht haben. Man bediente ſich vielmehr zu denſelben Zeiten, wo der Witz und die Wiſſenſchaften in der Welt am höchſten geſtiegen waren, der deutlichſten und gewöhnlichſten Sprache bey den Gerichten. Man redete ſo ſchön als man konnte, um das Recht ſeiner Parthey zu verfechten und ſuchte in ſeinen Ausdrücken und Vorſtellungen ſo rührend und ſo verſtändig zu ſeyn, als man bey unſern Gerichten befliſſen iſt dunkel und unbegreifflich ſich vernehmen zu laſſen. Man leſe nur die Reden unſeres lieben und ſogar in allen niedern Schulen berühmten Cicero, welche er pro roſtris gehalten, ſo wird man eine ganz andre und weit edlere Art zu rechten finden, als diejenige, die bey unſern Gerichtshöfen üblich iſt.

Usquæ adeo mores varii mortalibus & mens.
Diſſimilis.

Welcher Unterſcheid in den Sitten und Gebräuchen! Wollen wir uns damit tröſten, daß wir in allen Wiſſenſchaften weit über die alten Grichen und Römer hinaus geſtiegen wären, ſo wird doch dieſer Troſt die arme klagende Partheyen an der Cammer und an unſern andern teutſchen Gerichten ſchlecht erquicken; wenn man gleich unſre ſo weit getriebene Rechtsgelehrſamkeit, wegen ihrer abſcheulichen Gröſſe und nicht mehr zu umfaſſenden Gränzen, noch ſo ſehr bewundern ſolte.

Glückſelige Zeiten! wo die Richter um einen Rechtsſpruch zu ertheilen, nicht nöthig hatten,

erſtlich ganze Ballen Acten durchleſen und mit dem ungeheuren Gemengſel unzehliger Replicken und Communiceturen, ſich die Köpfe zu zerbrechen. Geprieſene Einfalt! wo man nichts als ein geſchriebenes Geſetzbuch und die natürliche Billigkeit gebrauchte, dem bürgerlichen Hader zu wehren und die Gerechtigkeit zu handhaben.

Die abſcheuliche Menge der Geſetzbücher und der Gerichtsordnungen hemmen bey uns leider die Rechtshülfe, an ſtatt daß ſie ſolche befördern ſolten; ja ſie machen daß die Klagende gar darüber zu Boden ſincken und verderben ehe ſie das Ende ihres Klagewerks erleben können. Man macht es, wie die Ärzte bey dem Molliere, welche lieber einen Kranken ſterben laſſen, als daß ſie denſelben nicht ordentlich und nach der Methode curiren ſolten.

Die vielfältige an der käyſerlichen Cammer eingeſchlichene Mißbräuche haben, in abgewichenen Jahren, derſelben eine lange Commißion, von Seiten des Käyſers und des Reichs zugezogen. Ob und wie weit der Sachen bey Wiederöffnung der Cammer iſt gerathen worden, darüber mögen diejenigen urtheilen, welche noch eben ſowohl als vor dreißig Jahren auf den Ausgang ihres Rechtshandels vergebens warten, wann ſie nicht ſchon davon die Schwindſucht am Leibe und im Beutel bekommen haben.

Ich bedaure nebſt dieſen Unglückſeligen, auch die

die vielen retſchaffene Leute, die ſich als Richter und Sachwalter an dieſem höchſten Reichsgericht mit dieſen erbärmlichen Schlendrian ſchleppen müſſen; mitlerweile ſie alle dieſe difficiles nugas, eben ſowohl als andere ehrliche Leute einſehen und verabſcheuen. Alle unſere Höfe und vornehmſte Reichsſtände, ich glaube das ich es ohne Verwegenheit behaupten darf, mißbilligen eine ſolche Art zu procediren. Es iſt alſo um ſo viel mehr zu verwundern, daß dem ungeachtet in einer ſo wichtigen Sache keine andere Anſtallten vorgekehret werden. Allein, ſo lang die Mißbräuche in der Kirche und in den Gerichtshöfen etwas eintragen, ſo ſind ſie ſchwer abzuſchafen. Es iſt natürlich daß ein jeder darauf hält was ihm Nutzen ſchaft.

Zu meiner Zeit war kein Cammerrichter in Wetzlar. Der Freyherr von Ingelheim und der Graf von Solms Laubach waren Preſidenten: Zwey redliche Männer von einem gleich groſſen Ruhm. Der Aſſeſſor Ludolff war damals einer der wichtigſten Reverenten: er war ſehr gelehrt, man konnte es ihm recht anſehen. Seine Töchter hatten ebenfalls viel Geiſt und waren von einem artigen Umgang. Der Aſſeſſor F* * machte die Ehre der Cammer auf eine andere Art. Wer ihn beſuchte, kam insgemein betrunken wieder nach Hauß. Dieſes war ein ſolamen miſerum für manche unglückliche Sollicitanten.

Verſchiedene Damen, welche anderwärts ihre Verdienſte nicht mehr konnten gelten machen, wuſten mit ſolcher Geſchicklichkeit ſich in die Geſchäfte des Tribonians zu mengen, daß ſie den beſten Advocaten und Practicanten noch aufzurathen gaben. Man kann alſo in einem gewiſſen Sinn wohl ſagen, daß faſt die meiſten vornehmen Leute in Wetzlar ſich von Proceß nähren, und daß dieſe Wiſſenſchaft, welche mit ſo vieler Kunſt und Gelehrſamkeit getrieben wird, zugleich vielen Leuten nützlich iſt. Man muß ſich demnach nicht wundern, wenn man faſt in allen Zuſammenkünften, ſo viel von Acten, Receſſen, Mandaten, Publicationen, Reſtitutionen, Appellationen Transmißionen, und dergleichen, reden höret.

Die wohlhabende Partheyen beſuchen die Geſellſchafften und machen ſich mit luſtig; die Armen hingegen bringen ihre Zeit mit Schreiben, Seufzen und Weinen zu. Ich wohnete bey dem D. Müller, oberhalb der Cammer, ich ſahe alſo dieſe Leute alle Morgen ſehr demüthig und gebeugt mit einem Zettelgeu in der Hand am Eingang der Cammer ſtehen, und ſolche den hohen Verwaltern der Gerechtigkeit überreichen. Die wenigſten von dieſen Herren würdigten dieſe arme Sollicitanten einmal anzuſehen, ſondern riſſen ihnen die Zettel mehr ungedultig aus den Händen, als ſie ihnen ſolche abnahmen. Dieſes erregte bey mir ein Mitleiden und zugleich einen Abſcheu gegen eine Wiſſenſchafft, die ſo viele Unglückſeligen machte.

An-

* * * * * *
* * *

Anmerkung.

Daß unſre heutige Gerichtsordnungen eine ſehr groſſe Verbeſſerung, zur Abſtellung der Weitläuftigkeiten der Proceſſe, leiden, ſolches zeigen die vortreffliche Anſtalten die ſeit zweyen Jahren in den königlich Preußiſchen und Churbrandenburgiſchen Ländern, wie auch in dem Königreich Dännemarck, mit einem unglaublichen Fortgang, glücklich ſind eingeführet worden; und wie man vernimmt, ſo ſollen auch die Kayſerliche, Schwediſche, Churſächſiſche und Churbayriſche Höfe, preiswürdigſt damit beſchäfftiget ſeyn. Ich habe mir vor einigen Jahren die Freyheit genommen, meine unvorgreifliche Meynungen darüber in dem Entwurf einer Staatskunſt und in dem erſten Theil meiner freyen Gedanken kurz und offenherzig zu entdecken. Die Sache iſt aber von einer ſo groſſen Wichtigkeit, daß ſie eine ausführliche Abhandlung verdienet; worzu die unvergleichlichen Anſtalten, obgedachter hohen Höfe die beſte Anweiſung geben. Man leſe darüber die Erklärung des Entwurffs Sr. Königlichen Majeſtät von Preuſſen wegen Verbeſſerung der Proceßordnung durch den Herrn Formay. Berlin 1748.

VI. Re-

V.

Regensburg.

Im Jhar 1717.

Optavit Minos ſibi Legifer annos
Optavit Cereris longus ut eſſet amor.

Ovid. 3. Amor.

Hier iſt der Ort, wo noch das heilige römiſche Reich die Stralen ſeiner urſpünglichen Hoheit zeiget. Es iſt hier ein Tag der in hundert Jahren nicht zu Ende gehet: Es iſt eine Verſammlung der Abgeordneten aller zum Reich gehörigen Stände. Es iſt ein auſſerordentlicher und doch fortwährender Staatsrath. Mit einem Wort, es iſt der Reichstag.

Was auch Hypolitus a Lapide, Sev. de Monzambano, Lud. Petri Giovanni und andre mehr an unſrer teutſchen Reichsverfaſſung albernes und ungereimtes gefunden haben, ſo bleiben doch ihre Grundſatzungen ewig ſchön und gut. Die Verbindung vieler groſſen und kleinen Staaten zu einerley Endzweck, nehmlich zur Erhaltung der Eintracht, des Friedens und der Gerechtigkeit, unter einem mächtigen Oberhaupt und Schiedsrichter, verdienet den gröſten Beyfall.

Es

Es wäre zu wünſchen, daß nur beſſer auf unſere Reichsgrundgeſetze gehaltnn würde; allein die beſten Verfaſſungen in der Welt leiden durch die Veränderung der Zeiten und Menſchen allerhand Anſtöſſe. Hätte das Reich in ſeiner vortrefflichen und glückſeligen Geſtalt bleiben ſollen, ſo hätte auch ein ieder Stand ſo bleiben müſſen, wie er war. Es hätte keiner mehr Rechte, mehr Macht, mehr Anſehen, mehr Gewalt und mehr Länder gewinnen müſſen, als er zu der Zeit, da die goldene Bulle gemacht wurde, würklich beſaß und innen hatte; denn der Wachsthum eines Körpers verändert auch die Geſtalt; und was einen kleinen wohl kleidet, das kleidet darum nicht auch einen groſſen. Die allzuwichtige Erhöhung einiger mächtigen Reichsſtände macht die andern zu klein und zu ſchwach. Dieſe müſſen es zugeben, daß ſich jene über ſie vieles heraus nehmen. Geſetze, wie ihr wolt, wo die Macht iſt, da verlieren ſie ihre Kraft. Groſſe und mächtige Fürſten, die durch ſich ſelbſt beſtehen können, laſſen ſich nicht wohl mehr Ex decreto S. Imperii und durch Reichsabſchiede, behandeln. Der weſtphäliſche Friede hat die Ordnung und die Ruhe im römiſchen Reich herſtellen ſollen; allein er hat leider dieſelben noch mehr verwirret. Franckreich hat als Bürge einer ſo wichtigen Vereinigung den Eintritt an unſern teutſchen Höfen gewonnen. Es ſpielet in allen unſern Saatshandlungen und Veränderungen mit unter. Es iſt gleichſam die Oberappellation

von

von einem höchſten Schiedsrichter zum andern geworden. Wenn man alſo mit dem Ausſpruch des einen nicht zufrieden iſt, ſo bringt man ſeine Sachen an den andern. Nichts iſt alsdann höflicher und bereitwilliger hülfreiche Hand zu leiſten, als der franzöſiſche Hof. Können die Sachen durch keinen Vergleich geſchlichtet werden, ſo kommen die Friedensmacher mit Wehr und Waffen über den Rhein und ſchreiben uns Geſetze vor. Sehet hier die Früchte von unſern einheimiſchen Spaltungen und unpatriotiſchen Geſinnungen. Wer hier unſern zerrüteten Zuſtand im teutſchen Reich mit einem guten Rath helffen könnte, den wolte ich vor einen rechten Solon oder Lycurgen halten.

Die unglücklichen Religionshändel haben gleichfalls nicht wenig darzu mit beygetragen, Zwitracht, Uneinigkeit und Mißverſtändniſſe im Reich zu ſtifften. Könnte man die Controverſien abſchaffen und die zänckiſche Geiſtlichkeit in Schrancken halten, ſo würde es von dieſer Seiten auf einmahl ruhig ſeyn.

Es gehöret mit zu der allgemeinen Unvollkommenheit der gegenwärtigen Welt, daß keine Art einer Staatsverfaſſung noch hat können ausfindig gemacht werden, welche gegen alle und jede Zufälle und Veränderungen der Zeiten ſicher und unverbrüchlich wäre. Ein kluger Baumeiſter kann wohl einen Pallaſt aufführen, der in ſeinen Mauren aller Wuth der Elementen Trotz zu bieten ſcheinet, allein er kann nicht mit allem ſeinem Witz die Sitten der Einwohner

in Zukunft alſo einrichten, daß unter ihnen nicht Zanck und Streit entſtehen, und dadurch ſelbſt dasjenige Gebåude niedergeriſſen werden ſolte, welches ihnen zu einer bequemlichen Wohnung beſtimmet war.

Dem allen ungeachtet ſo zeigt doch der Reichstag zu Regenſpurg noch beſtändig die wahre Geſtalt des teutſchen Reichs. Alle Stånde, groſſe und kleine, haben hier ihre beſtåndige Geſandſchaften und Abgeordneten. In ihren gewöhnlichen Rathſitzen und Verſammlungen wird alles ordentlich und Reichsſatzungsmåßig vorgetragen und abgehandelt; allein mit der Ausfertigung geht es etwas langſam her ehe darůber das gewöhnliche Fiat votum ad Imperatorem ergehet.

Alle Sachen, wann ſie von dem churmaynziſchen Directorio zur Dictatur gekommen ſind, werden erſtlich an die Hőfe und Stånde berichtet um darůber ihr Gutachten und die nőthige Verhaltungsbefehle einzuziehen; da gehen wohl őfters ein paar Monate und mehr vorůber, ehe ſolche einlauffen. Inzwiſchen verändern ſich Stunden, Zeiten und Umſtånde. Es kommen Zwiſchenfålle, die nicht ſelten dem ganzen Geſchåfte ein andres Anſehen geben. Kommt es zu Ausbrůchen und Zwangsmitteln, ſo hången ſich die Hőfe, die ſich darunter beleidiget glauben, zum Nachtheil des Reichs an auswårtige Mächten.

Ueber=

Ueberhaupt werden die wichtigſten Sachen im Reich nicht ſowohl in Regenſpurg, als an den Höfen ſelbſt durch Geſandſchaften tractirt. Die für ihre Kirchen eifrende Geiſtlichkeit der im Reich geltenden dreyen Religionen geben durch ihre fortwährende Zänckereyen der hochanſehnlichen Reichsverſammlung noch am meiſten zu ſchaffen. Hierzu kommen die nothdürftigen Angelegenheiten der beyden Reichsveſtungen Philippsburg und Kehl, nebſt noch andern nicht viel bedeutenden Irrungen, unter denen kleinen Reichsſtänden, welche die armen Schreiber, die ſich mit copiren und geſchriebenen Zeitungsblättern nähern müſſen, noch im Brod unterhalten.

Man muß ſich auch nicht einbilden, daß alle und jede Reichsſtände ihre eigene Geſanden und Abgeordneten aus ihren Mitteln daſelbſt beſtändig unterhielten. Dieſes würde manchen kleinen Fürſten, Biſchoffen, Prelaten und Reichsſtädten etwas zukoſtbar fallen. Bey der heutigen Welt finden ſich viele ehrlige Leute, welche groſſen Herren Anfangs nur um die Ehre dienen. Endlich kommen ſie daduch in Bekantſchaft, bringen ſich allerhand Commißionen zuwegen, treiben einen ſtarken Briefwechſel, bis ſie auf ſolche Weiſe ſich bekannt machen und eine Stimme auf den Reichs-und Cräystägen nach der andern erwerben. Was nun ein Hof oder ein Reichsſtand nicht einbringet, das thun viele zuſammen. Einer giebt ihnen eine Beſtallung zur Küche, der andre zum

Kel-

Keller, der dritte verſiehet ſie mit Frucht, der vierdte ſchickt ein gutes Neujahr, der fünfte hält ihnen Kutſchen und Pferde, und der ſechſte zahlet etwas an Geld. Die übrige Nothdurft beſtreitet der Briefwechſel. So dienet mancher zehen, zwanzig und mehr Herren zugleich; ohne jedoch dem Evangelio dadurch zu wiederſprechen, da es heiſſet: Niemand kann zweyen Herren dienen; dann die wenigſten dieſer Art Geſanden kennen kaum ihre Herren, ſie ſind wie die Kaufleute, welche mit vielen Handelshäuſſern zugleich im Briefwechſel ſtehen, und nach Zeit und Umſtänden, gegen einen kleinen Vortheil, allerhand Commißionen übernehmen. Wer alſo bey den Reichs und Cräystägen ein paar dutzend Stimmen hat, der wird dadurch eine wichtige Perſon und kann alsdann in gewiſſen Vorfällen, der Sache einen groſſen Ausſchlag geben. Da geht es dann auch ſo leer nicht ab. Dieſes iſt inſonderheit ein guter Handel für den Regenſpurgiſchen Magiſtrat, deren vornehmſte Glieder die Stimmen der Reichsſtädte unter ſich theilen. Iſt gleich die Beſtallung ſchlecht, ja ziehen ſie gleich von einigen gar nichts, ſo verlohnt ſich doch der Titel von Geſanden, wie auch das damit verknüpfte Anſehen und der Brifwechſel noch der Mühe.

Was die Schreibart betrifft, womit die Reichshandlungen pflegen abgehandelt zu werden, ſo muß ich bekennen, daß ſolche an mir keinen gar groſſen Bewundrer findet: ſie iſt über die maſſen hochtrabend, prächtig und Wör-

terreich; ſie iſt deswegen eben ſo ſchwer nach-zuahmen, als zu verſtehen. Ich begreiffe nicht, warum die Menſchen in wichtigen Sachen ſich undeutlicher erklären, als in gemeinen Fällen. Die Kunſt wohl zu reden und zu ſchreiben beſtehet meinem Bedünken nach darinnen, daß man ſeine Meynung ſo ausdrückt, wie man will, daß ſie der andere verſtehen ſoll. Wenn der Kaufmann in ſeinen Briefen Coſti und der Gelehrte Raptim ſchreibet, ſo ſucht ein ehrlicher Mann vergebens dieſe Oerter auf der Landcarte. Unſer Stylus curiæ lautet nicht viel beſſer. Es iſt kein Wunder, wenn ein vernünftiger Teutſcher hier einen Dollmetſcher verlanget, der ihm die beſondere Redensarten und zuſammen unter einander gepackte Sätze erkläret und begreiflich macht.

Regensburg iſt eine alte groſſe Reichsſtadt. Die Menge der Fremden und Geſanden machen dieſelbe lebhaft und ihren Aufenthalt angenehm. Die Geſellſchaften ſind anſehnlich und zahlreich, und zum Theil auch prächtig. Es iſt hier an nichts Mangel, und was das beſte iſt, ſo ruiniret einen nicht leicht die Theurung. Man kan einen ganzen Pallaſt um hundert Thaler des Jahrs im Zins haben. Fleiſch, Fiſche, Wein, Brod und alle Gattungen von Früchten ſind wohlfeil und um guten Preis zu haben. Die Stadt iſt dabey überaus wohl gelegen und mit reichen Stifftern und Klöſtern angefüllet. Nach Masgebung der Gröſſe aber iſt ſie ſchlecht bewohnet.

Ich ſahe unter andern vielen Merkwüdigkeiten die groſſe Proceßion auf den Charfreytag: ſie wolte kein Ende nehmen. Mich befremdete insbeſondere die empfindliche Buſe der Flagellanten, welche dieſen geiſtlichen Aufzug erſchrecklich machten. Ich ſahe etliche dieſer vermumten Bußfertigen des Nachmittags in einem Kloſter, welche ſich den ſchon zerkerbten Rücken mit ihren Peitſchen dermaſſen zerfetzten, daß ſie theils ohnmächtig zur Erden niederſtürzten; theils aber die aufgeriſſene Wunden ſich mit einer brennenden Pechfackel verſängen lieſſen. Dieſe arme Leute, dachte ich bey mir ſelbſt, müſſen etwas rechts geſündiget haben. Ein paar vernünftige Catholicken aber, die mich begleiteten, legten dieſe Sache viel übler aus. Man muß alſo einer ganzen Kirche dasjenige nicht zur Laſt legen, was einige ihrer Glieder übertreiben.

Ich beſuchte darauf in allen Kirchen und Klöſtern das ſogenannte heilige Grab. Als ein liebhaber der Muſic fand ich hin und wieder mein Vergnügen. Einige Nonnen ſangen ſo ſchön, daß man ſich in ihre Stimmen verlieben muſte. Weiter konnte dieſe Neigung nicht gehen; dann ſie blieben hinter ihren Gegittern verborgen. Alle Standsperſonen, auch die älteſten und zärtlichſten Damen, giengen bey dieſer Andacht zu Fuß.

Den 26. April gab der Fürſt von Löwenſtein, als kayſerlicher Principalcommiſſarius ein groſ-

ſes Feſt in der Abtey zu St. Emeran, wo er wohnte. Solches geſchah zu Ehren des neugebohrnen kayſerlichen Prinzen. Im Hof ſprang rother und weiſer Wein. Die Geſellſchaft war zahlreich und man tanzte bis bald an den lichten Morgen. Die Stiftsfräulein thaten ſich in dieſer Kunſt vor andern hervor! Ich zweifle ſehr, ob die Abſichten der Stiffter ſich ſo weit auf die Künſte und Wiſſenſchaften werden erſtrecket haben.

VI.

Der franzöſiſche Hof nebſt dem Caracter der Franzoſen. Im Jahr 1719.

Plures fulgor convocat aulæ
Cupit hic regi proximus eſſe.
Urit miſerum gloria pectus.

Nichts ſchmeichelt dem Geiſt der Franzoſen mehr als die Ehre: Es heiſſet bey ihnen alles Ehre. In allen Reden und bey allen Gelegenheiten gebrauchen ſie dieſes Wort: ſie mengen ſolches in alle ihre Geſchäfte. Alle Herrlichkeiten und alle Vortheile dieſes Lebens beziehen ſich darauf, und man ſolte wirklich meynen, dieſes Ding ſey die Gottheit der Franzoſen. Sie erkennen, daß unter denjenigen Eigenſchaften, welche den Menſchen von

andern Geſchöpfen unterſcheiden, der Verſtand die vonehmſte ſey. Ihr Ehrgeitz macht ſie deswegen auf dieſen Vorzug ſo eiferſüchtig, daß ſie ſolchen durchaus vor allen andern Völkern ſich zueignen. Nichts vergnüget ihren Hochmuth mehr als dieſe Einbildung: In der That kann man ihnen diejenigen lebhafte und ſchnell rührende Art des Geiſtes, die wir Witz nennen, nicht abſprechen; ſie unterſcheiden ſich darinnen merklich von andern Völkern. Es äuſſert ſich derſelbe bey ihnen in einem muntern und aufgeräumten Weſen, in allerhand artigen und luſtigen Einfällen, in hurtigen Gegenantworten und ſinnreichen Erzehlungen; mit einem Wort, in der Kunſt der Beredſamkeit überhaupt. Die Franzoſen nennen dieſe Eigenſchaften des Verſtandes, bel Esprit. Wir Teutſche haben nach ihrer Meynung nicht das Glück damit begabet zu ſeyn. Wolte ihre Höflichkeit uns dargegen den Vortheil gründlich und ordentlich zu gedenken einräumen, ſo würde es villeicht für uns keine gar groſſe Demuth ſeyn, wenn wir auf ihren bel Esprit nicht neidiſch wären.

Der Ehrgeitz macht die Franzoſen nicht nur liſtig und ſchlau, ſondern auch beherzt und verwegen. Sie ſind voll groſſer Anſchläge, ſie unternehmen eine Sache leicht; allein, wann ſie einen tapfern Gegenſtand finden und das erſte Feuer vorüber iſt, ſo überlegen ſie die Gefahr und ſuchen ihre Sicherheit ſo gut ſie können. Hurtig aufgebracht, ſchnell im Angriff,

übermüthig im Glück, verzagt in Wiederwärtigkeit und knechtiſch in der Furcht.

Die Teutſchen verachten die Franzoſen und ſuchen ihnen doch in allem nachzuahmen. Sie tadeln ihre Sitten und muſtern doch die ihrigen nach denſelben; ſie reden ihre Sprache, leſen ihre Bücher und kleiden ſich nach ihren neueſten Moden. Sind die Franzoſen gröſſere Thoren, daß ſie den Teutſchen alles vorgauckeln, oder die Teutſchen, daß ſie ihnen alles nachmachen.

Wir finden unter den Franzoſen Leute, die ſo wohl artig ſchreiben, als gründlich urthilen; ſo leicht ihr Feuer neben ausflattert, ſo einen ſchönen Glanz giebt es auch von ſich, wann es an Ort und Stelle in derjenigen Stärke und Mäſſigung gebraucht wird, welche die Sachen erfordern; ſonſt gehet es ihnen wie denen unglücklicheu Chimiſten, welchen die Gläſer platzen, weil ſie das Feuer nicht zu handthiren wiſſen.

Wir haben den Franzoſen mehr als einer Völkerſchaft in der Welt die Aufnahme der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften zu danken. Sie haben uns aber leider auch die Kunſt einer deſpotiſchen Regierungsart gelehret. Doch ſie ſelbſten müſſen unter dieſer unglückſeligen Kunſt das meiſte leiden; ſie würden villeicht alle Völker in Europa an Glückſeligkeit übertreffen, wo ſie die Freyheit behalten hätten, ihren

na-

natürlichen Einſichten zu folgen, und die Wahrheit, wie ſie ſolche erkennen, zu lehren.

Man kann die Franzoſen überhaupt nicht wohl caracteriſiren. Die Völker in Languedoc, Provence und Dauphine, werden für aufrichtiger und edelmüthiger geachtet, als die nordiſchen Gallier. Die Brettannier werden für Lügner, die Normänner für Zänker, die Gaſconier für Groſſprecher, die Limoſiner für Abgeſchmackte, die Burgunder und Champagner für Schwelger und ſ. f. gehalten. Alleſamt haben ſie viele Einbildungen von ſich ſelbſt: ſie ſind dabey geſchäftig, aufgeräumt, wollüſtig, ſinnreich, leichtſinnig und unbeſtändig. Ihr Hochmuth hat deswegen nichts, das ſich ſelbſt ähnlich iſt; denn er verfällt ſehr offt in das Kleine und Lächerliche. Sie wollen durchaus gefallen und eben dieſes macht, daß ſie öffters misfallen. Sonſt ſind ſie vergnügte, luſtige, höfliche und geſellige Menſchen. Sie wiſſen nichts von einem groſſen Zwang; ſie ſind im Gegentheil nur zu frey. Sie tauffen ihre Kinder und begraben ihre Todten ohne viele Weitläuftigkeiten; und wann ſie Hochzeit machen, ſo weis öfters niemand nichts davon, als der Prieſter, der ſie zuſammen giebt, und ein paar Nachbarn, welche die Braut helffen luſtig machen. Sie leben nicht koſtbar, ihr gröſter Aufwand gehet auf Putz und Kleider. Nichts macht im übrigen bey ihnen das geſellige Leben ſchwer und unangenehm. Hierinn ſolten wir es ihnen nachmachen. Denn worzu dienen doch

alle die närriſchen Ceremonien, womit wir uns Teutſche plagen und unſere Haushaltungen beſchwerlich machen? Es iſt darin öfters kein Schatten eines geſunden Witzes. Man geberdet ſich anders, als man iſt; man redet anders, als man denkt, und man verſpricht Sachen, die man nie geſonnen iſt zu erfüllen. Dieſes iſt fürwahr nicht ſchön für Geſchöpfe, die GOtt zur Aufrichtigkeit und Wahrheit geſchaffen hat.

Man findet insgemein noch artigere Leute in den Provinzen, als in Paris ſelbſt. Die Urſache davon mag wohl dieſe ſeyn: der allzugroſſe Zuſammenfluß von Menſchen verurſacht eine unabwendliche Unordnung. Die Gelegenheit auszuſchweiffen und böſes zu thun findet ſich wo man hin ſiehet. Ein Menſch verführet den andern: böſe Exempeln, und die Reizungen zur Luſt mit der Leichtigkeit ſie zu vergnügen, machen die Laſter gleichſam allgemein. Es iſt unmöglich ſo viele herum irrende Ritter, ſo viele Spieler, ſo viele leichtfertige Dirnen, ſo viele müßige junge Leute, die Tag und Nacht herum ſchwärmen, in den Schranken der Zucht und Ehrbarkeit zu halten. Es iſt unmöglich ſo viele Aufſeher und Wächter zu beſtellen, als zur Verhinderung aller Unordnung vonnöthen wäre. So lang unſre groſſe Städte in der Welt mit ineinander geſchobnen Gebäuden vermehret werden und die Menſchen ſich gleichſam einander über den Köpfen ſitzen; und alſo keine ordentliche Abtheilung der Quar-

tiere

ſtere, wie ſolche in dem alten Rom waren, ſtatt finden kann; ſo lang kann auch kein rechtes Poliyeamt, kein Cenſor, kein Quartieraufſeher und dergleichen, die gemeine Sicherheit, die Ordnung und die gute Sitten aufrecht erhalten. Die viele Fremde, deren ſtets eine groſſe Anzahl in Paris gefunden wird, und welche meiſtens nur deswegen dahin kommen, um ſich luſtig zu machen, vermehren die Unordnungen noch mehr. Alles was im ganzen Königreich zur Wolluſt und zur Uppigkeit dienen kann, das ſucht ſein Glück in einer ſo groſſen Stadt zu machen, wo es Liebhaber von allerhand Gattungen giebt.

Man muß ſich demnach nicht wundern, daß Paris ſowohl der aufenthalt aller Laſter und Unordnungen als die Schule der Künſten und Wiſſenſchaften iſt; und daß folglich die Sitten und Lebensart der Pariſer nicht ſo unſchuldig und nicht ſo rein, wie in den Provinzen zu ſeyn pflegen. Alles iſt in Paris erhitzet und aufgebracht: die Lufft, die Weine, die Speiſen, die Schauſpiele, die Ergötzligkeiten, die Menge der Bilder und Vorwürfe, die einem ſtets vor den Augen ſchweben; alles dieſes reitzet die Sinnen und verurſacht ſtarcke Wallungen im Geblüt. Wann alſo die Teutſchen und nordiſchen Völker ein Labſal in hitzigen Geträncken ſuchen, ſo lauffen die Franzoſen nach den kühleuden Waſſern und Erfriſchuagen, die ſie wie die Italiäner, aus Maudeln, Citronen, Himbeern und allerhand dergleichen verzu-

ckerten Früchten, zum Verderben ihrer Mägen, vortrefflich zuzurichten wiſſen. Man findet deswegen wenig Pariſerinnen, die eine rechte geſunde Farbe haben. Die Lionerinnen ſehen weit friſcher und ſchöner aus; es ſey, weil die Lebensart daſelbſt unſchuldiger und ordentlicher iſt, als in Paris, oder daß dieſelbige Landesgegend beſſere Menſchengewächſe zeuget. Zu meiner Zeit bildeten ſich die Lionerinnen noch viel auf ihre natürliche Farbe ein. In Paris aber bediente man ſich ordentlich der Schminke und bedeckte auch damit die heßlichſten Geſichter. Es giebt ſogar auch gewiſſe Mannsleute, die man Petits Maitres nennet, welche den Frauensleuten dis Kunſtſtück nachmachen und wie die gemahlte Puppen ausſehen. Dieſe Art Menſchen ſind die lächerlichſten Geſchöpfe auf den ganzen Erdboden: ſie verdienen, daß man von ihnen eine kleine Abſchilderung macht.

Die Petits Maitres ſind eine Art von Mannsleuten, welche, in Ermangelung wahrer Verdienſte, ſich zwingen artig und witzig zu ſeyn: Sie reden wie die Helden auf der Schaubüne und zieren ſich wie die Weibsbilder. Wo ſie hinkommen, bewundern ſie ihr Ebenbild im Spiegel und ziehen ihre gekraußte Haare nach dem Geſicht; Sie haben ein ſolches Vergnügen an ihrer Artigkeit, daß ſiie immer hüpfen und ſprin gen, tanzen und ſingen; Sie gaucklen mit ihren Händen, und machen allerhand Grimaſſen, nachdem ſie eine Perſon vorſtellen wollen: ſie drohen mit ihren Minen die Herzen aller Schö-

nen zu feſſeln und trauen ihrer Vortrefflichkeit alles zu. Sie reden mit groſſer Lebhafftigkeit von allen Dingen, und wann ſie gleich gar nichts davon verſtehen, ſo haben ſie doch das Herz davon zu urtheilen. Wollen es andre Leute beſſer wiſſen als ſie, ſo lachen ſie dieſelbe gros- mühtig aus. Sie ſprechen meiſtentheils nur von ſich ſelbſt und von ihren Heldenthaten, oder Liebesgeſchichten; dann es heißt bey ihnen ex utroque Cæſar. Sie ſuchen dabey auf eine beſondere Art und glauben, daß ihnen alles wohl anſtünde. Sie erfinden neue Moden und ſetzen die Kunſt eines geſchickten Schneiders und Haarpuderers über alle Wiſſenſchaften. Sie begleiten alles was ſie thun mit einer beſondern Geberdung, welches ſie bon air nennen. Z. E. wann ſie Tabac nehmen, wann ſie ſich ſchneu- zen, wenn ſie eine Reverenz machen u. ſ. w. Mit einem Wort, ſie ſind Leute, die ſich auf ihre Einbildung etwas rechts zu gut thun. Es ſind Prinzen, Grafen, Generale und Geſandten, welche zu dem groſſen Orden der Petits Maitres gehören und die man beleidigen würde, wenn man ſie zu ſteif und zu ernſthaft urtheilen wolte, um galant und artig zu ſeyn. Man muß auch keineswegs den Franzoſen allein die Ehre dieſer Vorzüge gönnen. Nein, die Petits Maitres haben ihnen zwar ihren Urſprung zudancken; allein ſie haben ſich von Paris, als ihrer Pflanzſchule, aller Orten ausge- breitet. Man ſiehet dergleichen Leute bey uns Teutſchen in der Menge, die, ob gleich die

wenigſten davon ſelbſt in Franckreich geweſen ſind, doch den ächten pariſer Originalien nichts nachgeben.

Die Franzoſen bekümmern ſich überhaupt mehr um den Schein, als um die Sache ſelbſt. Wenn man ſie nur ehret, lobet und Werks aus ihnen macht, ſo gefällt ihnen ſolches mehr als alles. Was ſie nicht ſind, das erfüllen ſie mit ihrer fruchtbaren Einbilduug. Alles iſt bey ihnen übertrieben. Faſt jedermann kleidet ſich über ſeinen Stand und über ſein Vermögen. Der Hochmuth iſt der herrſchende Fehler. Ihre Schwelgerey ſcheinet gröſſer, als ſie iſt: ſie machen mehr Lermen bey einem paar Flaſchen Wein, als die Teutſchen bey einem groſſen Gelach. Wenn einmahl ihre Bilder im Gehirn ein wenig rege werden, ſo ſchwermen ſie mit wenig Unkoſten. Bey ihnen gelten lauter Superlativa. Nichts iſt bey ihnen mittelmäſſig oder gut: eine Sache iſt entweder abſcheulich oder unvergleichlich.

Jedermann in Frankreich will vornehm ſeyn: es giebt hier keinen Pöbel. Das Ehrenwort Monſieur, iſt ſowohl ein Titel für die Herzoge und Marquiſe, als für die Handwerksleute und Diener. Die Demoiſellen auf dem Lande melken die Kühe, holen Futter und fegen den Stall mit herabhängenden Flügelhauben. Ja, was noch mehr, man findet unter den geringſten Gattungen von Leuten, nichts grobes, nichts bäuriſches; alles befleißiget ſich der Höflichkeit und einer artigen Lebensart. Arme Leute, die

für-

fürwahr eines beſſern Glückes würdig wären; allein, ſie ſind durch die vorige Kriege und ſchwere Abgaben dergeſtalt gepreßt und ausgeſogen worden, daß das meiſte Landvolk, ſo zum Feldbau am tüchtigſten war, ſich gezwungen geſehen, den Pflug zu verlaſſen und Kriegs-Dienſte zu nehmen. Auf ſolche Weiſe hatte zwar der König beſtändig ein vortreffliches Kriegsheer auf den Beinen; allein er ruinirte dadurch ſein Land, welches an vielen Orten ungebauet und ſchlecht bewohnet iſt, unerachtet es noch zehenmal ſo viel Menſchen ernähren könnte.

Die Franzoſen haben überhaupt viele Gefälligkeit für die Fremden: ſie machen ſich daraus einen beſondern Ruhm höflicher und geſitteter als andere Völker zu ſeyn: ſie treiben aber auch öfters dieſe Einbildung ſo weit, daß ſie uns, die wir doch ihre Nachbarn ſind, nicht anders als halbe Barbaren betrachten, denen ſie durch ihre Leutſeligkeit den Unterſchied eines geſitteten Volks zeigen wollen.

Es iſt wahr, wenn ſie zu uns, oder nach Holland kommen, ſo finden ſie an einigen Orten einen Pöbel, der ihnen Urſache giebt, ſich von uns keine beſſere Gedanken zu machen. Es giebt in gewiſſen Gegenden von Teutſchland eine Art Bauren, die nicht viel beſſer als das Vieh zu achten wären, wann ſie nicht die Bosheit der Menſchen hätten. Und wer den Jan-Hagel in Holland und in einigen teutſchen Handels-Städten kennet, der wird faſt von

ihm ein gleiches Urtheil fällen. Ein Volk, welches nichts von einem Menſchen als ſeine Laſter zeiget und ſolche bis zur Unmenſchlichkeit treibet. Nicht die Freyheit, nicht die Tyranney, ſondern der Müßiggang, der Uberfluß, die elende Policey bringen ſolche Menſchen hervor

Die Pariſer ſind ſo eingenommen von ſich ſelbſt, daß ſie ſich nicht einbilden können, wie man artig ſeyn kann, wenn man nicht eine Zeitlang zu Paris ſich aufgehalten hat. Ich bin der erſte Teutſche nicht, dem das Frauenzimmer die ſeltne Höfligkeit geſagt, daß er das Anſehen hätte, als ob er ſchon lang zu Paris geweſen wäre. Wie, mein Herr! klingen dieſe artige Complimenten, ſie ſind ein Teutſcher? O fürwahr man ſiehet es ihnen nicht mehr an: Vous avez l'air tout Pariſien. Sie gleichen ganz und gar einem Pariſer.

Als ich das erſtemal mit einen Paar Franzoſen in die Opera ging und keine auſſerordenliche Bewunderung darüber blicken lies, fragten mich dieſelbe mit einiger Befremdung: Ob ich auch jemals dergleichen geſehen und gehöret hätte? Ich ſagte ja. Sie forſchten, wo? Ich erwiederte zu Wien und in Dresden. Wie, zu Dresden? fragte der eine voller Verwunderung: Was iſt das für ein Ort? Wo liegt derſelbe?

Ein Weibsbild, das man kaum bey uns beobachten würde, heiſet zu Paris eine Schönheit,

heit. Wann man aber dieſelbe zu ſehen bekommt, ſo ſucht man vergebens dasjenige in ihren Geſichtszügen, was ihr das Gerücht und die Höflichkeit der Petits Maitres beygeleget. Ihre gröſte Vorzüge beſtehen darinnen, daß ſie ein gutes Mundſtück haben, zumalen die ſogenannte Dames du Palais; dieſes iſt der Ort, welcher der Redekunſt geheiliget iſt, wo das Parlament ſich verſammlet, wo die Proceſſe geführet werden und wo die franzöſiſchen Advocaten öffentlich auftreten, und zum Vortheil ihrer Partheyen die Künſte der Wiederſprechung und der Verdrehung auf das höchſte treiben. Wie ſolches aus der Sammlung der berühmten Rechtshändel des Herrn Pittavals zu erſehen iſt. Mittlerweile daß ſich oben in dieſem Gerichtsſaal die franzöſiſche Demoſthenes und Cicerones aufs beſte hören laſſen, üben ſich unten die Galanteriehändlerinnen in der Kunſt den Fremden ihre Waaren mit gleicher Beredſamkeit heraus zu ſtreichen: Sie verdienen, daß mann ihnen etwas abkauffet, dann ſie betrügen einen nicht leicht, ſie ſprechen von Ehre, von Gewiſſen, von Redlichkeit, von dem Wohlſtand Fremden zu dienen, und ſich ihnen gefällig zu erzeigen; kurz, man muß ihnen zuhören und ihnen etwas abkaufen. Sie ſind die beſten Sprachmeiſterinnen in Paris und die artigſten Schwäzerinnen in Europa.

Wenn man das Vergnügen haben will allerhand Menſchen in Paris kennen zu lernen, ſo muß man bald hier bald dort in den vor-

nehm-

nehmſten Gaſthöfen ſpeiſen. Es iſt unmöglich mehr Menſchen auf einem Flecken beyſammen zu ſehen, als in Paris. Man darf nur Augen unb Ohren haben, ſo wird unſer Verſtand Vorwürffe genug zu denken finden.

Inſonderheit iſt Paris ein Ort für Gelehrte, die Künſte und Wiſſenſchafften lieben; dann hier findet man alles zuſammen, was man anderwerts nur getheilet, und in geringer Anzahl ſiehet. Die Alterthümer, die Geſchichtkunde, die Meßkunſt, die Weltweisheit, die Dicht- und Redekunſt, ja alle Wiſſenſchafften werden daſelbſt auf das höchſte getrieben. Es iſt wahr, daß man dieſes nicht von der Erkenntniß göttlicher Dinge ſagen kann; allein die Urſache iſt, daß die gelehrten Geiſtlichen nicht die Freyheit haben zu ſchreiben, wie ſie wollen. Das fürchterliche Exempel verſchiedener groſſer Prälaten ſowohl als der fortwährende Lermen der Janſeniſten, deren Sachen man ungeachtet der Freyheit der gallicaniſchen Kirche noch den Ausſprüchen des päbſtlichen Richterſtuls unterwirft, bezeigen genugſam, daß dieſe Freyheit Franreich noch fehlet.

Ihre Poeten und ſogenannte Beaux Eſprits aber kehren ſich an nichts. Der Franzos iſt veränderlich und zur Freyheit geneigt. Und ob er wohl ein Sclav von ſeinem König iſt, ſo iſt er doch ſolches nur auf eine gewiſſe Art, die ihm ſchmeichelt, nemlich aus lauter Einbildung und Hochmuth; denn er meynet, er wäre mit

gros,

gros, wenn ſein König gros iſt. Wenn man ihn höret von deſſen Macht und Herrlichkeit ſprechen, ſo kann man ſich keine vortrefflichere und vergnügtere Creatur einbilden. Man darf ihm nur ſagen, es dienet zur Hoheit des Königs und zur Ehre des franzöſiſchen Volks, ſo gibt er her, was er hat; allein nehmen läſſet er ſich nichts; man muß bey ihm Glimpf und Höflichkeit gebrauchen. Dieſes iſt die Art, womit der König alles erhalten kann. Der Verfaſſer der Lettres perſanes Mr. de Montesquiou hat alſo wohl nicht unrecht, wann er den König in Frankreich den gröſten Hexenmeiſter nennet, weil er ſeine Macht ſo gar über den Geiſt ſeiner Unterthanen erſtreckte und ſie denken machte, wie er wollte. Wann ſich nur, ſagt er, eine Million Thaler in ſeiner Schatzkammer befindet und daß er noch einmal ſo viel vonnöthen hat, ſo darf er ſie nur bereden, ein Thaler ſey ſo viel als zwey und ſie glauben ſolches. Wann er einen Krieg führet und hat Geld darzu vonnöthen, ſo darf er ihnen nur in Kopf ſetzen, ein Stückgen Papier ſey Geld, und alſo ſind ſie überzeugt. Ja die Sachen gehen ſo weit, daß er ihnen Glauben macht, er könnte allerhand Schaden heilen, wann er einen nur anrührte. So gros iſt deſſen Macht über die Geiſter. Verwundere dich nicht, ſetzt obiger Schriftſteller hinzu: Es gibt noch einen gröſſeren Hexenmeiſter als er. Man nennet ihn den Pabſt. Er herrſchet über den Geiſt des Königs,

wie der König über andere zu herrſchen pflegt. (*)

Man findet in Franckreich beydes die gröſten Freygeiſter, als eifrigſten Catholicken. Wenn man die vielen Pasquille und ſatyriſche Schrifften lieſſet, die täglich herauskommen, beſonders des Herrn von Voltaire Brief à Uranie, und deſſen Ode über die Conſtitution, ſo ſiehet man daraus zur Genüge, daß die Franzoſen überhaupt von dem Pabſt und der lieben römiſchen Kirche ſo gar ſtarck eben nicht eingenommen ſind.

Der Hof hat an und für ſich ſelbſt nichts prächtiges. Der König iſt noch in ſeiner Minderjährigkeit, unter der Anführung des Herzogs von Villeroy und des Herrn von Fleury, Biſchoffs von Frejus: dieſes ſind zwey ehrliche und rechtſchaffene Männer; allein der junge Monarch iſt bös zu ziehen. Wie will man einen König beſtraffen? Man iſt daher auf den ſonderbaren Einfall gerathen, daß man ihm einen kleinen Huſaren zugeſellet, den er ungemein liebet, und der für alle die Fehler und Unartigkeiten Sr. Majeſtät büſſen muß. Der König iſt ſehr wohl gebildet; allein ſeine Züge ſind feiner als ſeine Art zu dencken. Sein Geiſt hat nichts von der franzöſiſchen Lebhafftigkeit und ſeine Ausſchweiffungen werden der Krone dermaleins nicht gefährlich ſeyn. Man ſagt, er liebte das Geld und könnte ſich ſehr ärgern, wann

(*) Lettres perſanes. p. 44.

wann er im Spiel verlieret; doch dieſes hat nichts zu ſagen. Ich bin gut dafür, daß er weder zu geitzig noch zu verſchwenderiſch ſeyn wird. Er hat ein gantz glückliches Temperament für einen Monarchen. Es wird alles bey ihm auf gute Rathſchläge ankommen. Sein Gefolg beſtehet aus lauter jungen Herren, die ungefehr mit ihm ein gleiches Alter haben: ſie ſind ausgeſucht; man kan nichts ſchöners ſehen, als dieſe kleine Pflanzſchule groſſer Leute.

An dem Hof des Regenten ſiehet es faſt aus, wie auf einer Kauffmanns-Börſe. Alles ſcheinet an demſelben der Schacherey und der Handlung ergeben zu ſeyn. Alles iſt voller Geſchäffte und Verrichtungen. Es iſt gleichſam wieder den Wohlſtand allda zu erſcheinen, ohne ein wenig verwirrt auszuſehen.

Law, der feinſte Rechenmeiſter von Europa, gilt hier alles. Er ſoll dieſe Geſchicklichkeit auf der hohen Schule des Pamphils gelernet haben. Er ſieht ſo ernſthafft und verdrislich aus, wie Zeno, da er an ſeinem neuen Syſtem arbeitete. Die Krone iſt ihm unendlichen Danck ſchuldig. Er hat durch ſeine Magie und cabaliſtiſche Zieferkünſte ihre Schulden getilget, die unzahlbar ſchienen; und zugleich ſo viele Leute reich, als andre arm gemacht. Die Nachwelt wird ſich dieſe ſchnelle Verwandlungen und die Urſachen, die darzu Anlaß gegeben haben, kaum einbilden können. Dieſes Kunſtſtück brachten die ſogenannten Actien zuwegen:

Ein Ding deſſen Grund man nicht beſchreiben kann, weil es keinen hatte, ſondern aus lerer Einbildung eines zu hoffenden Gewinnſtes beſtund. Das neue Frankreich, Mißiſippi genannt, hatte Anfangs den Leuten die Meynung in den Kopf geſetzt, daß daraus unerſchöpfliche Reichthümer zu holen wären: man ſchloß deswegen gewiſſe Handlungsgeſellſchafften, zertheilte den Vorſchuß in ſo viele beſondere Antheilszetteln, welche man Actien nennet; Die Schiffe kamen glücklich nach Haus und brachten eine kleine Ausbeute für die Unternehmer mit. Die Handlungsgeſellſchafft kam dadurch empor: man verkauffte die Zetteln mit Gewinnſt von zehen, zwanzig und mehr vom hundert. Law betrachtete dieſen Glückshafen, als ein dienliches Mittel zu ſeinen Abſichten. Er machte mit dem Regenten lauter Actienzetteln. Die Begierde hurtig reich zu werden, lies ſich durch dieſes Netz beſtricken. Der Wahn bethörte die halbe Chriſtenheit: alles lieff und brachte Geld für ein Stückgen Papier. Die Kronſchulden wurden damit getilget, ohne daß der Regent ſolche von dem Volk erpreſſen durfte. Die letzte Inhaber der Actien und Bankzetteln, welche man damit vermenget hatte, muſten allein das ganze Spiel bezahlen. Sie verlohren ihr Geld nicht ganz ohne ihre Schuld; dann ſie hätten vernünftiger Weiſe ſchlieſſen können, daß, da die Sache auf nichts gegründet war, alles nothwendig zuletzt auf bloſſen Wind hinaus lauffen muſte. Man kauffte alſo

die Actien, ſo bald ſie über das Ziel eines mögli-
chen Gewinnſtes immer höher und höher getrie-
ben wurde, aus bloſſer Gierigkeit ſchnell reich zu
werden und ſolche wieder an andre auf gleiche
Hoffnung zu verhandeln. Dieſes dauerte ſo
lang, als man an dem Hof des Regenten Leute
fand, welche dieſen unerhörten Handel unter-
ſtützten. Die ganze Welt ſchien ſich dadurch zu
verändern. Man ſahe Kutſcher und Bedienten,
welche auf einmal ſelbſt Kutſcher und Bedienten
hielten. Man ſah Leute aus dem niedrigſten
Pöbel, welche ſich mit den Prinzen und Mar-
quiſen zu meſſen ſchienen. Man ſah Palläſte mit
den reichſten Schätzen anfüllen, und ſolche zur
Wohnung eines Pachters oder zuvor unbekann-
ten Kaufmanns zu bereiten. Alle Stände gerie-
then dadurch in eine plötzliche Veränderung.

Auf einmal zerriß der Zauberſtrick. Wie ein
Wandersmann, der nach einem guten Rauſch
eingeſchlaffen, ſich bey dem Aufwachen ſeines Gel-
des beraubet ſiehet, ſo gieng es den Actioniſten.
Die letzten Innhaber der Actienzetteln behielten
ſolche zum verzweifelten Andenken einer ſpaten
Reue. Niemand wolte ihnen ſolche mehr ab-
nehmen. Einige kamen dadurch um alles, und
weil ihnen nichts mehr übrig blieb, als ihr Leben,
ſo nahmen ſie ſich ſolches ſelbſt, damit ſie weiter
nichts zu verlieren hätten.

Der Regent hat noch einen andern Liebling,
nemlich den Abt du Bois, dieſer iſt auch ein
wunderlicher Hocuspocusmacher. Der Regent
hat ihn aus einem nichtswürdigen Menſchen

zu einem Staatsminiſter gemacht. Die Fürſten wollen öfters dadurch die Gröſſe ihrer Macht zeigen, wenn ſie aus einem Nichts etwas und aus einem Pfenning einen Ducaten münzen. O ihr Groſſen! wie gut iſt es, daß ihr noch einer andern Macht unterworffen ſeyd, die, indem ihr eure Gröſſe zuweit treibet, euch ſelbſt zunichte machet. Vielleicht hätte der Regent ſeinen andächtigen Curtiſanenbruder noch canoniſiren laſſen. Dann das erhabene Cardinalscollegium muſte ihn ſchon mit ſeinem Purpur verehren und ihn für ein Mitglied einer ſo hohen Geſellſchafft erkennen. Ja, was rechtſchaffenen Leuten die meiſte Aergernis gab, ſo machte ihn der Regent gar zum Nachfolger des würdigſten Prälaten, den Frankreicht je gehabt; ich meyne zum Ertz-Biſchoffen und Herzogen von Cambray, an die Stelle des groſſen Fenelons.

Es kamen zu meiner Zeit die lächerlichſten Pasquille wieder den Regenten und ſeine Tochter die Herzogin von Berry, an des Tages Licht, darunter ſich inſonderheit die Philippiques, eine Ode voller Wut und Läſterung, dergleichen ich noch keine geleſen, ausgezeichnet hat. Ich glaube nicht, daß man ſolche gedruckt hat: ſie iſt gar zu abſcheulich. Auch entdeckten unter andern folgende lateiniſche Worte, wenn man ſie franzöſiſch überſetzt, ein ſehr ſchändliches Geheimnis. Regens ſtultus, Abbas ridet, rideamus etiam. Wer den Schlüſſel davon finden kan, der mag das Räthſel aufſchlieſſen. Es iſt ein wenig gar zu ſchmutzig.

Man

Man machte ferner folgendes Schimpfgedicht auf den Herzog Regenten:

Philippe noié dans l'inceſte
Et dans notre or enſeveli
Avec Lau, ce mortel funeſte,
N'attire du Miſſiſſipi
Que la famine avec la peſte.
La Mort eſt enfin.
Le ſeul bien
Qui nous reſte
D'un Siſteme mal établi.

Der Regent, der ſonſt über alle Pasquillen, die man auf ihn verfertigte, nur zu lachen pflegte, and wie der Cardinal Mazarin zu ſagen gewohnet war, Pourvu qu'on me laiſſe faire, je le laiſſerai écrire, wurde nichts deſtoweniger über dieſe gottloſe Beſchuldigung dermaſſen aufgebracht, daß er demjenigen hundert tauſend Francken ſoll verſprochen haben, der den Urheber davon entdecken würde; allein, wer iſt insgemein der Verläumdung und dem Geſpötte mehr unterworffen, als die Groſſen? Der Regent fand den Tag darauf folgende Reimen in ſeinem Cabinet auf dem Tiſch liegen.

Tu promets beauccoup, Regent,
Eſt ce en Billets, ou en Argent?

Dieſes war nicht genug: man beſchuldigte den Regenten ſo gar, daß er auch dem jungen König, ſeinem Vettern, nach dem Leben geſtanden und ihn bey verſchiedenen Gelegenheiten aus dem Weg zu räumen geſucht hätte. Allein, alle dieſe und dergleichen Beſchuldigungen giengen in der That zu weit. Der Regent war ein kluger Herr und verſtund die Kunſt zu regieren, beſſer als ſeine Vorfahren. Deswegen konnte er es doch allen Leuten nicht recht machen. Er muſte alſo, wie andre groſſe Herren, böſe Nachreden leiden. Das meiſte, was man an ihm ausſetzen konnte, war, daß er der Leichtfertigkeit und Buhlerey ein wenig allzuſtarck nachhieng. (*) Daß er aber ſeine Unzucht bis zur Blutſchande ſoll getrieben haben, dieſes wird wohl niemand leicht glauben, der ihn und ſeine dicke runde Tochter, die Herzogin von Berry, gekannt hat. Dieſe war in der That nichts weniger als eine Heilige, ſie gab ſich auch nicht einmal dafür aus; allein die Groſſen leben unter einen härtern Zwang, als die gemeinen Leute. Sie haben ſtets gar zu viele Augen um ſich herum, die ihre Fehltritte beobachten. Man beſchuldigte auch dieſe Herzogin, die eben damals ſtarb, als ich zu Paris war, einer häßlichen Todesart. Dieſes iſt das Schickſal der Gro-

(*) Man leſe hierüber die Memoires du Chev. de Ravannes, wiewohl dieſelbe mehr für einen ſchändlichen Roman als für eine wahre Geſchichtbeſchreibung zu halten iſt.

Groſſen, daß man ihnen in ihrem Leben ſchmeichelt und ſie wohl gar öffters vergöttert: dagegen aber ihr Gedächtniß mit deſto mehr Schandflecken beſudelt, wann ſie todt ſind und einem nicht mehr ſchaden oder nutzen können. Dieſes begegnet inſonderheit dem letzten König Ludwig der Groſſe genannt, dem man bey ſeinem Leben faſt göttliche Ehre erwies, nach ſeinem Tod aber, als einen groſſen Tyrannen läſtert.

Man ſiehet in Franckreich die ſchönſten Gebäude; und ich wüſte kein Volk, welches in dieſer Kunſt eine freyere und beſſere Erfindung zeigte. Ihre Art zu bauen iſt natürlich, glatt und ordentlich: ſie wiſſen das Gemächliche mit dem Schönen zu vermengen: ſie verſtehen ſich unvergleichlich auf die Verhältnis der Theile im Ganzen: welche man Simetrie nennet. Ihre Gebäude vergnügen deshalben die Augen im erſten Anblick und werden immer ſchöner, je länger man ſie betrachtet. Sie wiſſen die Natur mit der Kunſt auf eine Art zu verbinden, daß dieſe dabey kaum hervor blicket, ſondern jener allein die Ehre zu laſſen ſcheinet. Doch ſo ſchön auch ihre Gebäude ſind, ſo kommen ſie doch noch lange nicht an den Pracht des alten und neuen Roms. Der Vordertheil des Louvre allein hat etwas das demſelben gleich kommet; allein, man hat dieſes ſchöne Werk unvollkommen gelaſſen; nicht anders, als ob die Ausführung davon einem König von Frankreich zu ſchwer fiel. Der Pallaſt von Luxenburg wird

für ein Meiſterſtück in der Baukunſt gehalten; er iſt ſehr ſchön. Das Hoſpital der verwundeten und kranken Soldaten: les Invalides, iſt ein würdiges Denkmal Ludwigs des XIV. Verſailles aber iſt ein wunderlich zuſammen geſtückeltes Gebäude, wo weder das Schöne noch Ordentliche herrſchet, und welches zufälliger Weiſe die Geſtalt von einer Schaubühne bekommet hat; nie hat ein Kenner dieſes Werck noch für ſchön geprieſen. Sonſten aber findet man daſelbſt einzele Stücke, die als rechte Muſter in der Baukunſt verdienen bewundert zu werden.

Was ich ſonſten von dem Caracter der Franzoſen und von dem gegenwärtigen Zuſtand Frankreichs angemerket habe, ſolches findet ſich in dem zweyten Theil der freyen Gedancken zur Verbeſſerung der menſchlichen Geſellſchafft.

VII.

Der Staat von Holland, Im Jahr 1717. und 1720.

Perdita tunc urbi nocuerunt ſecula poſtquam
Ambitus & luxus & opum metuenda facultas,
Transverſo mentem dubiam torrente tulerunt
Momentumque fuit mutatus Curio rerum
Gallorum captus Spoliis & Cæſaris auro.

Claud.

Holland iſt von Natur eines der ſchlechteſten Länder in Europa. Lufft, Erde und Waſſer taugen darinnen nichts und

und dennoch iſt es durch den Fleiß und die Kunſt der Einwohner zu einem Luſtgarten der Welt und zu einem Sammelplatz aller Völcker worden. Iſt es möglich daß ein Auslager von den teutſchen Gränzen, ein moraſtiges Land, wo groſſe Ströme ihren Ausfluß in das Meer haben, wo immer Dufft und Nebel und auch die meiſte Zeit des Jahrs reiſſende Sturmwinde herrſchen; wo nichts wächſet, als was mit groſſer Mühe und Sorgfalt gepflanzet und gezogen wird; iſt es möglich, daß ein ſolches Land ſich ſo hoch empor geſchwungen und mit allen Schätzen des Lebens im Ueberfluß prangen kan?

Sehet hier die Früchte der Freyheit, des Fleiſſes und der Mäßigkeit. Dieſe drey Stücke ſind es allein, welche die Republick Holland ſo bevölkert, ſo reich und ſo mächtig gemacht haben. Die Freyheit beförderte die Handlung und die Seefahrt, welche die Quelle aller Reichthümer iſt: ſie erſetzte den Mangel eines ungebauten Landes und düngte die Felder, die zuvor nichts als Moos und Sümpfe bedeckten. Man ſiehet allenthalben nichts als herrliche Städte, groſſe Flecken, luſtige Mayerhöfe, ſchöne Luſtgärten, fette Weyden, niedliche Spatziergänge, mit bequemlichen Canälen, welche die Länder durchſchneiden und mit den ſchönſten Baum-Alleen beſetzet ſind. Man ſiehet die Häven mit Schiffen und die Häuſſer mit Werkleuten beſetzt: Ja gar eine der ſchönſten und gröſten Städte in der Welt auf lauter Eichbäumen und Pfälen ruhen. Die Kaufleute ſind

Für-

Fürſten, und ihre Sachwalter reiche und vornehme Bürger. Alles nähret und reget ſich ſowohl in den Städten als auf dem Land; alle Plätze, alle Winkel werden hier auf verſchiedene Art benutzet, und was man am meiſten ſiehet, ſind Waaren aus entfernten Gegenden, Kunſtſachen, Häuſſer, Gärten und Menſchen.

Was einen Fremden hier am erſten in Verwunderung ſetzt, iſt eine den Holländern ganz eigne Reinlichkeit. Ihre Häuſſer ſind immer nett und von oben bis unten geſcheuert und geputzt: ihre Fenſter glänzen wie die Spiegel, und wenn man die Thüren und Treppen ſiehet, ſo ſolte man fragen, wie die Menſchen aus und eingiengen, weil man keine Merkmale davon wahrnimmt. Die Straſſen werden eben ſo ſauber gehalten, und ſelbſt auf den Meyerhöfen bekommt man weder Miſt noch Unflath zu ſehen: ſo reinlich werden hier Vieh und Menſchen gehalten.

Nichts iſt bequemer, als die ſogenannten Tretkſchyten, welche mit einem Pferd auf den Canälen gezogen werden. Dieſe gehen ſtündlich und täglich von einem Ort zu den andern; dergeſtalt, daß, wenn man auf einen Platz in Holland wohnet, zu gewiſſer Zeit in Amſterdam, auf der Börſe und des Abends im Haag in der Opera ſeyn kan, ohne daß man nöthig habe, ſich anders anzukleiden, oder mit allerhand Gepäcke ſich zu ſchleppen. Gleiche Beſchaffenheit hat es mit den hin und wiederfahrende Poſtwagen, welche zu gewiſſen Zeiten an Orten

und

und Stellen eintreffen und noch geſchwinder gehen als die Fahrten zu Waſſer.

Die Verfaſſung des Staats ruhet auf einer ſehr vernünfftigen Einrichtung: Eine mit wenig Geſetzen beſchrenkte Freyheit iſt der Grund der gemeinen Wohlfart. Ein jeder kann leben wie er will, wann er anders nicht gegen dieſe Geſetze handelt. Ein jeder kann glauben, was er will, wann er nur zu keinen Unordnungen und Mishelligkeiten in der bürgerlichen Geſellſchaft Anlas giebt. Ein jeder kann handeln wie und womit er will, wann er nur dem Staat die nöthige Abgaben davon entrichtet. Sehet hier die einfältigſten Staatsregeln, welche eine ſo mächtige Republick in einem Land, wo vor dieſem nur arme Fiſcher an den Ufern des Meers ihren dürftigen Unterhalt fanden, hervorgebracht haben. Die Mittel, welche ihren Wohlſtand verurſachet, ſind eben diejenige, die ſolchen auch unterhalten müſſen. Eintracht, Gottesfurcht, Unſchuld, Ordnung, Fleiß, Mäßigkeit und Tapferkeit ſind die Stützen der Republick; Zwietracht, Gottloſigkeit, Ueppigkeit, Pracht, Schwelcherey und weibiſches Weſen, ſtürzen im Gegentheil ſolche wieder zu Boden.

Die Holländer haben dieſe Laſter bisher noch immer glücklich zu vermeiden geſucht; allein, nun beginnen ſie auch wollüſtig, gemächlich, ſtolz und weichlich zu werden. Man meynet deswegen es könnte ihnen nicht ſchaden, wenn

wenn ſie wieder einen Stadthalter und an demſelben einen guten Zuchtmeiſter bekämen, der ihre ausſchweiffende Sitten ein wenig in Ordnung brächte, und Ihre Hochmögenden zur Beſcheidenheit und zur Demuth anwies. Dieſe Cur dörfte vielleicht ſo gefährlich als die Krankheit ſelbſten ſeyn; allein was liegt daran, ob ein Fürſt, oder die Vornehmſten, oder das ganze Volck herrſchet, wann das Volck nur durch vernünftige Geſetze gut und glücklich regieret wird.

Die Republick Holland iſt zwar noch nicht ſo alt, daß ſie durch den langen Lauff der Zeiten, die allen Dingen ein Ziel ſetzen, ſchon ihrem Untergang ſo nahe ſeyn ſolte. Allein, es iſt auch noch keine Republick auf einmal ſo hurtig geſtiegen, und zu einer ſolchen Macht gediehen, als Holland. Sie iſt wie ein dicker vollblütiger Cörper, der bey dem geſundeſten Anſehen den gefährlichſten Zufällen und Blutſtürzungen unterworffen iſt. Nichts könnte derſelben ehender wieder zurecht helffen, als eine ſtrenge Mäßigkeit und Enthaltung derjenigen Sachen, die ihre Vollblütigkeit verurſachen.

In den Republicken muß es bürgerlich und nicht höfiſch ausſehen. Will der Bürger wie ein Edelmann und dieſer wie ein Fürſt leben ſo wird das bürgerliche Blut dadurch verdorben: die Ueppigkeit, die Schwelcherey und der Pracht verurſachen allerhand gefährliche Wallungen, die nicht ſelten dem ganzen Staats-

cör-

cörper den Untergang drohen. Der Penſionarius Cats hatte dieſes zu ſeiner Zeit ſchon ſehr vernünftig eingeſehen. Die Holländer ſolten dieſes ehrlichen Mannes Schrifften allen andern vorziehen; ſonderlich denen franzöſiſchen Petits Maitres Hiſtorien, die ſie meiſtens in ihrem Land nachdrucken laſſen, und dadurch ſie nichts als Wind- und Ritter Abendtheuren in Kopf bekommen. Einfalt, Zucht, Ehrbarkeit, Unſchuld, Mäßigkeit und Ordnung ſind die wahren Kennzeichen eines bürgerlichen Staats.

Man erzehlet von dem Bürgermeiſter Hooft in Amſterdam, daß er einsmal ſeine Freunde bey ſich zu Gaſt geladen und ſie auf folgende Art tractirt hätte. Erſtlich kam eine Tracht von lauter gemeinen Speiſen, welche in erdenen Geſchirren aufgetragen wurden. Sehet, meine Freunde, ſprach der Bürgermeiſter zu ſeinen Gäſten, ſo iſt die Republick entſtanden. Darauf erſchien die zweyte Tracht auf Zinn in etwas beſſer zugerichteten Speiſen: ſo hat die Republick in ihren Wohlſtand ausgeſehen, erinnert hier der kluge Wirth. Die dritte Tracht erſchien mit einigen köſtlichen Gerichten und Beneſſen mit verſchiednen Gefäſſen und Geſchirren von Silber: ſo hätte es auch, war die Anmerkung des Herrn Hoofs, noch angehen mögen. Da aber die vierte und letzte Tracht in lauter Silber und fein Porcellan, mit allerhand ſüſſen Naſchwerck und fremden Weinen aufgetragen wurde, da waren deſſen Worte dieſe: So

muß

muß die Republick zu Grund gehen. Dieſe Geſchichte iſt ſehr lehrreich.

Der Staat von Holland hat mehr Einkünfte, als ein groſſes Königreich und dennoch fehlt es immer an Geld: ja der Statt ſteckt oben darauf noch in groſſen Schulden. Dieſes zeiget, daß die Haushaltung der Holländer, ſo gut ſie auch ſonſt die Rechenkunſt verſtehen, doch nicht wohl eingerichtet ſeyn müſſe. Das Volk wird mit ſteten groſſen Ausgaben beſchweret, die Zölle und Acciſen ſind ſo ſcharff, als irgend in einem monarchiſchen Staat: man reitet und fähret kaum eine halbe Stunde Wegs, ſo wird man angehalten und muß Weggeld, Brückengeld, Paſſagiengeld, Kopfgeld, Schlagbaumgeld und ich weiß nicht was noch mehr bezahlen. Der Abgaben und Gelderpreſſungen ſind ſo viel und mancherley, daß es mich wundert wie der Holländer, ſeiner Freyheit zu Ehren, ſo viele Vexationen ertragen kann; dann er iſt von Natur ein wenig wild, und wenn er einmal aufgebracht wird, ſo iſt er nicht leicht zu bändigen. Das Bild der Freyheit iſt ſein Abgott, dieſes muß man bey ihm nicht antaſten.

Wenn die Haushaltung in Holland beſſer eingerichtet wäre, ſo würde kein Land in der Welt ſolches an Macht und Reichthum übertreffen. Der Hauptfehler, wie auch in allen andern Staaten iſt dieſer, daß diejenigen, welche die Aemter und gemeine Gefälle zu beſorgen

gen haben, zu viel auf ihren eigenen Nutzen bedacht ſind, die einträglichſten Dienſte unter ſich und ihren Freunden theilen, oder auch wohl gar verkauffen. Alſo iſt es ſchon genug, wenn man z. E. den Burgermeiſter zu Amſterdam zu ſeinen Verwandten hat, um zu einem guten Dienſt zu gelangen, man mag demſelben gewachſen ſeyn oder nicht. Hierdurch werden viele Leute auf Unkoſten des Staats reich und groß, und vermehren die Misbräuche, welche das Gifft der Republicken ſind; indem ein jeder nach Masgebung ſeines Hochmuths und ſeiner Einkünffte ſich vieles vor andern ehrlichen Leuten heraus nimmt. Viele Dienſte, die einträglich aber niederträchtig ſind, haben die Vornehmen gleichfalls an ſich gezogen, und halten zu derſelben Verrichtung ihre eigne Leute, die hernach auch der Staat beſolden muß. Auf ſolche Weiſe vermehren ſie nicht allein die Aemter, ſondern weil der Pracht und die Ueppigkeit alle Haushaltungen und Lebensarten täglich koſtbarer macht, ſo werden auch die darauf geſetzte Beſoldungen erhöhet. Folglich was ſonſt nur hundert erfordert hat, das kann der Staat jetzo kaum mehr mit tauſend beſtreiten.

Ich rechne auch zu den fruchtloſen und ſchweren Unkoſten der Holländer die Unterhaltung vieler unnöthiger Dämme, Schleuſſen, Brücken, Alleen und dergleichen, die ſonſt zu weiter nichts dienen, als daß ſie eine Menge müßiger Tagdiebe unterhalten, welche doch viel beſſer, inſonderheit zu Soldaten, könnten gebraucht

werden; an ſtatt daß man alles fremde Lumpengeſind in Kriegszeiten mit ſchweren Koſten anzuwerben pfleget. Ich halte dieſes für eine Hauptregel in der Staatskunſt der Republicken, daß man ſo wenig öffentliche Auflagen mache, als es möglich iſt, damit man den Bürgern die Freyheit und zugleich auch dabey die Annehmlichkeit erhalte, ſich leicht zu nähren und fortzubringen. Ich wolte dieſes wohl ein rechtes Staatsgeheimnis nennen, wann es uns die vernünftige Natur nicht ſelbſt auf die einfältigſte Weiſe lehrte. Dann ein Staat iſt nie reicher, mächtiger und unüberwindlicher, als wann die Einwohner die Früchte ihres Fleiſſes in einer ungeſtöhrten Freyheit genieſſen, und keine andre Staatsregeln zu ſeiner Erhaltung vonnöthen hat, als ſeinen eignen blühenden Wohlſtand. Nur Policey, nur Ordnung, ſo iſt alles gut. Die ſchlimmſte Politic iſt hingegen dieſe: Wo man das Volk mit vielen öffentlichen Abgaben drücket und ſolches in dem ruhigen Beſitz ſeiner freyen Güter ſtöret. Die vielen Beamte, Zöllner und Sünderknechte, wie ſie die Schrifft nennet, die ſolche von dem Volk erheben müſſen ſind gleichſam die kleine privilegirte Tyrannen des gemeinen Volks, und nicht ſelten auch deſſen groſſe Diebe.

Hierzu kommt auch noch die Unterhaltung des Kriegsſtandes. Dieſer iſt ſo ſchlecht eingerichtet, als koſtbar. Die reichen Holländer halten insgemein die Kriegsdienſte für etwas ſo verächtliches, daß ſie ihre untaugliche Söhne

ne damit bedrohen, ſie zu Soldaten zu machen, und ihnen, wann ſie nicht gut thun wolten, eine Hauptmanns- oder Fähndrichsſtelle zu kauffen. Sie können nicht ſo viel Soldaten in ihren eignen Provinzen aufbringen, als ſie zu Beſchützung ihres Staats vonnöthen haben, ſie müſſen ſich deswegen meiſtentheils mit Teutſchen behelffen. Unter ihren Generalen und Kriegsbefehlshabern ſind viele vornehme Herren, Prinzen, Grafen und Freyherren, welche die ſtattlichen Beſoldungen, die ſie von den Holländern ziehen, an ihren eignen Höfen und auf ihren Gütern verzehren. Auf dieſe Art ſtreichen jährlich unzehlich viele ſchöne Ducaten über die holländiſchen Gränzen, dann die wenigſten von dieſen Herren halten ſich in Holland auf, ja viele kommen gar nicht einmahl hin, als in Kriegszeiten, und genieſſen gleichwohl ihren Sold beſtändig fort. Vielleicht aber ſteckt hierunter eine heimliche Politic. Vielleicht gönnet eine Familie nicht der andern die Ehre der hohen Kriegsämter; vielleicht fürchten ſie, einige möchten ſich deswegen zu viel heraus nehmen ꝛc. Vielleicht ſuchen ſie dadurch die teutſchen Höfe deſto genauer mit ſich zu verbinden, damit ſie ihnen im Fall der Noth ihren Beyſtand und ihre Soldaten zukommen laſſen, welches dieſe ohnedem gerne thun, weil mit den holländiſchen Ducaten in Teutſchland viel auszurichten iſt. Kurz: viele Köpfe, vielerley Abſichten.

Die Schweitzer haben als rechte Republicaner hierinnen eine ganz andere Politic. Sie unterhalten weder fremde Soldaten noch Kriegshäupter: Sie trachten vielmehr ſelbſt in Dienſte von ihren Nachbarn zu kommen und bey ihnen den Krieg zu lernen: ſie erwerben dadurch groſſe Vortheile. Erſtlich ſparen ſie ihr Geld, und verdienen noch etwas rechts dazu. Zweytens vermeiden ſie die gefährliche Pracht der Höfe, welche von der Aufführung der Fürſten und Groſſen unzertrennlich iſt; und drittens lernen ſie auf Unkoſten ihrer Nachbarn die Waffen führen und im Fall der Noth ihr eigen Vaterland vertheidigen. Es iſt wohl keine Frage, ob hierinnen die ſchweitzeriſche Staatsklugheit der holländiſchen vorzuziehen ſey? Keine Republick kann beſtehen, wo ſie nicht in ſich ſelbſt den Grund ihrer Erhaltung und die Macht hat, ſich im Nothfall gegen ihre Feinde zu vertheidigen.

Die bloſen Reichthümer machen die Sache nicht aus; ſie geben nur Anlaß zur Pracht, zur Ueppigkeit und zur Schwelgerey. Es gehöret Policey-Ordnung und Tapferkeit darzu, wann ein Staat in ruhiger Eintracht bey einem blühenden Wohlſtand, ſicher ſeyn ſoll. Die Schätze und Reichthümer, ohne Tugend, machen ein Volk weichlich und zaghaft, die Feinde aber lüſtern; denn es krieget ſich nirgend beſſer, als in ſolchen Ländern, wo reiche Einwohner ſind. Frankreich kann deswegen mit ungleich mehr Vortheil die Waffen in den Niederlan-

den als in Savoyen führen; wo das ganze Herzogthum kaum ſo viel aufbringen kann, als dorten zwey einzige Städte.

Man hat ferner auch dieſes an den Holländern auszuſetzen, das ſie überhaupt wenig Lebensart beſitzen und ſich von den ſchönen Trieben der wahren Ehre, der Groſsmuth und der Liebe für das gemeine Weſen, allzuſehr entfernen. Sie haben eine niederträchtige Art zu denken; und wo ſie in dem Umgang mit andern Menſchen nicht die Hoffnung zu irgend einem Gewinn entdecken, da bleiben ſie unbeweglich. Alle ihre Worte, alle ihre Schritte, ja alle ihre Höflichkeiten, wann ſie ſich bis dahin herunter laſſen, ſind nach dem Nutzen abgemeſſen, den ſie ſich von einem verſprechen.

Ich war unter andern einem vornehmen Kauffmann in Amſterdam auf das beſte empfohlen. Als ich ihm mein Schreiben überbrachte, war er von ſeinem Schreibtiſch aufgeſtanden und empfieng mich ſehr freundlich. Die erſte Frage, die er mir that, war, was ich für ein Negocie hätte. Als ich ihm darauf antwortete, gar keines, verzog er ſein Geſicht: Wie myn Heer, keen Negocie? Er ſetzte darauf ſein Käpgen wieder auf, gieng nach ſeinem Schreibtiſch und ſagte mir, ich könnte das angewieſene Geld in Empfang nehmen, wann ich wolte. Dieſes war alle Höflichkeit, die mir mein ſo wichtiges Empfehlungsſchreiben zuwegen brachte; ohnerachtet ich dieſem Kaufmann, ſo wie man

mir es ſcharf eingebunden hatte, nicht anders, als wie einem vornehmen Cavalier meine Ehrerbietung bezeigte.

Selbſt der Adel, der in Holland noch einen ſtarken Antheil an der Handlung hat, zeiget noch viel ungeſchlieffenes in ſeinen Sitten Das holländiſche Frauenzimmer im Gegentheil ſcheinet hierinnen die Ehre der ganzen Völkerſchaft zu retten. Es hat etwas überaus liebkoſendes und gefälliges in ſeinem Umgang und zeiget inſonderheit gegen Fremde eine groſſe Güte und Leutſeligkeit.

Ueberhaupt bekümmert man ſich in Holland nicht viel um den Adel, weil die Wohlfahrt des Staats allein auf den Commercien beruhet. Ein angeſehener Kaufmann hat hier gleiches Anſehen, als ein Edelmann von ſechszehen Ahnen: Ja das Geld allein giebt dem einen vor dem andern noch den Rang: Und es würde einem ſteiff gepuderten und mit Gold beſchlagenen jungen Reichsbaronen übel genommen werden, wenn er einem alten Pels-Schmidt und dergleichen in Amſterdam ſich vorſetzen wolte. In der That ſind dieſes auch groſſe Leute, die den Staat mehr nutzen als 20. Reichsbaronen. Einsmals traf ich im Haag in Geſellſchafft den Herrn von G * * an, deſſen Abkunft ſo edel iſt, wie der Kayſer. Der gute Menſch ſtand hinter der Thüre und wagte ſich kaum an einen Spieltiſch zu machen, wo unter andern ein junger Menſch, der auf einer Schreibſtube in Amſter-

ſterdam diente, ſich das Anſehen von einem jungen Marquis zu geben wuſte. Es iſt wahr dieſer hatte feinere ſpitzene Manſchetten und ein wenig mehr Klingklang auf den Kleidern als jener, der ſich im Gegentheil heimlich ſtolz damit tröſten konnte, daß wann ein ſolcher Amſterdammer Contorjunker an einen heßiſchen oder ſächſiſchen Hof kommen ſolte, man ihm nicht einmal den Zutritt an denſelben verſtatten würde.

Alle Ehre und alle Verdienſte werden in Holland nach dem Gewicht des Geldes abgewogen; Es gilt keine Weisheit, die nicht von dieſem Metall glänzet. Man achtet keine Tugend, wann ſie nichts einträgt, und man macht ſich eben ſo wenig aus dem Adel und aus groſſen Herren. Wer nur Geld hat, der iſt vornehm, der hat die beſten Ahnen, mit einem Wort, der iſt alles, was er ſeyn will.

Wenn man unſern groſſen Herren ein wenig Demuth beybringen wolte, ſo müſte man ſie bereden zuweilen eine Reiſe in Holland zu thun; denn die Holländer wiſſen ſo wenig von den Gnaden, Excellenzen und Durchlauchtigkeiten, daß ſie mit einem Fürſten wie mit einem andern ihres gleichen reden. Wat will die Kerls, heiſſet es wann einer ſich ein Anſehen zu geben vermeynet.

Der Titel myn Heer iſt alles womit ihre Höflichkeit, auch die gröſten Menſchen ehret. Der vornehmſte Mann iſt bey ihnen der Burgermeiſter von Amſterdam. Als der Kö-

nig in Preuſſen, Friederich der I. die Reiſe in Holland that, und nach Amſterdam kam, lieff das gemeine Volk hauffenweiß hinzu, um deſſen prächtigen Aufzug zu ſehen. Wo iſt dann der König? fragten einige, weilen ſie ihn unter einem ſo groſſen Gefolg nicht unterſcheiden konnten. Siehe da, ſprachen andre, da ſitzt er in der groſſen goldnen Kutſche: Wie rief einer darüber aus: Wel daar, dit kleine Mannt je? doet hy niet ſo groot als of hy Burgemeſter van Amſterdam was.

Ich habe nicht nöthig zu erinnern, daß die Sitten der Holländer nicht allgemein ſind; wie ſie aus vielerley Völkern zuſammen geſetzt ſind, ſo ſind auch ihre Manieren und Lebensarten von einander unterſchieden. Wenn man von einem Land redet, ſo gelten die Anmerkungen nur die Sitten überhaupt und nicht einzele Perſonen. Haag allein macht in Anſehung der Lebensweiſe ſchon eine groſſe Ausnahme Dieſer Ort iſt eine Schule der Höflichkeit und eine Verſammlung der artigſten Leute.

Der Pöbel in Holland iſt alles was man ſich rohes und wildes einbilden kann. Dieſer Jan Hagel, wie man ihn zu nennen pflegt, iſt faſt nicht zu bändigen. Er macht, inſonderheit zu Amſterdam, bey Nacht ſo gar die Straſſen unſicher. Er hat ſchon die gröſten Empörungen verurſachet, und weil er meiſtens aus Bootsvolk und müßigem leichtfertigen Geſindel beſtehet, ſo hat man noch kein Mitteln ausfinden können,

deſſen

deſſen Wuth und Zaumloſe Wildheit in den Schranken zu halten. Es iſt dieſes ein allgemeines Uebel in den groſſen Handelsſtädten, welche denen vollblütigen Cörpern gleichen, die allerhand gefährlichen Zufällen unterworffen ſind.

In der platoniſchen Republic wie auch in des Thomas Mori Utopia waren keine ſo groſſen Handlungen und Seefahrten. Dieſe gelehrte Leute wolten ihre Bürger hauptſächlich nur mit dem Ackerbau, mit der Viehzucht und mit der Handarbeit beſchäftiget wiſſen: Sie ſetzten die Wohlfart der menſchlichen Geſellſchaft in der Beobachtung des Schönen und Guten, und in einer gleichmäßigen Entfernung des Mangels und des Ueberfluſſes. Allein dieſes ſind Grillen einiger Weltweiſen, mit denen wir uns hier nicht aufhalten wollen. Die Welt will Geld haben. Darzu dienet die Negocie.

Auf dem Land und in den kleinen Städten iſt der Aufenthalt viel ſicherer und bequemer, als in Amſterdam, Rotterdam, Leiden, und in andern groſſen Plätzen. Wenn ich an einem Ort in Holland wohnen ſolte, ſo wehlte ich mir Utrecht, oder eine nächſt am Vechtſtrom gelegene Hofſtädte.

Die Seeluft iſt hier ſchon ein wenig gebrochen, die Winde raſen nicht mit ſolcher Wuth, als im Haag und andern der See nahgelegenen Orten. Das Land da herum iſt fruchtbar, die Stadt iſt

wohl gebauet, die Einwohner ſind die geſitte- ſten unter den Holländern; der Pöbel wird darinnen kaum geſpüret, weil an dieſem Ort wenig Handlung getrieben wird; Er iſt ein Sitz der Muſen und vornehmer Leute, welche die Bequemlichkeit, und ein ſtilles ruhiges Le- ben vor den beſten Genuß ihrer Reichthümer halten. Die Luſtplätze, Mayerhöfe, Gärten, Alleen, Canäle und Wieſen, womit es umrin- get iſt, machen den Aufenthalt dieſes Orts überaus angenehm; zumahl da man gemächlich von da aus in einem Tag an alle Oerter in Holland ohne ſchwere Koſten gelangen kann; es ſey zu Waſſer oder zu Land. Mit einem Wort, Utrecht iſt der freundlichſte Ort in ganz Holland.

Etwas finde ich in dieſem reichen Land noch anzumerken. So viele Hoſpitäler, Armen- und Wayſenhäuſer auch allenthalben darinnen angeleget ſind, welche von der Religion und den guten Anſtalten der Holländer in dergleichen Sachen unverwerfliche Kennzeichen abgeben, ſo findet man doch noch allenthalben Bettler. Aber Bettler, nicht wie in andern Ländern, zer- lumpt, zerriſſen, nackend, blos und elend; nein, dieſe werden auf offener Straſſen nicht gelitten; ſondern es ſind ſolches Bettler, die ins- gemein wohl gekleidet gehen und die es demjeni- gen noch zur Ehre rechnen, deſſen chriſtliche Liebe ſie um ein Allmoſen oder Beyſteuer an- ſprechen. Es ſind ſolches Spieler, Müßig-

gän-

gänger, Taugenichts, Landſtreicher; Leute, die durch allerhand Abendtheuer ſind an den Betzelſtab gerathen und die nicht ſelten auf eine verzweifelte Art unſern Beyſtand begehren; denn da in Holland ein Zuſammenfluß von allerhand Menſchen iſt, ſo macht auch dieſe Art von Leuten dieſes Allerhand vollkommen.

Man iſt übel daran, wenn man in Holland nicht die Art des Lands und die Sprache weis; man wird nicht allein von jedem Lumpengeſind betrogen, ſondern noch darzu unter der Naſen ausgelacht. Geht man aus einem Schiff, ſo lauffen einem wohl zehen dergleichen Lotterbuben nach dem Gepäcke; der erſte der ſolches zu faſſen kriegt, nimmt es und marſchiret damit davon; will der Fremde nicht hurtig ſein Quartier anzeigen, ſo kann er dem Träger nachlauffen und zuſehen, wo er ihn hinbringt.

Die Holländer verbrennen aus Mangel von Holz ihre eigene Erde, welche ſie Turff oder Dorff nennen. Den leeren Raum wo ſie ſolchen ausgraben, erfüllen ſie mit Waſſer und daraus werden Canäle, welche ihren Ausgang in die See haben. Wann alſo die Ausrechnung des Epicurs richtig iſt, daß in der Welt mit der Zeit, wo jetzt das Meer iſt, Land, und hinwiederum wo Land iſt, Meer ſeyn werde; ſo dörffte der Abgang des Erdreichs am erſten in Holland ſich äuſſern; wo anders die Zeit nicht fehlen wird, und die Holländer fortfahren ſolten, ihr eignes Land in Aſche und Waſſer zu verwandeln.

Sca-

Scaliger caracteriſiret ſchon zu ſeiner Zeit die Holländer nicht zum beſten. Er nennet ſie heßliche, geitzige und undankbare Leute, welche ſaumſelig, träg und unflätig im Eſſen und Trinken wären. Von dem erſten kann man ſie, wie ich ſchon oben erinnert, nicht gänzlich frey ſprechen. Viele Freygebigkeit und Gaſtfreyheit muß man bey ihnen nicht ſuchen: Allein was die Reinlichkeit in ihren Häuſern und ihren Geſchirren, wie auch in ihrer Leinwand betrifft, ſo findet man kein Volk in der Welt, das ſie darinnen übertrifft.

Von ihren Gelehrten urtheilen die einbildiſche Franzoſen eben ſo verächtlich; ſie meynen nicht daß unter einer ſo groben und ſtets mit Dunſt und Nebel angefüllten Lufft auch feine und muntere Geiſter ſpielen und etwas artiges, lebhaftes und ſcharfſinniges hervor bringen könnten. Sie reden von ihnen, wie ehemals die ſpitzfindige Griechen von den Phrygiern.

Vervecum in patria craſſoque ſub aëre nati.

Allein wenn die dicke ſchwere Lufft die Wirkſamkeit munterer Geiſter hemmte, wie kommt es dann daß die Franzoſen, welche in dieſen glückſeligen Provinzen ihren Schutz und Aufenthalt gefunden, nichts von ihrem Witz und ihrer Lebhaftigkeit dadurch eingebüſſet haben? Wolte man ſagen, es ſtecke dieſes in dem franzöſiſchen Geblüt: Wie, daß ſich ſolches dann durch die Länge der Zeit und durch die Vermiſchung mit dem holländiſchen nicht ein wenig

wenig ausartet? Wir bewundern vielmehr noch ſtets die ſchönen Schrifften welche in Holland von franzöſiſchen Verfaſſern an das Tages-licht kommen; und wann wir billig urtheilen wollen, ſo könnte man ſagen, daß dieſelben von der ſchweren holländiſchen Luft gleichſam etwas gründliches bekommen und ihr ſonſt allzufeuriges und oft neben ausloderndes Weſen durch einen Zuſatz von Feuchtigkeit glücklich temperiret hätten. Wenn ich ſagen wolte, daß mir die Gedichte der Holländer ſo wohl gefielen als diejenige der Franzoſen oder Italiäner, ſo würde ich wieder meine Empfindung ſprechen. Die holländiſche Sprache ſcheinet mir durchaus nicht zur Poeſie geſchaffen zu ſeyn, und wenn ſie ihre Helden auf der Schaubühne gleich noch mit einem ſo prächtigen Thon ausſprechen, ſo hat ſie doch etwas das nicht ernſthaft genug klinget; doch mag dieſes nur meinen hochdeutſchen Ohren ſo vorkommen, welche an ein ſo weichliches und quacklendes Gethaale nicht gewohnet ſind; dem ungeachtet aber ſo liebe ich einen Cats in ſeiner natürlichen Beſchreibung des Buyten Levens weit mehr, als einen ſchwermenden Voiture, Le pays und andere dergleichen franzöſiſche Beaux Eſprits, welche um alles lächerlich zu machen, ſelbſt lächerlich werden. S Evremond wäre vielleicht in der feinen Pariſer Lufft unendlich mehr ausgeſchweifft, als in London, wo Duft und Nebel ſein allzuflatterndes Feuer ein wenig zu dampfen ſchien; und Bayle hätte vielleicht in Frankreich nicht ſo viel Sitzfleiſch gehabt, als in Holland, ſo groſſe und wichtige Werke

zu ſchreiben. Mit einem Wort, die Lufft in Holland iſt den ſchönen Geiſtern ganz und gar nicht zu wieder, und man könnte allenfalls denen Gelehrten aus andern Ländern ein Verzeichnis ſo viele gelehrten Holländer in allen Wiſſenſchaften entgegen ſetzen; daß es ſchwer fallen ſolte zu entſcheiden, welchen darunter der Vorzug gebühre.

Erasmus und Grotius allein, nebſt der berühmten Jungfer Schurmann ſind genug uns mit Ehrerbietung zu erfüllen. Was waren Arminius, Gomarus, die Voßii, die Heinſii, Tesmarus, Grävius, Gronovius, Coccejus, Voetius, Burmann, Beverwick, Börhaven u. ſ. w. für groſſe Leute? Ihrer geſchickten Poeten, deren eine Menge ſind, nicht einmal zu gedenken?

Ich habe hierbey Gelegenheit, noch eine Anmerkung zu machen, deren gründliche Entwickelung ich von unſern Naturforſchern erwarten will. Ich beobachte nemlich, daß es faſt durchgehends in denen an der Norder See gelegenen Ländern, aufgeräumtere und zu den ſchönen Wiſſenſchafften aufgelegtere Köpfe gebe, als in denen Gegenden, die von der See entfernet ſind; da doch unſtreitig die Lufft hier viel feiner, zärter und ſubtiler, wie im Gegentheil an der See dicker, ſchwerer und feuchter iſt. Hierzu kommt daß in dieſen Seeländern, weil da kein Wein wächſt, die Leute meiſtens Bier trinken. Solte man hieraus nicht gegen alle bisherige Mey-

Meynung ſchlieſſen, daß der Wein unter einem reinen und warmen Himmelſtrich, weniger Geiſt und Scharfſinnigkeit, als das Bier in einer dicken und ſchweren Luft gebe?

Man nehme zum Exempel den ganzen groſſen Landſtrich vom Rhein bis an die ungariſchen Gränzen mitten durch Teutſchland durch: Als nemlich die Rheinländer, die Schwaben, die Franken, die Bayern, die Oeſterreicher, wo allenthalben Wein getrunken wird und die gedeylichſten, fruchtreichſten Gegenden unter einem gelinden Himmelſtrich gefunden werden. Man nehme, ſage ich, dieſe weite und bewohnte Gegenden und vergleiche die Schrifften ihrer Gelehrten, Weltweiſen und Poeten mit denjenigen, welche in dem nordiſchen Teutſchland an das Licht gekommen ſind; ſo wird man darunter, wenn man anders ohne Parteylichkeit die Sache beurtheilen will, einen ſehr merklichen Unterſcheid finden; beſonders in der Dichtkunſt, welche das vornehmſte Kennzeichen von einer lebhaften und feurigen Erfindungskraft iſt. Die Poeten wollen einmal in obgenannten Ländern nicht anſchlagen.

Ich komme von dieſer kleinen Ausſchweiffung wieder auf die Holländer; dieſelben beſitzen, nebſt einer natürlichen Fähigkeit zu den Künſten und Wiſſenſchafften, noch viele andre Tugenden und gute Eigenſchaften, welche zu der Erhaltung ihres Staats vieles mit beytragen. Ich rechne darunter ihre Mäßigkeit, ihren Fleiß, und ihre

Mildthätigkeit gegen die Armen; vornehmlich aber ihre treffliche Einſicht in allen Handlungsſachen. Sie beſitzen auch gleiche Geſchicklichkeit zu allerhand Fabricken und Handarbeiten. Ihre Tücher, ihre Stoffe, ihre Bleichen, ihre Druckereyen, ihr Papier bringen der Republick unſägliche Summen ein. Ich bewundere inſonderheit ihre koſtbare Kupferſtiche und Bücher, auf deren Verlag ſie mehr zu verwenden pflegen, als ein Volk in der Welt. In der Seefahrt haben ſie es ebenfalls am weiteſten gebracht: ſie ſind die beſten Schiffleute und Schiffbaumeiſter. Ein kluger Steuermann, der ein paarmal über die Linie geſtrichen iſt, macht einen, wenn man ihn reden höret, ganz demüthig. Er giebt den gröſten Weltweiſen und Mathematikern aufzurathen. Er ſpricht von der Stern- und von der Naturkunde auf eine Art, daß man ihn mit Verwunderung anhöret.

Man muß es alſo in Betrachtung ſo vieler guten Eigenſchaften den Holländern nicht ſo übel nehmen, wenn ſie in ihrem Umgang nicht diejenige Leutſeligkeit blicken laſſen, welche man ſonſt von artigen und belebten Leuten erwartet. Leute die immer mit Ziffern und groſſen Ausrechnungen beſchäfftiget ſind, gleichen etwas denen tiefſinnigen Philoſophen, die eine Aufgabe aus der Algebra vor ſich haben: ſie ſehen insgemein ein wenig finſter um die Augen.

Ich beziehe mich im übrigen auf dasjenige, was ich ſchon anderwerts von dieſer wichtigen Republick hin und wieder beſonders in meinen freyen Gedanken angemerket habe. Auch beziehe ich mich auf die ſchönen und leßwürdigſten Nachrichten, welche meine beyde hochgeſchätzte Freunde, der Herr Hofrath von Nemeitz in ſeinen vernünftigen Gedanken T. III. und Herr de Beaumarchais in ſeiner Beſchreibung von Holland herausgegeben haben.

VIII.

Die Schweitz.

Im Jahr 1719. und 1724.

Cum Cæſare aut depugnandum eſt, aut habenda e lege ratio. Depugna inquis, potius quam ſervias: ut quid? ſi victus eris proſcribere. Si viceris tamen ſervias.

Cic. ad Att.

Wenn man ein freyes und glückſeliges Volk ſehen will, ſo muß man in die Schweitz reiſen. Es iſt zu verwundern, wie ſo verſchiedene Menſchen in der Religion, in den Sitten und in der Sprache ungleich, ſich mit einander in eine ſo genaue und unverbrüchliche Vereinigung haben einlaſſen können, daß daraus eine ſo mächtige Republick, wie die Schweitz, entſtanden iſt; deren Bande nun deſto

dauerhafter ſind, je mehr ſie aus Einfalt und Neigung zur Freyheit ſind zuſammen geflochten worden. Dieſer edle Trieb allein, hat ein ſo groſſes Werk zu Stand gebracht und dieſe tapfere Völker vereiniget. Das unerträgliche Joch, darunter ſie vor vierhundert Jahren geſeufftzet haben, hat dergeſtalt ihren Muth entzündet, daß ſie ſolches mit Macht vom Halſe ſchüttelten. Der erſte Schweitzerbund wurde im Jahr 1315. errichtet; zu welchem ſich hernach viele benachbarte Gegenden ſchlugen und die Berner den Theil von Burgund eroberten, welcher heut zu Tag die Franzöſiſche Schweitz genennet wird.

Alle dieſe Länder ſind zuſammen auf eine Art miteinander verbunden, daß es gleichſam eine Unmöglichkeit ſcheinet, ſolche von einander zu trennen. Selbſt die Bewegungen in der Religion, ſo wütend ſie auch immer waren, haben doch die Verbindung der löblichen Eydgenoſſenſchaft nicht aufheben können. Dieſe Probe iſt ſtatt aller andern, und zeiget von der unbeweglichen Grundfeſte des Schweitzeriſchen Staats.

Keine Länder in der Welt ſind beſſer zu einer freyen Republick gelegen. Die Natur hat ſie gleichſam mit unerſteiglichen Mauren umgeben. Ihre eigne Nachbarn beſchützen ſie durch ihre Eiferſucht, indem es einem jeden nachtheilig ſeyn würde dem andern einen Flecken davon zu gönnen. Alles iſt darnach eingerichtet, dieſes freye

Volk gegen die Einfälle auswärtiger Feinde zu bedecken. Einige meynen, die Schweitz hätte ihre gröſte Sicherheit ihrer natürlichen Armuth zu danken; denn ſie hat auſſer einigen Eiſengebürgen, und ihrer fetten Weyde in den Thälern, wenig Schätze. Allein diejenigen, welche ſo urtheilen, kennen den wahren Werth der Länder nicht. Die ganze Schweitz, auch in den wildeſten Gebürgen, iſt voller Menſchen; dieſe ſind die wahren Reichthümer eines Landes. Was kann man nicht mit ihnen ausrichten, zumahl mit ſolchen, die mäßig, friſch, geſund, arbeitſam, redlich und behertzt, wie die Schweitzer, ſind?

Ein Schweitzer iſt ein Holz aus dem ſich alles ſchnitzen läßt. Doch mit Unterſcheid: es giebt auch viele unnütze Pengel in einem Wald. Die Menſchen ſind aller Orten untermengt: die Schweitzer gehören unſtreitig mit unter diejenigen Völker, die am nutzbarſten ſind. Sie halten auf Treue und Redlichkeit, und pflegen deswegen auch bey andern Völkern im Krieg, wie auch an den Höfen zur Leibwache gebraucht zu werden. Wiewohl dieſe letzte Gewohnheit zu unſern Zeiten ſehr abgekommen iſt, dergeſtalt daß an denjenigen, die man Schweitzergarden nennet, faſt nichts mehr, als die Bärte und die Flüderhoſen ſchweitzeriſch ſind. Allein mit den ſchweitzeriſchen Soldaten, welche ſowohl in franzöſiſchen als in holländiſchen Sold ſtehen, iſt noch etwas rechts auszurichten. Bey den Holländern ſind unſtreitig die Schweitzer-Regimenter die beſten.

Ich wüſte im übrigen nicht, in welcher Sache die Schweitzer weniger Geſchicklichkeit haben ſolten, als andere Völker. Sie ſind bey wenigen Schätzen reich, weil ſie vergnügt ſind. Die Gaben der Natur und die Mäßigkeit, welche ihnen an vielen Orten die Armuth ſelber lehret, macht ſie ohne Kummer leben und kein ſchweres Geblüt ſammlen. Ein paar Kühe und ein paar Ziegen ſind zu einer ganzen Haushaltung genug. Was den Ackerbau anlanget, ſo kann man bey ihnen recht in die Schule gehen. So ſteil und felſigt auch ihre Höhen ſind, ſo haben ſie doch Mittel gefunden hin und wieder auf denſelben Weinſtöcke zu pflanzen oder Furchen zu ziehen. Dieſe an den Bergen hängende Plätze und Felder ſind mit ſo vielem Fleiß als Kunſt verfertiget, und mit einer Steinwehr unterbauet. Ich kann nicht läugnen, ich habe beſonders in den Savoyiſchen Alpengebürgen dieſen mühſamen Ackerbau mitleydend angeſehen. Der an Pflug geſpannte Ochſe muſte Bergan klettern und zugleich zackern. Wenn man dieſes ſeltſame Fuhrwerk ſah, ſo graußte einem davor; es ſchien, als ob Mann und Ochs und Pflug Gefahr hätten in die Tieffe zu ſtürtzen; allein Thier und Menſchen ſind es ſo gewohnet und darzu von Jugend auf abgerichtet. Noth und Mangel haben tauſend Sachen in der Welt gelehrt, die unmöglich ſchienen; die Frucht, die noch über dem auf dieſen ſteinigten Gründen mit einer ſolchen ſauren Mühe gezogen wird, iſt wie man leicht denken kann, mager, leicht und ſchlecht; die Düngung müſſen die Menſchen an vielen Orten auf dem Rücken hin-

hinauf ſchleppen: es iſt alſo in dieſen Ländern ein elender Ackerbau, dem ungeachtet ſo iſſet man doch in der Schweitz das ſchönſte Waitzenbrod, und lebet dabey ſo herrlich und ſo vergnügt als irgend in einem Land in der Welt. Der vortreffliche Schweitzerpoet ſagt deswegen von ſeinen Landsleuten ſehr artig:

Wohl dir, vergnügtes Volk, dem ein geneigt Geſchicke
Der Laſterreiche Quell, den Ueberfluß verſagt,
Dem, den ſein Stand vergnügt, dient Armuth ſelbſt zum Glücke
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.

Wir müſſen einen ſehr groſſen Unterſcheid machen unter der teutſchen und unter der ſogenannten franzöſiſchen Schweitz, dem Pays de Veaux und was an Burgund gränzet: Hier hat die Schweitz ein treffliches Anſehen, und ſtreitet mit den ſchönſten und fruchtbarſten Ländern um den Vorzug. Hier iſt Milch und Honig. Hier iſt Korn und Wein. Hier ſind allerhand Gattungen Früchte im Ueberfluß. Die Gegenden um den genfer, neuchateller und murtner See, bringen alles was ein Land bringen kann. Hier iſt es eine Freude das groſſe und kleine Vieh auf fetten Trieften weiden zu ſehen. Allein ich muß auch ſagen, daß man hier einen eben ſo groſſen Unterſcheid in den ſchweitzeriſchen Sitten bemerket. Die Einwohner dieſer glückſeligen Thäler

ſind viel lebhafter und wollüſtiger, als in den rauhen Gebürgen. Der Ueberfluß reitzet die Sinnen zur Unmäßigkeit. Das Blut wird erhitzt und unrein. Die Begierden werden heftiger, die Laſter ausſchweiffender und die Ausſchweiffungen gefährlicher. Wir haben alſo zweyerley Schweitz und zweyerley Schweitzer; weil aber die teutſche rauhe Schweitz den gröſten und beträchtlichſten Theil der Eydgenoſſenſchaft ausmacht, ſo wird auch, wenn man von der Schweitz redet, unter dieſem gröſten Theil das Gantze verſtanden.

Wir haben oben von dem Fleiß der Schweitzer in Anſehung des Feldbaues Erwehnung gethan. Dieſer Fleiß zeiget ſich nicht minder in Anſehung der verſchiedenen Gewerbe und Handthierungen, welche zur Nothdurfft und zur Gemächlichkeit des menſchlichen Lebens dienen. Die Städte ſind voller Handwerksleute und Fabricanten, die beydes in Wolle und Leinwand die beſte Arbeit machen. Inſonderheit hat ſich die Stadt Zürch darinnen vor andern hervor gethan. Dieſe einländiſche Manufacturen und Fabricken geben einen trefflichen Stoff zur Handlung, welche vornehmlich in Genf, Zürch, Baſel und Schaffhauſen ſtarck getrieben wird. Auch haben die Schweitzer ihre eigne Meſſen und Jahrmärckte zu Zurzach, wo ein Zuſammenfluß aller Waaren iſt, und alle nur mögliche Handlung getrieben wird. Es iſt wahr, daß dieſen Bergländern, an und für ſich ſelbſt die Natur die wenigſten Vortheile zur Handlung verliehen hat,

dann

dann ſie müſſen alles mit unglaublicher Mühe und ſchweren Koſten auf der Axe und auf Pferden über die an einigen Orten gantz unwegſame Gebürge ſchleppen: ſie haben Mangel an Lebensmitteln; weil aber in dieſen Gegenden die Menſchen fruchtbarer ſind, als der Erdboden, ſo ſiehet ſich ein groſſer Theil ihrer Einwohner genöthiget, ihre überflüßige Zucht auſſerhalb Landes zu ſchicken, damit ſie einander ſich nicht ſelbſt aufzehren möchten; dem ungeachtet aber, ſo blühen Handel und Wandel. Die Genffer bringen ihre Gallonen, ihre Seidenwaaren, ihre Bücher u. ſ. w. bis auf unſre Meſſen. Solte man ſagen, daß ſie eben ſo wohlfeil wären, als wenn ſie uns zu Waſſer aus Holland zugeführet würden? Was die Fracht über die Gebürge koſtet, das freſſen auf dem Rhein die Zölle.

Was die Sitten der Schweitzer betrifft, ſo werden ſie insgemein für ein unhöfliches, rohes und grobes Volk gehalten. Die Franzoſen ſingen:

La Suiſſe eſt encore plus affreuſſe
Qu'elle n'eſt rabotteuſe.
Que ſon ſejour eſt ennuiant!
Les Gens les plus polis ſont des gros paiſans.

Allein, dieſes Lied hat allem Anſehen nach ein Franzöſiſcher Petit Maitre gemacht: wie ſolte dieſen Leuten ein Land gefallen, da ſie faſt nichts von neuen Moden, gallonirten Kleidern

Marquiſen, geſchminckten Puppen, Comödianten, Sängern, Caffe- und Spielhäuſern und dergleichen finden? Mich dünkt die Schweitz wäre das rechte Land der Vernunft. Ich habe ſehr viele artige und belebte Leute darinnen angetroffen. Ich höre an ihnen wenig von der rauhen und ungeſchliffenen Art, deren man ſie beſchuldiget, gefunden. Das andere Geſchlecht hat bey aller ſeiner altmütteriſchen Tracht einen gewiſſen Schlag zur neuen Galanterie, den es ſehr weit treibet. Baſel, Bern, Solothurn, Lauſane und Genf ſind ſolche Städte, wo man die Schönen ja ſo zärtlich, lebhaft und empfindlich ſiehet, als irgend an einem andern Ort.

L'Amour eſt de tous pays.

Unter allem Schweitzer Blut aber wird das Baſeler für das ſchönſte gehalten.

Ueberhaupt macht die Freyheit das gemeine Volk ein wenig trotzig und ungeſittet, auch hin und wieder wollüſtiger und üppiger, als man es in dieſen Ländern vermuthen ſolte. Ein Schweitzer aber, der eine Zeitlang auſſer Landes geweſen und gereiſet iſt, der kann ſich allenthalben ſehen laſſen. Inſonderheit giebt es in obgenannten Städten wie auch in Zürch, Freyburg und Baden Leute von edler Lebensart, denen es weder an einer gründlichen Vernunft noch an Kenntniß der Welt fehlet.

Die ſchweitzeriſche Sprache iſt überaus hart und unangenehm; ja ſie iſt noch viel rauher und

widerwärtiger, als die harte Mundart der Tyroler und Oeſterreicher: ſie formiret tief in der Gurgel einen ſchnatrenden Thon und praſſelt einem die Wörter mit ungeſtümmer Gewalt ins Angeſicht. Das ſchöne Geſchlecht verlieret einen groſſen Theil ſeiner Annehmlichkeit, wann es ſich in ſeiner natürlichen Sprache vernehmen läſſet; die Vornehmen bedienen ſich deswegen insgemein gegen Fremde nur der Franzöſiſchen Sprache, inſonderheit zu Baſel, Solothurn und Bern. Die Gelehrten haben bey ihnen ſelbſt dieſen Fehler vernünfftig eingeſehen: ſie pflegen deswegen ſtark nach Halle und andern ſächſiſchen Univerſitäten zu gehen und eine Zeitlang ſich daſelbſt aufzuhalten; wie ſich denn auch ihre beſten Schrifftſteller bisher in ihrer Schreibart nach der ſächſiſchen Mundart zu muſtern befleiſſen; wiewohl ihnen noch immer etwas von dem Landgeſchmack bleibet (*). Sehet hier eine kleine Probe von der ächten und wahren Sprache der Schweitzer: ſolche iſt aus einer Predigt genommen, welche ein muthwillig ſinnreicher Kopf einem Züricher Prediger in den Mund gegeben

(i) 5 hat,

(*) Der berühmte Herr von Haller, der ſeinem Vaterland die gröſte Ehre macht, hat ſeine Muſe am erſten lernen rein teutſch ſchreiben; Drollinger hat ſolches zwar zu gleicher Zeit gethan: allein ſo ſchön und ſo erhaben er auch ſchreibet, ſo iſt er ſich doch nicht allenthalben gleich. Die beyde noch lebende ſchweitzeriſchen Dichter, Herr Bodmer und Herr Spreng drücken ſich auch ſtarck und glücklich aus, wobey Herrn Breitingers critiſcher Abhandlung mit Ruhm zu gedencken.

hat, die Worte lauten folgender Geſtalt: Es chomma mir zallererſt die hůbſcha Papiſta in Chrind, die do ſprăcha mer hedid nit de răchta Chlauba und ſiget nit răcht evangeliſch, as weмer nit au Brilla vn Naſaſpiegel hătta, eba ſo wohl als ſie, vn nit au lăſa, ſprăcha und jăha kŏnde, was der Text chlor vn luter zrăchna git, ſo mer chŏntets haiter vn chlor ufwiſa, daß mer Chnăcht vn Diener des Worts, ſo luter Samethanſa Papiſchta ſind, ſtŏts dănn nit pur luter und chlor im Buechli Hăſchter, d Chaza hănd ſeltzame Năſchter, Joannes erat prædicans in deſerto. Sammethans war a Preyſcant, wo? in der Wůeſti, mitta unter de Papiſchta, as wie unter den růſſiga Wŏlfa, můeßt wohl der Tifel thue, wemmer nit aw luter Samethanſa wăred, ſo mir ſind răcht ſchreyend Stimma in der Wůeſti, u. ſ. w.

Solte man ſagen, daß die Sprache der Schweitzer ſo ſehr von dem reinen Teutſchen abgieng? Denn obwohl die Gelehrten beſſer ſchreiben, ſo redet man doch nicht anders in der ganzen Schweitz. Der Schweitzer Witz hat etwas auſſerordentliches. Ihre Art zu denken iſt nicht gemein: ſie gehen auf den Grund und urtheilen ſcharfſinnig, ohne daß es ſcheinet. Hier iſt das Land, wo man die meiſten Originalien findet, und wo man ſich eine ſo groſſe Ehre daraus macht frey zu denken, als frey zu leben. In der Naturwiſſenſchaft bewunderte man zu meiner Zeit einen Scheuchzer in Zůrich: In der Mathematic den Herrn Bernulli und deſſen Sohn in Baſel:

in den Alterthůmern und Geſchichten einen Iſſe-
li, Harſcher, Schirer und Waldkirch; in der
Gottesgelehrtheit Werenfels, Pictet, Turretin,
Oſterwald und Roque; vieler andern, die ich
nicht gekannt habe, zu geſchweigen.

Eine Anmerkung wird man mir nicht übel neh-
men. Wie kommt es, daß überhaupt in Teutſch-
land und inſonderheit in der Schweitz die Pro-
teſtanten faſt allein in den ſchönen Wiſſenſchaff-
ten ſich hervor thun? da im Gegentheil in Franck-
reich und in Italien, wo gar keine Proteſtanten
ſind, dieſelben ſo weit getrieben werden? Die
Religion kann daran nicht Schuld ſeyn, ſonſt
würde ſich gleicher Mangel und gleiche Bedürf-
nis auch in dieſen Ländern äuſſern. Die Unter-
ſuchung dieſer Frage würde mich allzuweit leiten.
Ich will die Entſcheidung derſelben gerne andern
überlaſſen. Nur ſo viel hab ich wahrgenommen,
daß man nirgends freyer in Religionsſachen ur-
theilet, als in der Reformirten Schweitz, und
nirgend im Gegentheil die Satzungen der Römi-
ſchen Kirche genauer beobachtet, als in der Ca-
tholiſchen Schweitz: Ja die Abwege bey beyden
Theilen gehen oft ſo weit, daß Vernunft und
Wahrheit, ja gar der bürgerliche Friede darun-
ter leidet. Die Schweitz wäre noch ſo ruhig,
wann dieſe unglückliche Zwietracht ſie nicht ſelbſt
unter einander aufriebe. Doch, ſo weit auch
beyde Theile in ihrer Verbitterung gehen, ſo iſt
es gleichwohl zu verwundern, daß, ſo bald ſich
fremde Nachbarn in ihre Händel mengen, ſie
hurtig Friede machen, und ſich dieſem entgegen
ſtel-

ſtellen; nicht anders wie ein paar böſe Eheleute, die ſich einander ſchlagen und rauffen, und demjenigen, der abwehren will, den frechen Beſcheid geben: Sie wolten ſehen, wer ihnen verbieten wolte ſich einander herum zu zauſen. Auf ſolche Weiſe halten die Catholiſche und Reformirte Schweitzer, aller ihrer Zänkereyen ungeachtet, auf ihrem einmal gemachten Bund.

Auf der Seite von Tyrol und Schwaben ſind die Leute in der Religion noch ſo ſtumpf von Sinnen, daß ſie die allerweſentlichſte Begriffe davon mit dem gröbſten Aberglauben verwirren. Man erzehlet von ihnen, doch nur ſpottweiſe, die lächerliche Geſchichte, daß, als einmals die Ernde nicht nach ihrem Wunſch ausgefallen wäre, ohnerachtet ſie das Bild U. L. Frauen noch ſo andächtig darum erſucht hätten, ſie darüber ſich entſchloſſen hätten, ihr den Dienſt aufzukündigen: Das Lied darüber beginnet alſo:

Anna Mareilli! Anna Mareilli!
Was gelts mer wenn dir trutza
Wenn nimmer in Kirchen gon
Mer wenn aw nimmer bätta, üſer läbelon.

Die Kriegsverfaſſung in der Schweitz iſt vortrefflich, und könnte allenfalls allen andern Staaten zu einem Muſter der Nachfolge dienen, wann man nicht ſowohl das Volk zu unterdrücken, als zu beſchützen ſuchte. Sie haben beſtändig eine ſtattliche Anzahl verſuchter Kriegs-Leute unter ihnen, welche auſſerhalb Landes Dienſte

ſie gethan und den Krieg gelernet haben. Der General Werthmüller, Erlach, Brentli, Stierler und andere mehr, haben ihrem Vaterland Ehre gemacht. Alle Bürger und Landleute, welche im Stand ſind die Waffen zu führen, müſſen im Nothfall Soldaten abgeben: ſie werden darzu von Jugend auf angeführet, daß ſie die Waffen handthieren und einem Feind entgegen ziehen können; der Canton Bern ſoll allein binnen 24. Stunden über zwantzig tauſend Mann ins Feld ſtellen können.

Sie haben noch auf ihren Höhen ihre Holtzſtöſſe, welche, wenn ſie angezündet werden, die Gefahr eines feindlichen Einbruchs in einem Zeitblick von einer viertel Stunde dem gantzen Land kund machen können. Das iſt in der That eine treffliche Erfindung für die Sicherheit der gantzen löblichen Schweitz.

IX.

Kurtze Reiſebeſchreibung nach Savoyen und Turin.

Bey Gelegenheit der Heimführung der vermählten Prinzeßin von Heſſen Rothenburg an den Kronprinzen von Sardinien.

Im Jahr 1724.

Tutiſſimam Regum cuſtodiam non turribus, propugnaculis, moenibus, ſattellitibus aut armis contineri ſed amicorum præſidiis, civium benevolentia propriaque virtute; quibus quidem opibus regna & imperia non modo ſervari, verum in dies augeri ac propagari aſſerit.

Iſocrat.

An einen guten Freund.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir eine ausführliche Nachricht, von meiner ſavoyiſchen Reiſe. Ich mache mir daraus ein Vergnügen Ihrem Befehl zu gehorſamen und mich derjenigen Abentheuer zu erinnern die mir auf dieſer Reiſe begegnet ſind.

Ein

Ein ungewöhnliches Stillſitzen machte mich entſchlieſſen die Prinzeßin von Heſſen Rothenburg, als vermählte Braut des Kronprinzen von Sardinien zu begleiten. Ich meldete mich deswegen bey ihrem von dem Caſſeliſchen Hof ihr mitgegebenen Großhofmeiſter, dem General Baron von Leutrum, und erſuchte denſelben mich unter ſeinem Gefolg mitzunehmen. Dieſes beſtund aus wenig Perſonen: er hatte auſſer ſeinen Bedienten niemand, als ſeiner Schweſter Kind, den Baron von Elſter bey ſich. Die Abrede war, ihn in Baſel anzutreffen,

Ich ritt den 5. Auguſt die Poſt über Worms, Speyer, Landau, Weiſſenburg, Hagenau, Straßburg und Hünningen nach Baſel, wo ich den 8ten Morgends gantz früh anlangte. Die Prinzeßin hielte deſſelbigen Tages hier ihren Einzug. Dieſes geſchahe unter einem groſſen Zulauff von Menſchen, welche von allen Orten und Enden dahin gekommen waren, um eine in der Schweitz ſo ungewöhnliche Pracht mit anzuſehen. Die Prinzeßin nahm ihre Einkehr in dem ſchönen Baadendurchlachiſchen Pallaſt. Sie bekam hier ihren neuen Hofſtaat und ſande den Ihrigen, der ſie bis nach Baſel begleitet hatte, zurück. Alle ihre Bedienten wurden wohl beſchencket. Ihre neue Großhofmeiſterin, welcher ſie übergeben wurde, war die Gräfin von St. Omar, eine hochmüthige Piemonteſerin. Dieſe nahm ſich gleich Anfangs bey der Prinzeßin ſehr viel heraus, und ſchreckte ſie vorläuffig mit allerhand Lehren und Lebensregeln.

Den 11ten Aug. geſchah der Aufbruch von Baſel. Man ſah hier bis auf Lichſtall, wo die Prinzeßin das Mittagsmahl hielt, nichts als Menſchen. Die Prinzeßin bediente ſich auf ihrer Reiſe bald einer Kutſche, bald eines Tragſeſſels mit 2. Maulthieren. Die ungeheure Menge von Menſchen, welche aus der gantzen Schweitz zuſammen gekommen waren, eine ſo wunderſchöne Prinzeßin zu ſehen, hatten alle Häuſer angefüllet. Man hatte alle Mühe ein Nachtlager zu finden. Den erſten Abend muſte ich mich zu Wallenburg, welches ein kleiner Ort iſt, bequemen und in einer Mühle vor dem Thor einkehren. Das Klappern dieſer Maſchine wolte mir Anfangs keinen Schlaf verſtatten. Die ermüdete Sinnen aber brachten ihn endlich ſo ſtark zuwegen, daß man mich den andern Morgen muſte aufwecken laſſen.

Den folgenden Tag wurden wir zu Bätſtall von den Abgeordneten von Bern auf das Beſte bewirrthet. Abends kamen wir nach Solothurn, wo abermals alles mit Menſchen dermaſſen angefüllet war, daß wir kaum unter Dach kommen konnten.

Wir verlieſſen deswegen den dritten Tag zu Buren den Hof und eilten voraus. Wir kamen Abends nach Murten, wo es uns ſehr wohl gieng, und wo ich inſonderheit eine Freude hatte denen in der Menge dahin gekommenen ſchwei-

ſchweitzeriſchen Damen das in Wachs poſirte Bildnis der Prinzeßin zu zeigen. Sie konnten ſich nicht einbilden, daß eine ſolche Schönheit in der Welt ſey. Ich verſicherte ſie aber, daß ſie das Original noch weit mehr bewundern würden. Man konnte allerdings mit Recht von dieſer Prinzeßin ſagen: Non eſt formoſa, cujus crus laudatur aut brachium, ſed illa, cujus univerſa facies admirationem ſingulis partibus attulit, *Sen. Ep.* 33.

Mir gefiel unterdeſſen in unſerer Herberge die prächtige Ausſicht auf den Murtner See. Ich betrachtete dieſelbe auf einer an beyden Enden mit zwey Luſthäuſern eingefaßten Gallerie, wo unten die Wellen bis an die Mauer ſchlugen. Beglückte Völker, dachte ich bey mir ſelbſt, die hier in ſtolzer Freyheit wohnen und ihre Weinberge mit Ruhe bauen können.

Der General von Leutrum hatte hier mit mir nicht gleiche Gedanken. Er betrachtete dieſe ſchönen und fruchtbaren Gegenden mit einer großmüthigen Eiferſucht. Er gönnete ſolche den Schweitzern keines wegs. Ces coquins, ſprach er, poſſedent un ſi beau pays. Er meynte er wolte noch ſeinen Kopf mit dran wagen, wann der König von Sardinien, in deſſen Dienſten er ehmals war, die Eroberung davon unternehmen wolte. Dieſer General beſaß auſſer ſeinem Soldaten Handwerk wenig Wiſſenſchaften. Von Kriegsſachen aber hörte ich ihn gerne reden; dann er ſprach davon aus Erfahrung.

Wir frühſtückten den 14. zu Bayerne, wo ich, weil mir das Fuhrwerk za langſam gieng, bis nach Mudon voraus ritt. Wir bekamen daſelbſt einen lebhaften Streit wegen der Vorſpann, die man uns geben ſolte. Ich erkannte bey dieſer Gelegenheit, wie der Schweitzer auf ſeine Freyheit pochet, und daß bey ihm mit Drohen und Schelten nichts zu erhalten iſt. Der General, der nur gewohnt war ſeinen Soldaten zu befehlen, konnte ſich in dieſe ſeiner Meynung nach grobe Freyheit nicht ſchicken. Es fehlte wenig mehr, ſo hätten wir, anſtatt andrer Complimenten, eine Tracht Schläge bekommen. Ich nahm mir wieder ein Pferd und ritte damit ganz allein ein Stück Wegs voraus.

Es war ſchwülig warm; ich hatte nur ein dünnes Camiſol auf dem Leib. Der Abend brach herein, als ich mich auf der prächtigen Höhe ein paar Stunden oberhalb Lauſanne befand. Ich überſahe hier in einem unbeſchreiblichen Entzücken den groſſen Genfer See, der als ein lichter Cörper in einem mit Blau ſchattirten Grund hervor ſchimmerte: Gegen über erhoben ſich nach und nach die Savoyiſche, denen Wolken gleichende Alpen. Je mehr die anbrechende Nacht den Horizont mit Dunkelheit überzog, deſto mehr Feuer und Klarheit umleuchtete denſelben mit ſchnell abwechſelnden Blitzen. Der Donner rollte durch die gepreßte Luft, und wiederſchalte mit einem brüllenden Thon in den tiefen Thälern. Eine Wolke näherte ſich dem Erdboden und ſtürzte ſich über mich mit einem erfriſchenden Regen aus.

Iſt es möglich daß man bey ſolchen Umſtänden, ganz allein, in einer unbekannten Weltgegend, eines ſo vollkommenen Vergnügens fähig ſeyn kann, als ich damals bey mir empfand? Nein, alle Schauſpiele der Welt haben nichts gegen dieſe Pracht der Natur. Ich wurde hier durch die Schönheit ſo unzehliger Vorwürffe gleichſam näher in die Gegenwart des allmächtigen Schöpfers gebracht, um die Werke ſeiner Hände, die ſo majeſtätiſch von allen Seiten hervor glänzten, mit gebührender Andacht zu bewundern.

Es war ein Glück vor mich, daß mein Pferd den Weg wuſte; dann ich lies es gehen wohin es wolte. Endlich kam ich um 11 Uhr nach Lauſanne. Man verwunderte ſich einen ſo abentheuerlichen Ritter bey ſo ſpäter Nacht, ohne Sack und Pack, und ohne einen Rock auf dem Leibe zu ſehen. Gleich darnach langte auch der General mit der Kutſche und ſeinen Leuten an.

Den folgenden Morgen giengen wir um 10. Uhr zu Oſchi, welches unten am Ufer nicht weit von Lauſanne liegt, zu Schiffe, und fuhren über den breiten Genfer See nach Tonon, wo der ſardiniſche Hof ſich befand. Der General hatte hier ſtets ein Papier in der Hand und lernte die Rede, mit welcher er den König anſprechen wolte, auswendig. Ich muſte heimlich darüber lachen: ich hatte keine Lection zu lernen. Wir kamen Abends um 5. Uhr nach

Tonon. Man empfieng uns am Schiff und führte uns gleich nach Hof. Der König und der Kronprinz waren allein im Zimmer. Der General trat hinein: ſein Vetter und ich blieben unter der Thür ſtehen. Das Vorzimmer war mit Hofleuten und Fremden angefüllet. Alle Fragen, die man uns that, waren, ob die Prinzeßin bald kommen würde und ob ſie auch ſo ſchön wäre, als man ſagte.

Wir bekamen unſer Quartier in dem Hauſe der Baroneſſe von Monthoud. Ich weis nicht warum man den Baron Elſter und mich unten in das beſte Zimmer legte. Die Herrlichkeit aber währte nicht lang. Mein Reisgefährde hatte ein langes Haar. Das Wild wuchs darinnen auf der Reiſe. Ich bekam davon auch meinen kleinen Antheil, wann es über die Gränzen ſetzte. Kurz, man brachte uns nach einigen Tagen in ein andres Quartier, wo die ſavoyardiſche Unfläterey uns mehr leiden machte, als wir ihre Reinlichkeit hätten beſchmutzen können.

Die Stadt Tonon hat ſonſt eine unvergleichliche Lage und muß vor dieſem ein feiner Ort geweſen ſeyn. Alle Häuſer waren von Stein: einige, welche den Edelleuten zugehörten, hatten auch eine gute Bauart. Im übrigen ſahe man hier allenthalben traurige Denkmäler des letzten Kriegs, welcher Land und Leute, Städte und Schlöſſer und alles verwüſtet hatte.

Wir waren unter andern auch auf einem Ball bey dem Baron von Coudray. Allein die Zimmer waren dazu viel zu klein. Stühle, Tapeten und alles Hausgeräthe zeigten zwar in ihrem verblichenen Glanz einen alten Adel, aber auch eine nahe Dürftigkeit. Bey unſrer Baroneſſe von Monthoud ſah es eben ſo aus. Ihre ſchöne Fräulein Tochter hatte mit ihrem Küchenpudel faſt ein gleiches Anſehen. Die Hände brauchten keiner Handſchuhe: ſie glänzten von Schmutz und Speck; ſonſt ſah ſie nicht ſchändlich aus, wann ſie angekleidet erſchien. Man bemerkte allenthalben, daß es dem daſigen Adel nicht an Lebensart, ſondern nur am Geld fehlete.

Die Perſonen, welche ich bey Hof hatte kennen lernen, waren durchgehends Leute von vielen Verdienſten. Ich rechne darunter inſonderheit den Marquis von Entraives, General von der Leibwache: Den Graf von Bourges, Groshofmeiſter von der Prinzeßin: Den Graf von Fontana, Staats- und Kriegsrath; Die Ritter von Eſte, Stallmeiſter; und den Ritter Roßignan, Hofmarſchall der Prinzeßin, wie auch die beyde Grafen von Coligni und Caſtagnoli, der Prinzeßin Cammerjunkern, mit welchen ich, wegen Gleichheit des Alters, den meiſten Umgang hatte: Ingleichen den Kriegscommiſſarius Mattheſius und Secretarius Cheverini; dieſe beyde waren ſehr aufgeräumte Köpfe. Der Marquis von Burg iſt Staatsſecretarius und der Marquis von Coudraye, Ober-

Oberſtallmeiſter, beyde hochangeſehene und vortreffliche Männer. Ich kann die Höflichkeit und die guten Manieren aller dieſer Herren nicht genugſam rühmen.

Den 19. Aug. erwartete man die Prinzeßin. Der König, der Prinz und der ganze Hof ſtunden mit Perſpectiven auf der groſſen Eſplanade und ſahen nach den ſchweitzeriſchen Ufern. Man erblickte in der ferne einige weiſe Seegeln, welche von Morgen aus ſtrichen. Der Prinz machte ſich fertig zu Schiffe zu gehen und ſeiner ihm noch unbekannten Gemahlin bis auf die Mitte des Genfer Sees entgegen zu fahren: Auf einmal aber erhub ſich ein ſchnelles Ungewitter. Die See fieng an zu toben, und die Winde raſeten abſcheulich. Der König, der Prinz und alles gerieth wegen der Prinzeßin in äuſſerſten Schrecken. Ein Bot muſte ſchnell vom Land ſtoſſen und ſich durch die wilden Wellen durchrudern laſſen, um die Prinzeßin zu erſuchen, ſich nicht weiter der Gefahr auszuſetzen, ſondern ſich mit ihrer Flotte wieder nach den nechſten ſchweitzeriſchen Geſtade zurück zu ziehen. Der Sturm war ſo anhaltend und ſo wütend, daß der Führer der ſchönen Polyxene dieſen Befehl nicht erwartete, ſondern von ſich ſelbſt zurück kehrte.

Den andern Morgen, als den 20. Auguſt, auf einen Sonntag wurde abermals alles zum Empfang der Prinzeßin veranſtaltet. Ihre Schiffe waren früh in See gangen. Der Prinz ſties in Begleitung etlicher Brigantinen

vom Land und fuhr ihr mit einigen Herren des Hofs entgegen. O Prinzeßin, war ſeine Anrede, was haben ſie uns geſtern für einen Schrecken verurſachet!

Der König empfieng die Prinzeßin auf einer von Brettern ungefehr 50. Schuh tief in die See gebauten Brücke. Sie neigte ſich vor ihm mit ungemeiner Anmuth und wolte ſich zu ſeinen Füſſen legen. Der König aber verhinderte ſolches und umfieng ſie auf das zärtlichſte. Alle dieſe Ceremonien giengen wohl von ſtatten, und der König ſchien über den holdſeligen Anblick ſeiner ſchönen Sohnsfrauen überausvergnügt zu ſeyn. Der Prinz ſetzte ſich zu Pferd und führte ſeine neue Gemahlin zur Kirche, wo die prieſterliche Einſegnung erfolgte.

Bey Hof wurde darauf öffentliche Tafel gehalten, wobey ſich nebſt dem Prinzen und der Prinzeßin von Rothenburg, auch zwey in Genf ſtudirende teutſche Prinzen, nemlich der Prinz von Anſpach und ein Prinz von Schwarzburg befanden. Die Munterkeit und das gute Anſehen dieſer beyden jungen teutſchen Prinzen gefiel dem König ungemein. Er ſuchte ſogar ſie zu bereden, daß ſie möchten nach Turin kommen und deswegen bey den hohen Ihrigen um die Erlaubnis anhalten. Ich hörte aus ſeinem Mund alle Bewegurſachen, die er dißfalls anführte; und ich konnte darüber deſſen groſſe Leutſeligkeit nicht genugſam bewundern.

Abends war eine Beleuchtung durch die ganze Stadt, welche aber nicht viel ſagen wolte. Die armen Leute hatten nicht viel auf Lichter zu verwenden. Die Klöſter und die Kirchenthürme retteten noch ein wenig die Ehre des Orts.

Den 22ſten brachen wir von Tonon auf und giengen zu Waſſer nach Genf. Denn der Hof, weil er gar zu zahlreich war, muſte ſich zertheilen und verſchiedene Wege nehmen. Abends tractirte der Marquis von Entraives im Gaſthauſe zu den drey Königen, wo er mit mir über Tafel ein ſehr lehrreiches und nachdenkliches Geſpräch führte. Der General von L * * * ſah darüber nicht freundlich aus.

Den 24ſten ſetzten wir unſre Reiſe weiter fort. Man ſpannte uns 6. elende Gäule vor, und die Herren Franzoſen, über deren Grenze wir fuhren, wolten das Geſandſchaftsrecht bey uns nicht gelten laſſen, ſondern unſer Gepäcke durchſehen; doch, da ihnen der General, der ſonſt wenig gute Worte geben konnte, freundliche Vorſtellungen that, lieſſen ſie uns fahren. Wir kamen Abends erſtlich um 9. Uhr nach Annecy, wo alles ſchön beleuchtet und auch eine ſtattliche Ehrenpforte aufgerichtet war.

Weil wir einen Tag in Annecy ſtill lagen, ſo beſuchte ich die Patres Oratorii, welche mir ihre ſchöne Bibliothec zeigten. Ich fand unter ihnen ſehr artige und gelehrte Leute; unter andern auch den geſchickten Verfaſſer der Innſchrif-

ſchrifften auf der bey dem Einzug verfertigten Ehrenpforte. Weil ich an denſelben einen beſondern Wohlgefallen bezeigte, ſo verehrte mir dieſer höfliche Pater die ganze Abzeichnung davon, mit ſeinen eigenhändigen Erklärungen der Sinnbilder und darzu gemachten Poeſien. Unter andern ſchienen mir folgende Verſe auf die Prinzeßin ſehr wohl angebracht zu ſeyn.

Au milieu des Beautez, des Splendeurs, des Richeſſes
Qu'offroient à notre Epoux tant d'aimables Princeſſes,
Parmi cent Qualités & cent rares Treſors,
La Vertu toute ſeule a decidé leurs Sorts,
Et l'on n'a preferé l'illuſtre Polixene,
Que par ce qu'elle étoit plus digne d'être Reine.

Auf den König.

Intenta usque novis Majeſtas regia curis
Ad nos, ô Cives! auſpice amore, redit,
Sternite jam poſtas & mœnia: corda pateſcant,
Obque recens fœdus, dicite, vive vale,
Mars ſilet atque Themis forma meliore coruſcat,
Nunc Regi, ut populis otia reddet Himen.

Auf den Prinzen.

Princeps ſponſus adeſt, properate occurrite; Noſtra
Spes eſt Heroum ſtirps & Imago Patris.

Comis in hoc Gravitas foris Sapientia fulget,
Felix quæ tanto Conjuge digna fuit.

Auf die Prinzeßin.

Tollite jam portas, en regia Sponſa propinquat,
Aſpectu, inceſſu creditur eſſe Dea,
Digna Cypri, quæ mox gereret, Venus altera, Sceptram
Orbi, quæ Leges, altera Juno, daret.

Ich ſahe auch hier das vornehme Frauen-Stifft del l'Annonciata, wohin die Prinzeßin von Rothenburg, der Kronprinzeßin Schweſter, ohne einiges Gefolg, in einem Tragſeſſel gebracht wurde, um in dieſem berühmten Kloſter erzogen zu werden. Dieſe Prinzeßin würde einige Jahre hernach an den Prinzen von Bourbon vermählet, und machte, beydes wegen ihrer Schönheit, als Lebhaftigkeit des Geiſtes, an den franzöſiſchen Hof ein groſſes Aufſehen. Der Herr von Elſter und ich giengen mit Fleiß hinter dieſer Prinzeßin drein, um zu ſehen, wie ſie ſich, da ſie auf einmal aus der groſſen Welt in dieſes Kloſter kam, geberden würde. Wir thaten als ein paar dumme Teutſche, welche kein Franzöſiſch verſtünden. Allein dieſe Verſtellung half uns nichts. Die eifrende Nonnen faßten uns ohne viele Complimenten bey dem Ermel, und wieſen uns zur Thür hinaus, mit dem Bedeuten, daß keine Mannsperſonen bey ihnen einkehren dürften.

Von

Von Annecy fuhren wir Morgens mit unſerer groſſen teutſchen Wachtelpfeiffe auf Chambery. Der General ritt dieſesmahl mit dem Hof. Der Baron Elſter und ich waren alſo allein im Wagen und bey dem Gepäcke. Weil alle Pferde in dem elenden Lande dem Hof zur Vorſpann dienen muſten, ſo hatte man uns ein halb dutzend Ochſen vorgeſpannt. Die Fahrt in dieſen hohen Gebürgen mit einem ſo ſchweren Kutſchengebäude war jämmerlich und kurzweilig.

Man hatte uns geſagt, daß der Empfang der Prinzeßin in Chambery, als der Hauptſtadt von Savoyen ſehr prächtig ſeyn würde. Da ich alſo ſahe, daß wir mit unſerer Ochſenpoſt nicht vom Weg kamen, ſuchte ich einen Gaul zu mieten und damit voraus zu reiten. Ich erhielte ſolchen mit vieler Mühe; er war aber nicht viel beſſer; als das hölzerne Pferd des Sancho Panſa. Ich that mein mögliches das ſteiffe Thier in Gang zu bringen; allein vergebens. Ich hatte noch kaum eine halbe Meile unter ſtetem Strampeln und Schlagen mit ihm zurück gelegt, ſo muſte ich mich entſchlieſſen abzuſteigen und das lahme Vieh vor mir herzutreiben. Der Gaul war mit allem kein ſo dummes Thier nicht; er fühlte ſich nicht ſobald von der Herrſchaft ſeines Reuters entlediget, ſo gieng er nicht allein vor mir weg, ſondern lief auch gar davon. Zum guten Glück kam er auf eine Wieſe, wo ihn etliche Bauern auffiengen. Ich ſetzte mich alſo wieder drauf; doch ſo erhitzt, ſo lechzend und

ſo abgemattet, daß ich an den Eſelskinbacken des Simſons gedachte, aus welchem zu ſeinem Labſal Waſſer geſpritzet war. Kurz, ich litte einen grauſamen Durſt. Endlich entdeckte ich eine von einem Felſen herab riſſelnde Quelle, deren Waſſer ſo klar wie Cryſtall war. Ich ſtieg alſo hurtig wieder von meiner Mähre herunter, krümte meinen ziemlich beſtaubten Huth und trank. Welche Erquickung! welches Leben fühlte ich nicht in alle meine Glieder ſich ergieſſen!

Die langſame Kutſche holte mich auf dieſe Weiſe bald ein: ſo tapfer wir auch den ſechs trägen Thieren, die ſolche zogen, zuſprachen, ſo blieben ſie doch bey ihrem kaltſinnigen Schritt. Es wurde Nacht, und wir ſahen von ferne die Thürme von Chambery in einem funklenden Feuer glüen. So ſchön auch dieſe Beleuchtung einer ganzen Stadt von weitem lies, ſo waren wir doch ungemein misvergnügt, daß wir auf ſolche Weiſe den Einzug der Prinzeßin verſäumet hatten.

Wir kamen endlich Abends um 10. Uhr nach Chambery. Wir hielten eine Zeitlang auf dem groſſen Schloßplatz, wo uns eine Menge Volks umringte, und das ſeltſame Gebäude von unſerm vierräderigten Wagen bewunderte. Die ganze Stadt war ſo hell, als am lichten Tage. Wir ſtiegen aus und giengen nach dem Furierzettel, der vor dem Schloßthor hieng, um zu ſehen, wo man uns das Quartier angewieſen hatte.

hatten. Wir muſten durch verſchiedene mit Tapeten behängte Straſſen fahren und machten allenthalben, wo wir uns hinwanden, mit unſerm Fuhrwerk eine groſſe Verwirrung. Wir kamen endlich

Per tot ambages, per tot diſcrimina rerum

zum General. Dieſer hatte die Höflichkeit und fluchte, daß wir ſo lange ausgeblieben waren. Solches war nicht genug. Er kündigte uns zugleich auch an, daß wir bey ihm nicht könnten das Quartier haben, wir möchten alſo ſehen, wo wir hinkämen. Die Gräfin, wo er eingekehret war, hatte ſich unſre Geſellſchaft bey ihm verbeten.

Es war um Mitternacht, die Lichter in den Straſſen hatten ausgebrandt, alle Häuſer lagen voll, wo wir hinkamen war kein Platz mehr zu finden. Zum guten Glück traffen wir etliche Herren von Hof an, die gleich denen Johanniswürmgen im Finſtern blinkten. Sie kannten uns und nahmen ſich deswegen unſrer an: Sie brachten uns in das beſte Gaſthaus von Chambery. Die Wirthin ſagte, es wäre kein Winkel mehr in ihrem ganzen Hauſe ledig, ſie könnte uns alſo unmöglich aufnehmen, ſie müſte uns dann ihr eigenes Bette geben; Gebt es nur, gebt es nur, ſagten unſre höfliche Begleiter; dieſe beyde Herren, ſetzten ſie hinzu, ſind von dem Gefolg der Prinzeßin, wolt ihr daß ſie ſollen auf der Straſſe liegen? Wir waren verwundert, daß die Wirthin uns darauf das beſte Zimmer im ganzen Haus einräumte.

Den andern Tag befand ich mich nicht wohl, dem ungeachtet that ich die Reiſe mit dem General nach Turin. Wir traten ſolche den 29. Auguſti an. Unſrer waren vier, die den General begleiteten, nemlich der Baron Elſter, der Herr von S. Hypolite und der Herr von Theiſſier. Eine abentheuerliche Reiſe, wann je eine war. Wir ritten, ausgenommen der General welcher fuhr, um die Wette. Ich lies meinen Reisgefehrden die Ehre, in dem erſten Rennen vor mir zum Ziel zu kommen. Ich war meines Siegs gewis: Der lacht am beſten, ſprach ich, der am letzten lacht. Es war eine grelle Hitze: Ich ritt meiſtens im Camiſol und hatte des Tags über Poſtpapier unter dem Hut, um mich gegen die Strahlen der Sonne zu verwahren, welche mich ſtark auf den Wirbel brannten. S. Hypolite und ich hatten den beſten Appetit: wir muſten faſt auf jeder Poſt etwas eſſen und trinken; ſolte es auch nur ein Stück hartes Brod und ein wenig verſchimmelter Käs ſeyn. Die Poſtwechſelungen in dieſen Alpengebürgen waren folgende: Momellian, Maltaverne, Aiguebelle, Aipiere, La Chambre, S. Jean de Maurienne, S. Michel, S. André, Bramant, Leneburg, von da wir über den Mont Senis, als den höchſten Berg unter den Alpen, mit Maulthieren giengen. Zweyen von dieſen Thieren wurde die Caleſche des Generals aufgeladen, eines trug den Kaſten, das andere die Räder. Hier ritten wir hin und wieder noch zwiſchen dem Schnee, und muſten für Kälte unſre Mäntel um uns ſchla-

ſchlagen, da die Hitze in den Thälern faſt unerträglich war.

Wir kamen den 30. Auguſt über Novaleſe nach Suze, wo uns die Officier vom Schulemburgiſchen Regiment, welches da in Beſatzung lag, beſuchten. Nach gethaner Mahlzeit giengen wir weiter über Jaquoniere und St. Ambroiſe nach Rivole, wo die Königin Hof hielte. Der General war etwas zurück geblieben. Ich ritt voraus, gieng nach Hof und muſte eine Menge Fragen beantworten. Die Königin hatte wenig Annehmliches, ſie ſah einer alten verdrieslichen Dame gleich. Der General blieb die Nacht und den andern Tag über bey Hof, ich aber ritt mit S. Hypolite und Theſſier nach Turin. Der Baron Elſter hatte ſich durch ſein unmäßiges Rennen gleich Anfangs zu viel erhitzt; er blieb zurück und wurde von einigen Bauren, die ihn auf dem Weg hatten liegen gefunden, in einem Kittel, wie die Murmelthierleute tragen, in einer poßirlichen Figur nachgebracht. Der General, ſein Oheim, war ſehr hart gegen ihn.

Wir blieben in allem nur 4. Tage lang zu Turin, da wir uns die kurze Zeit auf alle mögliche Weiſe zu Nutze machten und alles ſehenswürdige, beſonders auch die ſogenannte Venerie in Augenſchein nahmen. Es fehlet gar viel, daß dieſes berühmte Jagdſchloß ſo ausſehen ſolte, als es die ſchönen Kupferſtiche in dem Theatro Sabaudiæ & Pedemontiæ ausweiſen. Die Franzoſen haben daſelbſt im letztern

Krieg

Krieg übel gehauſet, indem ſie ihre Wuth ſogar an den lebloſen Bildern und Schildereyen, die ſie zerhauen und verdorben, zum ſchlechten Andenken eines ſonſt ſo geſitteten Volks, ausgelaſſen haben.

Den 3. Septembr. kehrten wir wieder nach Chambery zurück: Ich that abermahls den ganzen Weg zu Pferd, nur daß ich mich über den Berg Senis, gleich den andern auf einem hölzernen Lehnſtuhl, der unten keine Stollen hatte, tragen lies. Die Träger hüpften mit uns, wie die Gemſen über Stein und Klippen hin, wobey derjenige, der alſo getragen wurde, das Gleichgewicht auf das ſorgfältigſte beobachten muſte. Ehe wir aber dahin kamen, hätte ich faſt mit dem Pferd den Hals auf der Veſtung la Belle Brunette de Suze abgeſtürzt.

Die Sache verhielte ſich ſo: Als wir nach Suſe kamen, ſtellte ſich ein ganzes Bataillon vom Schulenburgiſchen Regiment in die Waffen, um dem General Ehre zu erweiſen. Die Officier gaben uns ihre Pferde, um die Veſtung la Brunette zu ſehen: Dieſelbe iſt in einem Felſen eingehauen und das wunderwürdigſte Werk von dieſer Art, ſo man ſehen kann. So bald wir den Chocolade früh Morgens bey dem Commendanten in Suſe eingenommen hatten, griff ein jeder nach dem beſten Pferd, das er bekommen konnte. Ich hatte mir einen muthigen Sardinier ausgeſehen, mit dem ich einen ſtolzen Ritt nach der Veſtung that. Nachdem

wir

wie auf derſelben alles geſehen hatten und ein jeder ſich wieder zu Pferd ſetzte, bäumte ſich mein Sardiniſcher Hengſt auf eine Stute, welche den S. Hypolite zum Reuter hatte. Der wütende Gaul hackte mit den Förderfüſſen auf ihn zu und würde ihn elendig zugerichtet haben, wo ich nicht alle mögliche Arbeit angewendet hätte, denſelben auſſer Gefahr zu ſetzen. Ich ſahe aber nicht diejenige, in welche ich dadurch ſelber gerieth. Mein Pferd, welches ich im Schrecken mit aller möglichen Gewalt zurück riß, und ſich beſtändig aufbäumte, hätte keinen Schritt mehr hinter ſich thun können, ſo wäre es mit mir von einer entſetzlichen Höhe dem Felſen hinunter geſtürtzet. Man ſchrie mir gräßlich entgegen. Ich ſahe aber die Gefahr nicht ehender, als bis ſie vorbey war, und etliche Schulenburgiſche Soldaten, die, indem ſie dem Pferd in den Zügel fielen, und es zurück zogen, mir durch göttlichen Beyſtand das Leben retteten.

Der General wolte gern ſein Gepäck vom Halſe haben; er ſand deswegen ſeinen Vettern und mich voraus. Wir verreiſeten den andern Tag als den 7. Sept. gegen Abend von Chambery und übernachteten zu Aix, wo wir verſchiedene Alterthümer ſahen. Den 8. ſpeiſeten wir zu Rimilli zu Mittag. Hier waren die Bauren unwillig, daß ſie uns vorſpannen ſolten. Endlich kamen acht Ochſen und acht Schelmen, die uns mit unſern groſſen Kutſchenkaſten in der Irre herum führten und uns mit allen Flüchen begleiteten, die in ihrer Sprache gültig waren.

Sie ſuchten auf ſolche Weiſe die Schmach zu rächen, welche man ihren armen Ochſen durch ein ſolches in dieſen Landen ungewöhnliches Fuhrwerck erwies. Es waren darunter etliche Schnapphahnen, die uns gar zu gern geplündert hätten. Ich merckte ſolches bald, weil ich ihr ſavoyardiſch zimlich verſtund. Sie brachten uns um Mitternacht auf ein abgelegenes Bergſchloß, wo wir nichts zu Eſſen noch zu Trincken fanden. Weil ich merckte worauf es abgeſehen war, ſo befahl ich den Leuten, die wir bey uns hatten, ſich mit uns in die Kutſche zu ſetzen und einen forn aufſitzen zu laſſen. Elſter hatte ein gutes Gemüth, er ſchlief ruhig; ich aber, ſo müde ich auch war, konnte nicht ſchlafen. Ich hörte immer unſre Ochſentreiber um uns herum ſchwirren. Endlich merckte ich, daß einer die Kutſche ſachte aufzog und zu ſeinen Cameraden ſprach: Ils dorment: Sie ſchlafen. Als ich dieſes hörte, machte ich Lermen, ſprang auf ſie los, ſchalt und drohete, daß ſie alle ſolten aufgehängt werden, wo ſie nicht gleich fortfahren wolten. Wir hatten Gewehr bey uns, und ſetzten uns in Verfaſſung ihrem Frevel zu begegnen, wo ſie etwas gegen uns unternehmen wolten. Einer hielt unter ihnen den andern zurück, ſich nicht an uns zu vergreiffen. Ich gab ihnen bald gute bald böſe Worte. Ich machte ihnen begreiffen, daß wir Edelleute und Bedienten von dem Gefolge der Kronprinzeßin wären, und daß wir wiederum nach Teutſchland zurück kehren ſolten. Wir vermögten es alſo

kei-

keineswegs, daß ſie mit dergleichen beſchwerlichen Vorſpann geplaget würden. Ich verſprach ihnen dabey ein kleines Geſchenck, wann ſie uns an Ort und Stelle, ohne weitern Umſchweiff liefern würden; damit giengen die acht Ochſen vom Weg. Wir kamen aber erſtlich den andern Tag nach Maylli, nachdem wir von Rimilli über 24. Stunden lang ins Creutz und in die Quer, zwiſchen Berg und Thal, von den ſchelmiſchen Bauren waren herum geführet worden.

Ich war alſo, da ich wieder auf die Schweitzeriſche Gräntzen kam, dieſer Art zu reiſen müde, und lies mir Abends zu St. Julian noch ein Pferd geben, mit welchem ich nach Genf zu ritte; mithin das gantze Fuhrwerck und Gepäcke des Generals, der Beſorgung ſeines gemächlichen Vetters und ſeiner teutſchen Bedienung überlies.

Ich will dieſer abendtheuerlichen Reiſe eine kurtze Beſchreibung des Sardiniſchen Hofs und des Herzogthums Savoyen mit beyfügen.

* * *

Der Hof zu Turin iſt eine Verſammlung kluger Staats-Leute und eine Schule für die Höflinge. Man ſiehet an demſelben viel Glantz und Schönheit, aber noch mehr Ordnung

nung und Haushaltung. Der Fürſt verdiente König zu ſeyn, wann er keiner wäre. Er iſt der leutſeligſte Herr von der Welt. Er ſpricht mit jedermann ohne die geringſte Umſtände. Er läſſet niemand ſeine Hoheit durch Zwang und Stoltz empfinden. Er iſt ein König, den man lieben kann, indem man ihn ehren muß.

In ſeiner Jugend ſoll er einer der belebteſten und galanteſten Prinzen geweſen ſeyn. Nun aber ſieht er einem guten ehrlichen Bürger ähnlich; deſſen Mine doch nichts deſtoweniger etwas großmüthiges zeiget. Er kleidet ſich ziemlich nachläßig und bekümmert ſich wenig mehr um Putz und Mode. Der Prinz kommt ihm an guter Geſtalt nicht bey. Ein lang herabhängendes Haar bedecket ihm den Rücken. Er hat eine gute Erziehung gehabt: er zeigt wenig Lebhafftigkeit, aber dargegen einen guten Verſtand. Er ſpricht nicht viel und ſcheinet ſeine wahre Neigungen noch zu verbergen. Man verſpricht ſich aber unterdeſſen von ihm viel gutes.

Der König iſt ſehr redſprechig: er fragt nach allen Kleinigkeiten. Er will, daß man ſoll redlich mit ihm verfahren und iſt nicht leicht zu hintergehen. Man hält ihn insgemein für einen groſſen Statiſten und miſſet ſeiner Politic viel Unheil im letzten Krieg mit bey. Allein, er ſelbſt für ſeine Perſon vermag ſolches wohl nicht. Er muſte ſich lencken und leiten laſſen, um ſich in

die Zeiten und Umſtånde zu ſchicken. Die Lage ſeiner Långer iſt ſo beſchaffen, daß er damahls gleichſam ſich genöthiget ſah, auf beyden Schultern zu tragen, und bald auf dieſe bald auf jene Seite ſich zu wenden. Die unůberwindlich ſcheinende Bergfeſtungen, welche ſeine Provinzen gegen feindlichen Einbruch bedecken ſollen, heiſſen nichts gegen eine mächtige Armee, die allenthalben die Påſſe beſetzen und die Zufuhr hemmen kann. Franckreich kann von dieſer Seite wohl kleine, aber keine groſſe Nachbarn leiden. Da im Gegentheil der Hof von Turin ſich dadurch empor gehoben, daß er dem Hauß von Oeſterreich beygeſtanden hat. Die armen Unterthanen haben es zwar entgelten und dieſe Hoheit durch ihr Verderben theuer bezahlen můſſen.

Die meiſten Staatsråthe an dieſem Hof werden fůr ſehr eigennůtzig gehalten. Das Geld, oder die Hoffnung eines Gewinnſtes ſoll insgemein den Ausſchlag in den wichtigſten Unterhandlungen geben. Ich glaube aber, daß dieſe Beſchuldigung nicht mehr Grund hat, als diejenige, womit man auch andre Höfe, beſonders die Teutſche, beleget.

Man ſiehet nicht leicht artigere Höflinge und wůrdigere Menſchen um Könige zu ſeyn, als an dem Sardiniſchen Hof. Sie ſind, als wåren ſie alleſamt fůr den Hof ausgeſucht; man ſolte ſagen, der Eintritt in die Vorzimmer des Königs ſey allen denen verbotten, die nicht wů-

ſten, wie man ſich darinnen geziemend auf-führen ſolte. Die Ehrfurcht, die man daſelbſt für ſeinen Fürſten bezeigt, hält jedermann in einem demüthigen und beſcheidenen Weſen. Man beobachtet darinnen keinen unverſchäm-ten jungen Adel, wie bey uns, der nur ſchei-net die Höfe zu beſuchen, um ſeine Kleider und ſeine Thorheiten zu zeigen.

Wenn man von Tonon nach Genf kom-met und allda die reich aufgeputzte Zimmer und niedliche Palläſte der Kaufleute ſiehet, ſo be-kommt man einen deutlichen Begriff von den Vorzügen eines freyen Staats und von dem Verderben, in welche die Hoheit der Monar-chen durch den Krieg ihre Völcker ſtürtzen. Die Savoyarden ſind gute ehrliche Leute: Es fehlet ihnen weder an Geiſt noch an Wiſſenſchafften, noch an Tapferkeit; die Piemonteſer aber ha-ben ſchon kein ſo gutes Lob. Ihnen ſoll mit nichten zu trauen ſeyn. Die rauheſten Gegen-den zeugen insgemein beſſere Menſchen, als die fruchtbarſte Gefilder, wo der Uberfluß, der Müßiggang und die Wollüſte die Menſchen verderben. Von Savoyen mag man wohl mit Recht ſagen, was dort Lucanus, wiewohl in einem andern Sinn geſagt:

Illos terra fugit dominos his rura colonis.

Chambery, ob es gleich mitten in den Savoyi-ſchen Alpen liegt, hat nichts deſtoweniger viel Schönes und Anmuthiges. Man ſiehet auf der Seite nach Montmellian, längſt der Iſſer, ein luſti-

luſtiges Gefilde. Tonon liegt am Genfer See in einer unvergleichlichen Lage: es iſt vor dieſem ein ſehr anſehnlicher Ort geweſen. Man ſiehet da herum eine Menge adelicher Schlöſſer; allein ſie ſind meiſtens, wie die Städte, durch die vielen Kriege ſehr mitgenommen und zum theil gar verſtöhret worden.

Gleich unten an Tonon liegt Ripailles, welches bis auf den Genfer See ſtöſſet. Dieſer Ort iſt einer der merckwürdigſten. Es iſt zu verwundern, daß unſre teutſche Reiſe- und Länderbeſchreiber faſt gar nichts davon melden. Das Schloß hat mit ſeinen ſieben Thürmen ein gantz beſonders Anſehen. Amadeus VIII. hatte ſich ſolches, da er der Welt müde wurde, zu einer Einſiedeley erbauet. Er bewohnte ſolche mit zehen Ordensrittern des H. Mauritius. Ein ſchattigter Eichenwald umſchlieſſet das Gebäude, und eine Mauer von zwey tauſend Schritten dieſes luſtige Gehöltze. Hier lebte der fromme Amadeus, abgeſondert von der Welt; ſeine Verdienſte blieben darum noch ſtets bekannt: Man wehlte ihn auf dem Concilio zu Baſel, unter dem Namen Felix, zum Pabſt; allein die weltlichen Unruhen dieſes Stuhls machten ihm wenig Vergnügen. Nachdem er ſich in die 9. Jahre lang damit beunruhiget hatte, danckte er ab und begab ſich wieder in ſeine vorige beliebte Einſiedeley, wo er im Jahr 1451. mit Tod abgieng.

Annecy, Bonneville, St. Jean de Maurienne, Rimilli, S. Maurice, und Mouſtiers

ſind ebenfalls feine und angenehme Städte; inſonderheit die erſte, welche wegen ihren luſtigen Baumalleen an dem See etwas ſehr ſüſſes hat. Es ſind wenig Edelleute auf dem Land, welche nicht in einigen von dieſen Städten ihre eigne Häuſer haben.

Die Nahrung iſt ſonſt darinnen armſelig und wer nicht ein Amt bedienet, der iſt übel daran. Es fehlet den guten Leuten faſt an allen acht Nahrungsmitteln nach dem Verſe:

Anſer, apis, virtulus, bombyx, oſtrea, linum,
Mercurius, ſervant totius orbis opes.

Der Feldbau iſt ſehr ſchlecht und beſchwerlich; doch ſiehet man mit Verwunderung, wie künſtlich die Bauern in dieſen Gebürgen den Pflug zu lencken wiſſen. Auch wächſet in dieſen rauhen Gegenden noch ein ziemlich guter Wein. Die Einwohner müſſen ihn aber meiſtens ſelbſt trincken, weil ihnen ſolchen niemand abnimmt, und die Fracht zu hoch kommt ſolchen zu verführen. Die Gläſer ſind in Savoyen ſehr rar, denn man ſiehet faſt allenthalben die Feſter an ſtatt der Glasſcheiben mit Papier beklebt. Handel und Wandel iſt alſo in dieſen Ländern gar nicht. Die armen Savoyarden ſuchen deswegen ihr Glück auſſerhalb ihrem Vaterland. Sie ſind die beaux Eſprits unter dem Pöbel zu Paris, wo ſie als Leute von einem ſehr aufgeweckten Geiſt die Schuhputzer und Caminfeger abgeben.

Bey

Bey uns ſiehet man dieſelbe ihre Murmelthiere und ſchöne Raritäten herumſchleppen: Die etwas mehr vor ſich gebracht haben, verſehen die Jahrmärckte und den Landadel mit Galanteriewaaren, welche zu Paris beginnen den Werth der Mode zu verlieren.

Ich begreiffe nicht wie der König, von dem man ſagt, daß er ſeine Unterthanen ſehr liebte, jährlich einige Wochen zu Evian und zu Tonon zubringen kann, um daſelbſt die Annehmlichkeiten der Stille, in der Entfernung von dem Gewühl ſeines Hofs, zu genieſſen, ohne durch die Betrachtung desjenigen Elendes gerühret zu werden, welches ihm hier allenthalben in die Augen fällt. Man höret nicht, daß er dieſen bedrängten Leuten deswegen das mindeſte an ihren Laſten und Abgaben nachließ; noch vielweniger, daß er ihren traurigen Zuſtand ein wenig zu verbeſſern ſuchte. Iſt dieſes nicht eine ſchlechte Staatskunſt, welche den Fürſten erhöhet und die Unterthanen in der Armuth läſſet? Die Lebensart iſt in dieſen Bergländern von der Schweitzeriſchen nicht viel unterſchieden. Nur daß die Savoyarden von Natur, ich weiß nicht was fröliches und aufgeräumtes haben. Bey ihnen heißt es wohl recht: Povero ſi, ma contento. Sie eſſen meiſtens Haberbrod, und wenn dieſes hart und geſchimmelt iſt, daß kein Meſſer mehr durch will, ſo werffen ſie ſolches ins Waſſer, damit es wieder weich werde.

Die merckwürdigſte Reiſe, die ich gethan habe,

war über den Berg Senis, welche ich von Lane-burg aus auf Mauleſeln erſtieg und mit Trag-ſtühlen herunter getragen wurde. Weil es im höchſten Sommer und ſehr helle war, ſo ver-ſprach ich mir eine gantz neue Welt auf der Hö-he dieſes berühmten Berges zu ſehen; allein ich erblickte zu meiner groſſen Verwunderung dar-auf nichts anders als Berge und eine groſſe Fläche von ein paar Stunden lang, worauf ich zugleich die ſchönſten grüne Wieſen auf der Sei-ten, mit weiſſen Strichen von Schnee und in der Mitte einen ſchönen groſſen Teich entdeckte. Von Einwohnern aber fand man auf dem gan-tzen Berg über 6. Stunde Weges niemand, als einen Mann, der mit Weib und Kinder in ei-nem kleinen elenden Häusgen wohnte, um den Poſtwechſel zu beſorgen. Dieſe arme Leute leb-ten in dieſer erhabenen Einöde ſo ſchlecht, daß man bey ihnen nicht die geringſten Erfriſchungen auſſer ein wenig hartes Brod und verſchimmel-ten Käſe haben konnte.

Sobald man die Alpen überſtiegen und von ihren höchſten Gebürgen in die Piemonteſiſche Thäler herunter ſteiget, ſo ſiehet alles ſchon weit angenehmer und beſſer aus. Man entdeck-te hier die ſchönſten und reichſten Provinzen von Europa, wo der ſtoltze Po ein allenthalben frucht-bares Land bewäſſert, und wo eine ſolche Men-ge Schlöſſer, Städte, Flecken und Mayerhöfe bey einander liegen, daß man nicht Augen ge-nug hat ſich umzuſehen. Der Krieg hatte zwar auch in dieſen anmuthigen Gegenden ſeine Wuth

aus-

ausgelaſſen und hin und wieder traurige Denckmäler geſtifftet; allein fruchtbare Länder erholen ſich bald wieder; da im Gegentheil andere das Andencken der Kriege, durch ihre Verwüſtungen, bis auf die ſpäte Nachkommen bringen; wie man das erſtere inſonderheit am Po und am Rhein beobachtet. Dieſ Alpengebürge aber ſind die Schutzmauer von Italien, welche die Franzöſiſche Macht, die über alles hinaus will, ein wenig einſchräncket. Dieſe Gegenden werden deswegen immer von dieſen unruhigen Nachbarn angegriffen, und weil ſie die Berge nicht niederreiſſen können, ſo müſſen es die armen Einwohner entgelten.

Piemont liegt gleich am Fuſſe der Alpengebürge, wie ſolches auch der Name andeutet: (In pede montium). Man kommt von Rivole, wo ein Königliches Luſtſchloß iſt, in einer vortrefflichen Allee von hohen der Schnur nach geſetzten Bäumen bis nach Turin. Die Lage dieſer Haupſtadt iſt unvergleichlich, noch ſchöner aber iſt ſie ſelbſt innerhalb ihren prächtigen Mauren. Sie zeiget faſt alles, was die Baukunſt jemahls vortreffliches erfunden hat, alſo, daß mit Recht Turin den Zunamen die Schöne unter den Italiäniſchen Städten verdienet. Nicht nur die Straſſen ſind faſt alle gerade und nach der Schnur gezogen, ſondern die Häuſer ſelbſt ſind von einer ſolchen Gleichheit in der Höhe, in der Farbe und in der Bauart, daß man gantze Reihen Häuſer für einen einzigen Pallaſt anſiehet.

Die Stadt iſt voller Einwohner, welche durch eine glückliche Vermiſchung des Italiäniſchen uud Franzöſiſchen Geblüts von einer ſehr guten Lebensart ſind. Man findet hier überaus viele ſchöne Sachen zu ſehen: Bey Hof iſt die prächtige Gallerie von Raphael Urbin und noch eine andre von Römiſchen Bildſeulen, Bruſtbildern, Köpffen] und dergleichen. Die Venerie oder das Jagdſchloß 2. Stunden von Turin, ſoll wieder hergeſtellet werden; dann dieſes Gebäude hat im letztern Krieg am meiſten gelitten.

Regiſter
Der Perſonen und Caracteren, welcher in dieſem Werck gedacht wird.

* Bedeutet das kleine Alphabet.

A.

Abbildung des Verfaſſers in ſeiner Jugend. 8
Abgaben in Holland ſind ſchwer und viel. 112*
rühren von einer ſchlechten Politic. 114*
Aeuſſerliche Kirche nicht zu verachten 22
Abhänglichkeit von einem höhern Weſen. 21
Acciſe wird in Berlin übertrieben. 32*
Ackerbau in der Schweitz iſt ſehr mühſelig. 132*
Actien in Franckreich. 99*
Adel, in Holland bedeutet nicht viel. 118*
Annecy, Nachricht von dieſer Stadt. 152*
Alexander, hat einen närriſchen Hochmuth. 54
Altwitz geberdet ſich übel bey dem Trunck. 70
Antonin ſchätzet den Pracht gering. 163
Arimantes, ein Edelmann vom Land. 82
Ariſtoteles iſt närriſch ſtoltz. 54. 116
Armuth, Mittel gegen dieſelbe. 18
Auguſts, Königs in Polen Abbildung. 189

B.

Bauart, in Franckreich iſt ſehr ſchön. 105*
Bauern, ſind die Eſeln unter den Menſchen. 34
Beaumarchais, (Mſr. de) Abbildung des Abts Schannats. 282 deſſen Beſchreibung von Holland. 126*
Beaux eſprits, in Franckreich kehren ſich an nichts. 96*
Beredſamkeit flieſſet aus der deutlichen Vorſtellung der Vorwürffe. 24
Berlin, Beſchreibung und Lebensart dieſes Orts. 36*
von Berry, Herzogin, ſchändliche Nachreden von derſelben. 102*
von Beſſer, deſſen Caracter, 254 deſſen Bibliothec. 256
Beſchwerlichkeiten des ehelichen Lebens. 27
Bettler in Holland von einer beſondern Art. 121*
Bibliothec, die Beſſeriſche, 256 die Uffenbachiſche, ibid. die Steinheiliſche, 266 die Kayſerliche. 5*
Böſes kann man nicht ausrotten. 135
du Bois, Cardinal und Staatsminiſter des Regenten. 101*
Bruyere ein Sittenmahler, 5 deſſen Beſchreibung der wahren Hoheit. 140
von Buquoy, Graf, deſſen Caracter und wunderbare Begebenheiten, 221 ſchreibt gegen die abſolute Gewalt, 233 deſſen Brief an die Herzogin von Orleans. 244

C.

Cammergericht, das Kayſerlich. 67*
Caracter der Franzoſen. 84*

Carl der XII. ſetzet ſich ohne Noth in Lebensgefahr, 156 deſſen Caracter. 169
Carnevalsluſtbarkeiten in Dreßden. 62*
Cats Schrifften ſind nützlich zu leſen. 111*
Chambery, Abentheuer daſelbſt. 156*
Charfreytag in Regenſpurg. 83*
Chiromantie. 61
Cicero, deſſen närriſcher Hochmuth, 55 deſſen Beſchreibung eines Helden. 166
von Conde, Prinz, deſſen Caracter 173
Coppiſch, Rath und Goldmacher. 264
von Coſel, Gräfin, ihr Caracter. 192
Curius, ein Feldherr der Römer, brät ſeine Rüben. 163

D.

von Dänhof, Gräfin, ihr Caracter, 193 giebt ein Feſt dem König zu ehren, 50* ihre Sorgfalt für den König. 54*
Dames du palais, wer ſie ſind. 95*
Demüthig hochmüthige. 49
Dicke Lufft zeugt feinere Geiſter als die feine Lufft. 223*
von Dieskau, Fräulein, ihre Schönheit. 194
Diogenes iſt närriſch ſtoltz. 54
Dippels Schreibart wird mißbilliget. 132
Dreßden, Beſchreibung und Lebensart dieſes Orts, 39* iſt einem Schauplatz ähnlich. 67

E.

Edelmanns Schreibart iſt nicht zu billigen. 132
Edelmann vom Lande. 82
Ehre, irrige Begriffe davon. 59
Ehrenpunct, verurſacht viel Unheil, 57 der närriſche Ehrenpunct. 169

Ehrgeitz kann nicht vergnügen. 49
Eigennutz in Holland macht groſſe Unordnung. 113*
Eigenſinnigkeit, deſſen Urſachen und verſchiedene Caractere. 88
von Elſter, Baron, Reißgefährte nach Savoyen und Turin. 144
Emilie, eine unglücklich Eigenſinnige. 95
Empedocles iſt närriſch ſtoltz. 54
Empfindlichkeit, Abbildung eines Empfindlichen. 44
Engelländer verehren die wahre Hoheit. 144
Eoſander, General, deſſen Caracter. 258
Eraſt, ein gelehrter Weiſe. 28
Eugenius, Prinz von Savoyen, wird einer Verwegenheit beſchuldiget, 171 deſſen Abſchilderung. 19*
Evremond, ein Meiſtes in ſeinen Abbildungen, 5 Nachahmung ſeiner vollkommenen Frauen, 12 deſſen Vergleich zwiſchen Conde und Turenne. 173
Excellenzen bey Hof, deren verſchiedene Art. 35*

F.

von Fenelon, deſſen Abbildungen ſind Meiſterſtücke, 5 deſſen unwürdiger Nachfolger Abt du Bois. 102
Flavia, die Wanckelmüthige. 51
von Flemming, Graf, Feldmarſchall, deſſen Abbildung, 195 giebt ein Feſt dem König zu ehren. 51* wie er ſich dabey aufgeführet, 53 deſſen Art ſich bey dem König zu entſchuldigen. 55*

Franzoſen halten uns für halbe Barbaren. Warum. 93*
Franzöſiſcher Hof unter dem Regenten. 99*
Freygeiſter, in Franckreich. 98*
Freyheit, der Grund gemeiner Wohlfahrt 109* hat die Schweitz empor gebracht. 127*
Friedrich König von Preuſſen wird von Voltaire würdig gelobt. 120
Fürſt, deſſen Abbildung. 148. Eigenſchafft eines böſen Fürſten. 149. Ein Fürſt muß ſich nicht auf ſeine Räthe verlaſſen, 150 hat einen ehrlichen Mann vonnöthen, 152 ſoll die Heldenſucht meiden, 153 muß Land und Leut beſchützen, ohne doch ſeine Perſon auszuſetzen, 155 iſt der Oberaufſeher der offentlichen Gefälle, 157 muß ſowohl den Geitz als die Verſchwendung vermeiden, 159 muß prächtig ſeyn, ohne in das Kleine zu fallen, 160 die Gerechtigkeit lieben und Handhaben. 164

G.

Geitz iſt kein Fehler der Geiſtlichen. 130
Geitzhals, deſſen Abbildung. 33
Geiſtlichen haben ihre Fehler wie andre Menſchen, 132 es giebt unter ihnen auch treue Hirten, 133 ihr Amt iſt nöthig, 134 ihre Zänckereyen auf dem Reichstag. 78*
Gelehrte ſind mehr ehrgeitzig als Geldgeitzig, 37 ſind närriſch ſtoltz, 55 Abbildung eines gelehrten Weiſen, 28 gelehrte Leute in Sachſen. 40* in Franckreich, 96* in Holland, 125* in der Schweitz. 137. 139
Gellia, eine Scheinheilige. 124

General, der galante. 80
Genfer See, deſſen prächtige Gegend. 146*
Guſtav Adolph, König in Schweden ſchadet durch ſeine Tapfferkeit der gemeinen Sache. 156
von Gundling, deſſen Abbildung und Geſchichte. 198*. 35.
Gratians Beſchreibung der wahren Hoheit. 139
Gerichtsordnungen leiden eine groſſe Verbeſſerung. 75*
Groſſe Herren ſind die gröſte Geitzhälſen. 34
Geſandten zu Regenſpurg was es mit denſelben für eine Beſchaffenheit habe. 78*
Geſichtsbildung iſt eine verborgene Schrifft der Natur. 13

H.

Handlung will in den preußiſchen Ländern nicht fort, deſſen Urſachen 25*
Haushaltung eines Fürſten, wie ſie beſchaffen ſeyn ſoll. 157
Harpaz ein Geitzhals. 16
Held, deſſen Eigenſchafften, 165. iſt tapffer aber nicht grauſam, 168. deſſen Aufführung bey einer Feldſchlacht. 181
Heldenmuth, der falſche. 168
Heſſen-Rothenburg, Prinzeßin, vermählte Braut des Kronprinzens von Sardinien. 142*
Hochmuth, deſſen Beſchreibung 47
- der Scheinheiligen. 49
- der Weiſen. 50
- der Geiſtlichen. 128
- der Groſſen in Wien. 9*

 Ho-

Hoheit, eine falſche, herrſchet in den bürgerlichen Staaten in Holland und in der Schweitz, 142 wahre Hoheit, was ſie ſey, 145. falſche Hoheit 146 Hoheit eines Fürſten beſtehet in der Glückſeligkeit ſeines Volcks. 148
Holland, Beſchreibung davon. 106*
Hooft, Burgermeiſter in Amſterdam tractiret ſeine Freunde. 111*
S. Hypolite, Baron von Montaulieu, Reiſegefährde nach Turin. 147

J.

Janhagel, deſſen Beſchreibung. 93*. 120
von Jlgen, Preußiſcher Staatsminiſter, deſſen Caracter. 33*

K.

Kayſerlicher Hof, deſſen Beſchreibung. 5*
Kaufleute ſind nur kleine Geitzhälſe. 34
von Kalkenſtein, Obriſt- und Hofmeiſter des Kronprinzens von Preuſſen. 27*
Klugheit macht einen General und Hertzhafftigkeit einen Soldaten. 173
König in Franckreich, deſſen Caracter. 98*
von Königsmarck, Gräfin, ihre Eigenſchafften. 190
Kriegsſtand iſt bey den Holländern ſchlecht eingerichtet, 114 ſolcher iſt bey den Schweitzern beſſer. 116*
Künſtler, ob ſie unter die Geitzhälſe gehören. 36

L.

Law, der feinſte Rechenmeiſter in Europa. 99*.
von Leutrum, General, Großhofmeiſter der Kronprinzeßin von Sardinien. 143.
Liberio ein aufgeräumter Weltweiſe. 78.
Limax, ein Geizhals. 38.
von Löwenſtein, Fürſt, giebt einen Ball. 84*.
Louvre ein prächtiges Gebäude in Paris. 105*.
Ludwig der XIV. war bey der Armee ohne ſich der Gefahr auszuſetzen. 156.
Luſtbarkeiten in Dresden. 49*.
Lycidas, ein langweiliger Müßiggänger. 64.

M.

Magie. 61.
Marlborough hatte ein kaltſinniges Weſen. 172.
Melintes, Bild eines vollkommenen Mannes. 13.
Melton heyrathet eine Scheinheilige und verdirbt. 123.
Midas von Faulleben, deſſen Lebensart. 66.
Mittel den Verſtand zu erhalten. 23.
Montaulieu Cammerherr des Königs in Preuſſen 214. Siehe Herrn von S. Hypolite. 158*.
Mont Senis der höchſte Berg unter den Alpen, Reiſe darüber. 158*. 160.
Moritzburg ein Jagdſchloß bey Dresden groſſes Luſtfeſt daſelbſt. 56.
Müßiggänger, deſſen Abbildung. 63.

N. Ne-

N.

Nebucadnezar iſt närriſch ſtolz. 54.
Nemitz, Hofrath, deſſen Beſchreibung von Holland, wird gerühmt. 126*.
Neuer Adel, deſſen Pracht und Aufführung. 84.

O.

Oeſterreich über alles. 8*. 19.
Oeſterreicher ihr Caracter. 10*.
von Oſterhauſen, Fräulein, ihr Caracter. 195.

P.

Paris, die Menge Menſchen daſelbſt verurſachet Unordnungen. 88*.
Petits Maitres, was dieſes für Leute ſind. 90*.
Philanter ein Wollüſtiger. 41.
Plato will die Poeten verbannen. 118.
Platoniſche Republick. 121*.
Plinius, Beſchreibung der wahren Hoheit. 138.
Poeten, wie ſie ihren Geitz vergnügen können. 37. Abſchilderung derſelben. 116.
Pohlen, betrunckene auf einem Feſt des Königs. 51*.
Pracht macht keine Hoheit 141. Man findet ſolches nicht am Preußiſchen Hof. 22*.
Praxis Cameralis, was davon zu halten? 68.
Preußiſcher Hof. 22*. Preußiſche Soldaten. 24*.
von Prinz, Preußiſcher Staatsminiſter, deſſen Caracter. 33*.
Profeſſor G * * deſſen Abbildung. 218. Galanterien ſeiner Frauen. 220.

R.

Rangſtreit zwiſchen zweyen Weibsbildern. 56.

Ravannes, deſſen Memoires. 104.
S. Real, Abt, von deſſen Anmerkung über den Scipio. 179.
Regenſpurg, Beſchreibung dieſes Orts. 76. 82*.
Regent in Frankreich, deſſen Hof. 99*. Pasquile die man auf ihn verfertiget. 102*.
Reinlichkeit der Holländer. 108*.
Reichthümer ohne Policey ſind ſchädlich. 116*.
Reichshofrath in Wien. 15*.
Reiſebeſchreibung nach Savoyen und Turin 142*.
Republick, wie es darinnen ausſehen muß. 110*.
Richter, ob ſie unter die Geitzhälſe gehören. 38.
Ripailles, Beſchreibung davon. 167*.
Ruyter, Admiral, deſſen Begebenheit. 59.
Rouſſeau, ein Poet. 118.

S.

Sachſen, ihr Caracter. 40*.
Sadeur vom Land der Hermaphroditen. 43.
Sächſiſches Blut, das ſchönſte in Teutſchland 39*.
Savoyen, Beſchreibung von dieſem Land. 162*.
Schannat, Abt, deſſen Abſchilderung. 278.
Schauſpiele am Sächſiſchen Hof. 48*.
Scheinheilige Frau, derſelben Abſchilderung. 121.
Schreibart auf dem Reichstag. 81.
Schweitz, deſſen Abbildung 129*.
Schweitzer, ihr Caracter. 131*. ihre Sitten. 135*. ihre Sprache. 138. ihre Kriegsverfaſſung. 140.
Scipio, deſſen ungemeine Tapferkeit. 176.
Seſoſtris, deſſen närriſcher Hochmuth 54.

Soldat, der vernünftige. 74.
Sophaſter, er gelehrter Grillenfänger. 76.
Spanier haben einen hohen Geiſt. 139.
von Spork, Graf, deſſen Abbildung. 246.
Statthalter, dörfte den Holländern nicht ſchaden. 110.
von Stein, Grafen, deſſen Patent. 209.
Steinheil, Churſächſiſcher Miniſter, deſſen Caracter. 265. deſſen lateiniſche Steinſchriften. 168.
von Suhm, Königl. Pohlniſcher Geſandter, deſſen Caracter. 197.
Sylvander, ein empfindlicher Menſch. 45.

T.

Taſſo beſchreibet die wahre Hoheit. 141.
Theophraſt, ein Sittenmahler. 5.
von Teſchen, Fürſtin, ihr Caracter. 191.
Teufelsbanner, der fromme, deſſen Abbildung. 61.
von Theiſſier, Reisgefährte nach Turin. 158*.
Thomaſii Meynung von den Affecten. 11.
Tiron, ein vernünftiger Soldat. 74.
Tonon, eine Beſchreibung dieſer Stadt. 148*.
Treckſchuyten in Holland ſind eine bequeme Art zu reiſen. 108.
Trunkenheit. 69.
Turenne, deſſen Caracter. 173.
Turin, Beſchreibung davon. 163*.

U.

Utrecht iſt ein ſehr angenehmer Ort. 121*.
Verfaſſer, deſſen Abbildung in der Jugend. 8.
Verliebte Weiber ſind beſſer als zänkiſche und ſcheinheilige. 121.

Verſailles iſt ein zuſammengeſtückeltes Gebäude. 106.
Voltaire, deſſen Schwediſcher Held iſt ausſchweiffend eigenſinnig. 94.

W.

Wankelmuth, Abbildung einer Wankelmüthigen. 51.
von Wackerbart, Graf als deſſen Hauß im Feuer aufgieng, eine Steinſchrifft. 273.
Weltweiſen, zwey ungleiche. 76.
Wetzlar, Beſchreibung dieſes Orts. 68*.
Wiſſenſchafften koſten nichts bey klugen Leuten. 23.
Witz, deſſen verſchiedene Eigenſchafften. 109. macht öffters unglücklich. ib.
Wollüſtig, Abbildung eines Wollüſtigen. 41.

Z.

Zankwitz, deſſen Abbildung. 30.
Zänkiſche Weiber ſind am ſchlimmſten wann ſie auch ſcheinheilig ſind. 122.
Zeit, ihre wichtige Benutzung. 63.
von Zinzendorf, Graf, deſſen Caracter. 290.
Zuſammenhang aller Dinge. 14.

AUGSBURG

H.
Lön (1

K

Loen, Johann Michael <<von>>, / Schneider, Johann Caspar, / Müller, Johann Bernhard,

Des Herrn von Loen gesammlete Kleine Schrifften

Bd.: 1.

Franckfurt ; Leipzig 1751

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1377 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11252096-3
VD18 15455025-001 VD18 12001716-003 VD18 12001716-001 VD18 15509729-001